

KONTEXTUELLER GEMEINDEBAU IN DEN NEUEN BUNDESLÄNDERN ZWANZIG JAHRE  
NACH DER WIEDERVEREINIGUNG (CONTEXTUAL CHURCH DEVELOPMENT IN  
POST-SOCIALIST EASTERN-GERMANY TWENTY YEARS AFTER THE REUNIFICATION)

by

BRIGITTE WILLERDING

submitted in accordance with the requirements  
for the degree of

MASTER OF THEOLOGY

in the subject

MISSIOLOGY

at the

UNIVERSITY OF SOUTH AFRICA

SUPERVISOR: PROF J REIMER

NOVEMBER 2011

**Student number: 4535–255–0**

I declare that

**Kontextueller Gemeindebau in den neuen Bundesländern  
zwanzig Jahre nach der Wiedervereinigung**

Contextual church development in post-socialist Eastern-Germany  
twenty years after the Reunification

is my own work and that all the sources that I have used or quoted have been indicated and acknowledged by means of complete references.

-----  
Signature  
Brigitte Willerding

-----  
Date

## **Zusammenfassung**

Seit dem Fall der DDR arbeiteten Kirchen jeder Couleur daran, unter der atheistischen Bevölkerung der neuen Bundesländer Gemeinde zu bauen, aber das erhoffte Gemeindegewachstum blieb aus. Trotz vieler Fortschritte ist die Kirche nach wie vor lediglich eine Nische der ostdeutschen Gesellschaft. Auch freikirchliche Bemühungen sind bisher weitgehend erfolglos geblieben (Schröder 2007:2). Die Menschen im Postsozialismus scheinen gegen das Evangelium immun zu sein. Weil aber Gemeinde Jesu dazu gesandt ist, Menschen jeder Kultur und jeden Milieus mit dem Evangelium zu erreichen, muss sich Missiologie darüber Gedanken machen, wie Gemeinde dieser Sendung auch in Ostdeutschland gerecht wird. Wie kann es gelingen, das Evangelium im speziellen Kontext Ostdeutschlands zu beheimaten?

Westliche Gemeindemodelle können in der kulturellen Prägung Ostdeutschlands nicht greifen. Der Besonderheit des ostdeutschen Kontextes muss im Gemeindebau Rechnung getragen werden. Die neuen Bundesländer brauchen einen kontextuellen Gemeindebau. Ausgehend von einem missionalen Gemeindeverständnis, das eingebettet ist in die *missio dei* (Reimer 2009:170), ist es deshalb Ziel dieser Studie einen kontextuellen Gemeindebau für die neuen Bundesländer zu entwickeln, der die Fragen und Nöte der Menschen im Osten kennt und das Evangelium für ihre Lebenswelt kontextualisiert. Mit Hilfe des bei der Unisa gebräuchlichen Praxiszyklus soll es dabei nicht nur um Theoriebildung gehen. Die vorliegende Studie mündet in Handlungsempfehlungen für die ostdeutsche Gemeindepraxis allgemein und ganz konkret für Magdeburg-Sudenburg. Diese Handlungsempfehlungen versuchen, sowohl dem ostdeutschen Kontext als auch den biblischen Leitlinien für missionale Gemeinde gerecht zu werden.

## **Summary**

Since the fall of the GDR, churches have worked hard in the new German states. Despite that, the church is still only a niche in East German society. East Germans seem to be immune to the gospel. But how can Jesus' church fulfill her mission in East Germany, where western models of church planting have been largely unsuccessful. East Germany needs a contextual church planting. Starting from a missional church understanding that is embedded in the *missio dei*, this study develops a contextual church planting strategy for the new states, that takes the uniqueness of East-Germany into account and contextualizes the gospel. This study should not end in theory. It leads to recommendations for the East German church in general practice and more specifically for Magdeburg-Sudenburg. These recommendations seek to meet the needs of both the East-German context and the biblical guidelines for missional church.

## **Keywords**

Missional church, contextual, Eastern-Germany, new German states, missiology, missio Dei, church development, post-socialist, recommendations, atheist population.

## **Dank**

Am Ende der vorgelegten Arbeit ist mein Herz voller Dank über die Möglichkeit, die mir Gott eröffnete nach vielen Dienstjahren in unterschiedlichen Einsatzfeldern und -orten nochmals neu über Missiologie und Gemeindebau nachzudenken. Ich empfand dies während der Kurse im AAP in Wiedenest und Marburg und meiner persönlichen Recherchen oft als ein Privileg, das Gott mir in diesen Studienjahren gab.

Danken möchte ich den Dozenten, die mich in meiner Reflexion nach besseren Arbeitsmethoden unterstützten. Besonderer Dank gilt meinem Supervisor Prof. Dr. Reimer, der mich ermutigte, förderte und herausforderte.

Diese Arbeit wurde nur möglich, weil mich meine ganze Familie mit Rat und Tat unterstützten. Mein Mann Bernd war ein sehr geduldiger Ehemann, der mit seinem Lob, seiner Ermutigung und den unzähligen angeregten theologischen Gesprächen mein Durchhalten ermöglichte. Meinem Sohn Jonathan danke ich für die vielen, vielen Computerprobleme, die er fachmännisch und geduldig für mich behob. Ohne ihn hätte ich die Arbeit nicht zu Papier bringen können. Meinem Sohn Nathanael verdanke ich die prompte Lieferung der in der Wiedenester Bibliothek verfügbaren Bücher. Was für ein Segen, dass er genau zu der Zeit in der Bibliothek tätig war. Ihr seid super!

Danken möchte ich meinen Lektoren Bernd Willerding, Rudolf Horn und Ursel Schmidt, die sich viel Zeit nahmen, um die Fehler in der Grammatik und im Gedankenverlauf aufzuzeigen.

Magdeburg, Juli 2011

## Abkürzungsverzeichnis

ASZ: Alten- und Sozialzentrum der Arbeitersolidarität, Halberstädter Straße 105, 39112 Magdeburg

AsTh: Sachsen-Anhalt, Sachsen, Thüringen-Kreis der Freien evangelischen Gemeinde

AT: Altes Testament

FeG: Freie evangelische Gemeinde

GWA: Gemeinwesenarbeit

IG-Sudenburg: Interessengemeinschaft Sudenburg

KT: Kontextuelle Theologie

MD: Magdeburg

NT: Neues Testament

PQT-Fragen: Mayers (1987) prägte in der Missionswissenschaft den Begriff der PQT-Fragen, nach der ein Missionar im Voraus bewerten soll, ob seine Worte oder Tat das Vertrauen des Gegenübers fördert, beeinträchtigt oder gar unmöglich macht.

Stasi: Ministerium für Staatssicherheit der ehemaligen DDR

S: Sudenburg

## **Inhaltsverzeichnis**

1.	Einleitung	1
1.1	Das Motiv der Untersuchung: FeG in den neuen Bundesländern	2
1.2	Missiologischer Ausgangspunkt der Arbeit	3
1.3	Notwendigkeit kontextuellen Gemeindebaus für die neuen Bundesländern	5
1.4	Die Forschungsmethode	6
1.5	Der Ablauf der Arbeit	7
1.6	Eingrenzung der Arbeit und Anmerkungen	8

## **Kapitel I Theologische Basis**

2.	Ekklesiologische Reflexion	9
2.1	Die traditionellen notae ecclesiae	9
2.2	Eine missionale Ekklesiologie für unsere Zeit	13
2.3	Neutestamentliche Bilder der Gemeinde	14
2.3.1	Gemeinde ist Gottes Volk	16
2.3.2	Gemeinde ist der Leib Christi	19
2.3.3	Gemeinde ist die Gemeinschaft des Heiligen Geistes	23
2.4.	Die Identität der missionalen Gemeinde Jesu	26
2.5	Leitlinien einer missionalen Ekklesiologie	32
3.	Kontextuelle Theologie	46
3.1	Begriffsklärung	47
3.2	Legitimation Kontextueller Theologie	47
3.3	Gefahren Kontextueller Theologie	50
3.4	Arbeitsweise Kontextueller Theologie	50
3.5	Modelle Kontextueller Theologie	51

## **Kapitel II Kontextanalyse**

4.1	Die Notwendigkeit einer Kontextanalyse	52
4.2	Die Methodologische Vorgehensweise einer Kontextanalyse	53
5.	Kontextanalyse Ostdeutschland (Literaturanalytischer Teil)	56
5.1	Zeitströmung der Postmoderne	57
5.2	Globalisierung	58
5.3	Die postsozialistische Gesellschaft – Wendeerfahrungen	59
5.3.1	Die neue wirtschaftliche Lage	60

5.3.2	Die neue Gesellschaftsstruktur	62
5.3.3	Die neue Alltagskultur	64
5.3.4	Die neuen Werte	65
5.3.5	Unterschiedlichen Reaktionen auf die Wiedervereinigung	67
5.3.6	Wahrnehmung der Wiedervereinigung	72
5.3.7	Konfessionslosigkeit	73
5.3.8	Die neue Ostidentität	77
6.	Kontextanalyse der Stadt Magdeburg	82
6.1	Geschichte der Stadt	82
6.2	Einwohner Magdeburgs	83
6.3	Bevölkerungsstruktur	84
7.	Analyse des Stadtteils MD-Sudenburg (Empirisch-praktischer Teil)	85
7.1	Allgemeine Informationen zum Stadtteil	85
7.2	Soziale Akteure in Sudenburg	86
7.3	Leitfadeninterview zur Erfassung der sozialen Situation Sudenburgs	87
7.3.1	Missiologische Begründung für den Einsatz eines Interviews	88
7.3.2	Zur Methode des Leitfadeninterviews	89
7.3.3	Die Interviewpartner	91
7.3.4	Vorstudie	92
7.3.5	Fragebogen zur sozialen Situation in Magdeburg-Sudenburg	93
7.3.6	Die Durchführung der Interviews	95
7.3.7	Die Datenaufarbeitung der Interviews	95
7.3.8	Datenanalyse	96
7.3.9	Ergebnisse des Leitfadeninterviews	99
<b>Kapitel III Forschungsbericht 105</b>		
8.	Allgemeine Handlungsempfehlungen für einen kontextuellen Gemeindebau in den neuen Bundesländern zwanzig Jahre nach der Wende	106
9.	Konkrete Handlungsempfehlungen für kontextuellen Gemeindebau in MD-Sudenburg	124
	Schluss	130
	Bibliographie	133
	Anhang	139

## 1. Einleitung

2010 jährte sich die deutsche Wiedervereinigung zum zwanzigsten Mal. Zwanzig Jahre arbeiteten Menschen aus Ost und West mit vereinten Kräften, um in den neuen Bundesländern wieder jene blühenden Landschaften zu schaffen, wie Bundeskanzler Helmut Kohl es den Menschen in der ehemaligen DDR nach dem Fall der Mauer prophezeite. Brillant restaurierte Städte, verbesserte Infrastruktur, die Modernisierung der Industriegesellschaft, die Renaturisierung der Landschaft, der Aufbau von demokratischen Strukturen, die nie dagewesene Freiheit, der Anstieg des Lebensstandards u.v.a.m. zeugen von großen Fortschritten. Stolz und dankbar können wir als Volk auf viel, viel Positives blicken, was seit der Wende im Osten zu neuer Blüte fand.

Auch Christen hofften auf blühende Kirchenlandschaften, wo das Christentum in der DDR Zeit große Einbußen erlitt. Kirchen wurden gesprengt, viele Christen waren Repressalien und Bespitzelungen durch die Stasi ausgeliefert, kirchliche Arbeit, besonders unter Kindern, wurde unterbunden. Auch die ca. zwanzig meist kleinen Freien evangelischen Gemeinden (FeG) im Gebiet der damaligen DDR reduzierte kontinuierlich ihre Mitgliederzahl von 1600 Mitgliedern bzw. 3500 Gottesdienstbesuchern in den 50er Jahren auf 800 Mitglieder, also um fast die Hälfte, im Jahre 1988. Der Einschnitt bei den Gottesdienstbesuchern war noch drastischer. 1988 versammelten sich nur noch ca. 300 Christen in den Ost-FeGs (Sobbe 2010:260), d.h. mehr als die Hälfte der Mitglieder nahm nicht mehr am Gottesdienst teil. Trotz der tragenden Rolle der evangelischen Kirche in der friedlichen Revolution spielte die Kirche im Allgemeinen zum Zeitpunkt der Wende nur eine marginale Rolle in der ostdeutschen Gesellschaft. Bei der Wende sah man große Chancen zur baldigen Re-Evangelisierung des Ostens. Kirchen jeder Couleur arbeiten seit über zwanzig Jahren nun daran, die atheistische Bevölkerung für den christlichen Glauben zu gewinnen. Doch die Resonanz auf die vielen kirchlichen Bemühungen ist eher karg und das Fazit ernüchternd. Mehr als 20 Jahre nach der Wende sind in den neuen Bundesländern nur ca. 19% der Bevölkerung evangelisch und 5,3% katholisch. Noch drastischer als im Durchschnitt ist der Rückgang der Kirchengliederung in Sachsen-Anhalt, das Land mit der geringsten protestantischen Bevölkerungsrate (ekir.de).



**1.1 Das Motiv der Untersuchung: Freie evangelische Gemeinden in den neuen Bundesländern**

Wie viele Freikirchen, so zeigte auch der Bund Freier evangelischer Gemeinden (BFeG) seit 1990 viel Engagement, um in den neuen Bundesländern bestehende FeG-Gemeinden zu unterstützen und neue Gemeinden zu gründen. Nach dem Mauerfall weitete die Inlandmission der FeG auf Anfrage der damaligen DDR-FeG ihre Arbeit auf die neuen Bundesländer aus. Außer in Leipzig und Berlin gab es in ostdeutschen Großstädten keine FeGs. Dresden, Erfurt, Chemnitz, Halle, Schwerin und Potsdam und Mitarbeit in Leipzig waren deshalb die Projekte der ersten zehn Jahre. Motiviert durch die verheerende geistliche Situation der Menschen nach 40 Jahren Sozialismus, startete 2000 zudem die „Initiative-Ost“ mit dem Ziel, innerhalb von fünf Jahren zehn neue Gemeinden zu gründen. Die Hälfte sollte als Tochtergemeinden bereits bestehender Gemeinden entstehen und die andere Hälfte auf Initiative der Inlandmission. Dessau gründete 2001 in Oranienbaum die erste Tochtergemeinde einer Ost-FeG nach vielen Jahrzehnten der Stagnation. Andere Tochtergemeinden kamen hinzu. Die Initiative-Ost musste wegen der Finanzkrise des BFeG aber leider beschränkt werden. Gemeindegründungen in dieser Zeit waren z.B. Magdeburg (2001) und Zwickau (2003) (Michel 2004:55). Z. Zt. gibt es in Ostdeutschland 37 FeGs und vier Gründungsinitiativen der Inland-Mission. Zahlenmäßig hat die FeG ihre Gemeindepräsenz also in den 20 Jahren verdoppelt, von 20 Gemeinden in der DDR-Zeit auf ca. 40 Gemeinden (z.T. in Gründung) heute. Wie haben sich diese alteingesessenen Gemeinden und die Gemeindegründungen entwickelt? Ich beschränke mich auf die FeGs der Bundesländer Thüringen, Sachsen, Sachsen-Anhalt (ASTh-Kreis), mein Einsatzgebiet. Hier die Inland-Missionsgemeinden im FeG-ASTH Kreis mit Gründungsjahr (Sobbe 2010:261).

1993 Leipzig	130 Mitglieder	250 - 270 Gottesdienstbesucher
1991 Dresden	89 Mitglieder	100 - 80 Gottesdienstbesucher
1992 Erfurt	64 Mitglieder	75 Besucher + 15 Kinder
1994? Chemnitz	ca. 30 Mitglieder	ca.50 Gottesdienstbesucher
2001 Magdeburg	27 Mitglieder	20 - 40Gottesdienstbesucher
1993 Halle	24 Mitglieder	ca. 35 Besucher
2006 Zwickau	11 Mitglieder	ca. 30 Gottesdienstbesucher
2007 Görlitz		
2008 Weimar	12 Mitglieder	20 - 30 Besucher
2001Altenburg (Tochtergemeinde =TG)	30 Mitglieder	50 Gottesdienstbesucher
2002 Radeberg TG	22 Mitglieder	30 - 45 Gottesdienstbesucher
2004 Pirna TG	19 Mitglieder	20 - 40 Gottesdienstbesucher
2008 Brandis TG	10 Mitglieder	30 - 40 Gottesdienstbesucher
2001 Oranienbaum TG	15 Mitglieder	30 Gottesdienstbesucher

Die aufgeführten Gemeinden haben gute evangelistische Programme und z.T. diakonische Initiativen. Dies ist erfreulich und macht Mut. Gemeindegewachstum ist vor allem in Leipzig und Dresden sichtbar. Das ist bemerkenswert. Hinter dieser Wachstumsbilanz steckt viel Herzblut, Gebete, Schweiß und Tränen. Doch wie generell bei Freikirchen im Osten, wachsen nicht alle Gemeinden wie erhofft. Es gab in der FeG auch viele Rückschläge. Statt Wachstum gab es Rückzug oder gar Schließung von FeG-Gründungen. Viele machten in den letzten Jahren die schmerzliche Erfahrung, dass Gemeindekonzepte, die vielleicht im Westen oder Amerika erfolgreich waren, im Osten nicht „funktionierten“. Finanzen aus dem Westen wurden z.T. eingestellt. Viele Christen, die in den neuen Bundesländern gearbeitet haben, wurden mutlos und verließen größtenteils die neuen Bundesländer wieder. Gemeindegründungen unterschiedlichster Denominationen bleiben ohne Beachtung oder scheitern sogar. Schröder (2007:2) zieht nach 17 Versuchsjahren die traurige Bilanz, dass die freikirchlichen Bemühungen weitgehend erfolglos geblieben sind.

Ist dieses Urteil nicht zu hart angesichts des Erreichten? Ich denke nicht. Denn trotz aller Bemühungen führt die FeG wie auch andere Freikirchen in der Gesamtbevölkerung der ostdeutschen Städte nach wie vor ein Nischendasein. Die Statistik der Inland-Missionsgemeinden stimmt deshalb eher traurig. In den Bundesländern Sachsen, Thüringen, Sachsen-Anhalt gelang es der FeG in den zwanzig Jahren mit ca. 500 Mitgliedern und bestenfalls 1000 Gottesdienstbesuchern nicht, wirklich Fuß zu fassen. Zwar kann man noch einige bereits in der DDR bestehende FeGs dazurechnen, wie z.B. Dessau mit 55 Gliedern bzw. 80 Gottesdienstbesuchern, doch auch mit diesem Mehr an FeG-Christen können wir uns nicht zufriedengeben. Am Beispiel Sachsen-Anhalt wird die Misere noch deutlicher. Sachsen-Anhalt beheimatet vier FeG-Gemeinden (Halle, Dessau, Magdeburg, Oranienbaum) mit rund hundert Mitgliedern. Dieser schwindend kleine Anteil an der Gesamtbevölkerung lässt sich in Prozentzahlen kaum ausdrücken. Statt der erwarteten Neu-Evangelisierung der neuen Bundesländer können wir bestenfalls nur kleine Knospen in der Kirchenlandschaft verzeichnen. Wir sind noch weit davon entfernt, unsere Mission erfüllt zu haben.

## **1.2 Missiologischer Ausgangspunkt der Arbeit**

Als Mitarbeiterin der Inlandmission des BFeG bin ich dem Motto verpflichtet: „Mehr Gemeinden, damit mehr Menschen zu Christus finden“. Dieses Motto basiert auf der Überzeugung, dass Gemeindegründung das effektivste Mittel der Evangelisation unseres Landes ist (Michel 2004:47). Aber es geht in der präsentierten Arbeit um mehr als nur darum, ein paar funktionierende, wachsende FeGs, Baptisten- oder evangelische Kirchengemeinden zu schaffen. Deshalb werden Themen wie das Fördern von multiplikativem Gemeindegewachstum und kontextuelle Gemeindestrukturen für die unterschiedlichen Milieus der neuen Bundesländer nur angeschnitten.

Die vorliegende Arbeit hat nicht primär Gemeindegründung im Osten und all ihre Details zum Thema, sondern ihr geht es um Gemeindebau in den neuen Bundesländern allgemein.

Gemeindebau wird hier missional verstanden und ist eingebettet in die *missio Dei* (Reimer 2009:170). Gemeinde ist Gesandte dieser Mission und hat damit einen klar gestellten Auftrag. Sie ist gesandt wie Jesus (Joh 21:21). Damit ist ihre Sendung im Dienst, in der Verkündigung und im Leben Jesu vorgegeben. Ziel des missionalen Gemeindebaus erschöpft sich demnach nicht darin, persönliches Seelenheil und Inseln christlicher Gemeinschaft zu initiieren. Gemeinde wird als gesandte Mitwirkende in der Mission Gottes gesehen und definiert sich aus dieser Mission heraus. Sie ist ihrem Wesen nach missionarisch (Bosch 1991:372). Ich verwende deshalb die Begriffe Mission, Evangelisation und Gemeindebau synonym. Die Frage nach dem Inhalt dieser Mission stellt sich dann. Missionaler Gemeindebau erweitert so die soteriologische Ekklesiologie auf die Reich-Gottes-Perspektive (Hardmeier 2009:16). Damit verliert Gemeinde die soteriologische Engführung zu Gunsten einer trinitarischen Dimension. Gott geht es ja nicht nur um die Rettung einzelner Seelen, die in einer Gemeinde das Ende der Welt erwarten. Das Ziel unserer Sendung ist es, das Reich Gottes auszubreiten (Mt 6:33).

Der Ortsgemeinde kommt auf dieser Basis eine bedeutende Rolle zu. Sie ist gesandt, das Reich Gottes in Wort und Tat am Nächsten zu proklamieren, und demonstriert in ihrem Zusammenleben modellhaft diese neue Weltordnung Gottes in ihrem Umfeld, als Zeichen des Kommens Jesu. Menschen aus den unterschiedlichsten Milieus sollen so ihrem Beispiel folgen, durch sie zu Jünger Jesu werden und nach Gottes Prinzipien leben (Mt 28:20). Gott will, dass alle Menschen, ja selbst die ganze Schöpfung, sich wieder seiner Herrschaft unterordnen (Mt 6:10). Der Sühnetod Jesu hat dafür die Möglichkeit geschaffen. Dabei geht es Gott um den ganzen Menschen, in all seinen Facetten. Dies machen die biblischen Aussagen zum Reich Gottes deutlich. Missionale Gemeinde, ist darum an den Menschen in ihrem Umfeld interessiert.

Die Herausforderung vor der wir stehen ist, wie Gemeinde Jesu in Ostdeutschland dazu beitragen kann, damit Reich Gottes wieder, wenn auch nur ansatzweise, in der säkularisiertesten Region Europas Einzug halten kann. Letztlich stellt sich die Frage, wie die postsozialistische Gesellschaft in den neuen Bundesländern vom Evangelium transformiert werden kann. Weil Gemeinde Jesu das göttliche Werkzeug in der *missio Dei* ist, die die ganze Welt unter Gottes Herrschaft zurückbringen will, kann sich auch der Auftrag der Inland-Mission nicht auf die Evangelisation von Einzelnen und deren Sammlung in einer neu gegründeten FeG-Gemeinde beschränken.

### **1.3 Die Notwendigkeit kontextuellen Gemeindebaus für die neuen Bundesländer**

Das schleppende Gemeindegrowth, die ausbleibende geistliche Blüte und die vielen resignierten Gemeindegründer der vergangenen Jahre sind die Beweggründe, über Gemeindebau in den neuen Bundesländern neu nachzudenken.

Menschen im Osten scheinen immun zu sein gegen Kirche und Evangelium. Der Sozialismus hinterlässt mit dem Phänomen der Konfessionslosigkeit ein hartes Erbe (sbg.ac.at), das Deutschland-Ost zum europäischen Spitzenreiter als säkularisiertes Land macht. Dreiviertel der Ostdeutschen bezeichnen sich selbst als nicht religiös (welt.de). Die materialistisch geprägten Menschen in den neuen Bundesländern stellen keine Fragen nach einer Transzendenz. Für sie gibt es nur die sichtbare Materie. Es zählt nur das, was man sieht, spürt und wovon man profitiert. Ihre Fragen werden deshalb nur diesseitig beantwortet. Religiöse Bedürfnisse empfinden Ostdeutsche kaum (sbg.ac.at). Ihrem Alltag fehlt nichts ohne Gott. Fragen nach Schuld und Sünde, Himmel und Hölle spielen da keine Rolle mehr.

Aber Konfessionslosigkeit ist nur *ein* Grund, weshalb das Christentum keinen Einzug hielt in Ostdeutschland. Konfessionslosigkeit ist nämlich auch ein Indiz für die andersartige kulturelle Prägung von Ostdeutschen, die man im Gemeindebau der letzten Jahre oft außer Acht ließ. Die DDR existierte immerhin 40 Jahre, und „20 Jahre sind nicht sehr viel Zeit, um Kulturen zu verändern“ (eltern.t-online). Soziologen bestätigen auch nach 20 Jahren noch Unterschiede in der Mentalität zwischen Ost- und Westdeutschen, die über die normalen regionalen Differenzen hinausgehen. Dies wurde im Jubiläumsjahr 2009 an vielen Medienbeiträgen, einer Flut von Büchern über das Anderssein der Ex-DDR Bürger, den Boom der Ostalgieprodukte und der Diskussion zur Wahl des Bundespräsidenten 2010 erneut deutlich. Auch die nicht zu verleugnende Bevölkerungsgruppe der DDR-Nostalgischen, die 4% der Bundesbevölkerung ausmacht (Sociovision: 2009), oder dass jeder vierte Erwachsene im Osten „ein einseitig positives DDR-Bild“ hat (*Volksstimme* 25. Juni 2010), legten den Unterschied der Mentalität offen. Laut der Wertestudie gibt es aber auch eine Angleichung von Ost und West (*welt.de*), die für eine gemeinsame nationale Identität unseres Volkes so dringend nötig ist.

Diesem speziellen säkularisierten und kulturellen Kontext muss Gemeindebau-Ost Rechnung tragen. Nicht jeder Ansatz im Gemeindebau ist für jeden Kontext passend. Kein Gemeindemodell ist neutral. Es ist geprägt von der jeweiligen Kultur, in der es entstanden ist, und deshalb nicht auf jeden x-beliebigen Kontext zu übertragen. Weil Ostdeutschland durch seine sozialistische Geschichte eine andere kulturelle Prägung hat als Westdeutschland, greifen westliche Gemeindebaumodelle hier oft nicht. Leider wurde die ostdeutsche Kultur wenig als eigenständig wahrgenommen. Man ging davon aus, dass alle Deutschen auch den gleichen Lebensstil haben. Das

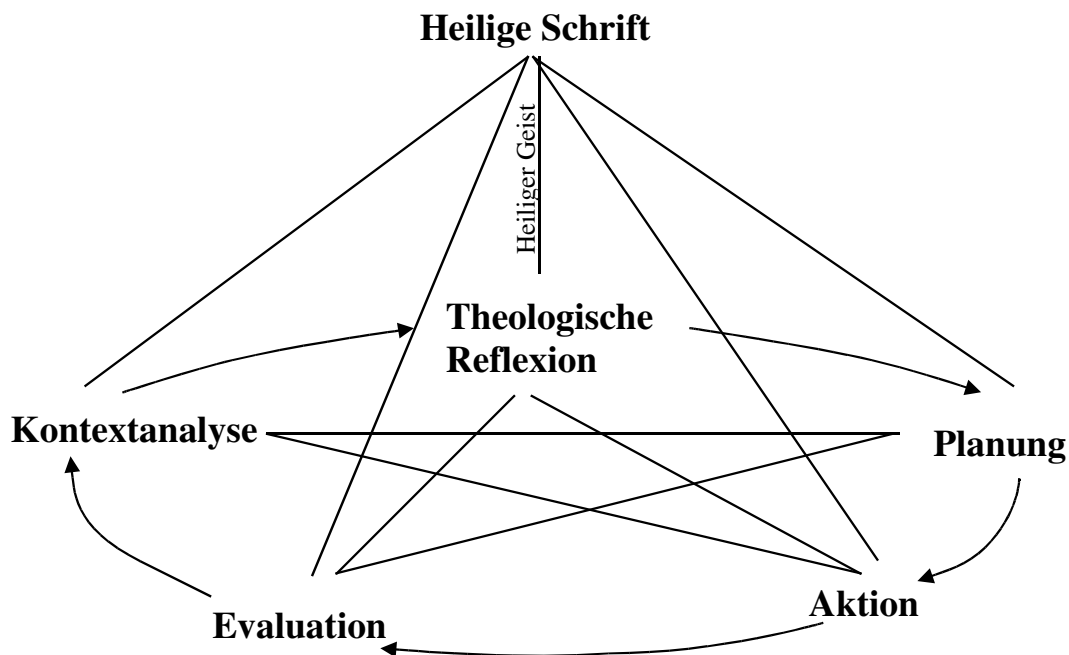
unsensible Handeln vieler Westdeutschen, die den Aufbau-Ost vorantrieben, stieß Ostdeutsche vor den Kopf. Sie fühlten sich von den westlichen „Machern“ überfahren, in ihrer Eigenart nicht wertgeachtet. Die ostdeutsche Art wurde im wiedervereinigten Deutschland oft belächelt oder gar als falsch abgestempelt. „Das Westdeutsche ist die Norm“ (*Süddeutsche Zeitung Magazin* 30. Juli 2010). Nicht nur in der Wirtschaft sondern auch im kirchlichen Bereich übersahen Gemeindegründer aus Westdeutschland und anderswo oft die kulturellen Unterschiede zwischen Ost und West. Sie rechneten im Gemeindebau-Ost einfach nicht mit einem kulturübergreifenden Dienst. Dazu waren viele auch nicht ausgebildet. Unabsichtlich stülpten sie den Menschen in den neuen Bundesländern ihre Konzepte, ihre Werte, ihre Antworten auf Lebensfragen über, die die Menschen im Osten gar nicht hatten. Das verletzte Ostdeutsche in ihrem Stolz. Schröder (2007:2) resümiert, dass Gemeindebau in den neuen Bundesländern in den letzten Jahren weder in den Programmen noch den Strukturen kontextuell war.

Die These der vorliegenden Arbeit ist deshalb, dass Ostdeutschland einen kontextuellen Gemeindebau benötigt. Die ostdeutsche Mentalität muss als eigenständig wahrgenommen werden. Wir wollen deshalb ihre Lebenswelt kennenlernen und Verständnis und Respekt für sie haben, um das Evangelium für ihre Lebenswelt zu kontextualisieren. Gemeindebau in Ostdeutschland muss die Fragen, Herausforderungen, Nöte der Menschen vor Ort kennenlernen, um auf ihre spezifischen Fragen die Antworten des Evangeliums zu geben. Importierte Evangelisationsstrategien und Gemeindemodelle dagegen antworten meist auf Fragen und Bedürfnisse, die Menschen im Osten gar nicht haben. Nur wenn es uns gelingt, das Evangelium in den Kontext hineinzusprechen, werden wir als Gemeinde Jesu unserem Auftrag gerecht, alle Menschen zu Jüngern Jesu zu machen. Das Ziel dieser Studie ist es deshalb, einen kontextuellen Gemeindebau für die postsozialistischen Bundesländer zu entwickeln, der in Handlungsempfehlungen formuliert wird.

#### **1.4. Die Forschungsmethode**

Der Arbeit liegt die tiefe Überzeugung zugrunde, dass es Gott allein ist, der Herzen öffnen kann und nicht irgendein schlaues Konzept, auch nicht der kontextuelle Gemeindebau, geistliches Leben hervorbringen kann. Nichtsdestotrotz möchte ich nach unserer Beteiligung am Bau des Reiches Gottes in den neuen Bundesländern fragen. In dem Bewusstsein, von Jesus selbst gesandt zu sein, muss Missiologie die Frage beschäftigen, welche Faktoren die Öffnung von Ostdeutschen für Gott begünstigen. Da die Sendung der Gemeinde eine Kooperation von Mensch und Gott ist, bedarf es einer Methode, die diese Zusammenarbeit zwischen Mensch und Gott ermöglicht. Dies scheint mir mit dem von den Missiologen der UNISA gebräuchlichen Praxiszyklus gegeben zu sein, der methodisch dieser Arbeit zugrunde liegt. Mit ihm kann man sowohl die biblischen Leitlinien für

Mission, wie auch den sich stetig wandelnden ostdeutschen Kontext berücksichtigen.



Quelle: vgl. Reimer 2008

Der Praxiszyklus ermöglicht eine Missiologie, die in einem gegebenen Kontext gelebte Praxis wird (Reimer 2009:203). Missiologie bleibt so nicht in der Theorie stecken, sondern wird zur Handlungsempfehlung für die Aktion. Und Handlungsempfehlungen für die freikirchliche ostdeutsche Gemeindepraxis sind das erklärte Ziel dieser Arbeit. Die Elemente des Praxiszyklus geben damit den roten Faden dieser Arbeit quasi schon vor.

### **1.5. Der Ablauf der Arbeit**

Nach diesen einleitenden Ausführungen, die den Handlungsbedarf eines kontextuellen Gemeindebaus für die neuen Bundesländer darlegte, beinhaltet die vorliegende Studie Folgendes:

Das erste Kapitel liefert die für eine Masterarbeit im Fachbereich Missiologie unerlässliche theologische Basis in den Teilbereichen Ekklesiologie und Kontextueller Theologie als Ausgangspunkt und Begründung aller weiteren Überlegungen.

Das zweite Kapitel widmet sich der Kontextanalyse zur Erfassung der missiologischen Situation des ostdeutschen Kontextes. Anhand verschiedener Elemente wie Auswertung von Statistiken, Interpretation von sozialwissenschaftlichen Studien und einem Leitfadenterview wird sowohl der gesamtgesellschaftliche Kontext Ostdeutschlands als auch der spezielle Kontext des Magdeburger Stadtteils Sudenburg untersucht. Eine gründliche Kontextanalyse ist für einen

missionalen Gemeindebau, der Gemeinde als Instrument der Mission Gottes in der Welt versteht, unerlässlich, um kulturspezifische Ansatzpunkte für das Evangelium zu erkennen. Ziel der Analyse ist es deshalb, die Bedürfnisse, Fragen und Herausforderungen der Ostdeutschen herauszufinden.

Doch dieser Kontext muss mit den Augen Gottes gesehen werden, d.h. von der Heiligen Schrift beurteilt werden, um die richtigen Schlüsse zu ziehen. Die Berücksichtigung des Kontextes braucht eine ständige Reflexion ihrer theologischen Legitimation. Der Forschungsbericht im vierten Kapitel reflektiert darum den ostdeutschen Kontext anhand des Evangeliums und arbeitet heraus, welche Herausforderungen und Bedürfnisse der Menschen in den neuen Bundesländern vom Evangelium beantwortet werden können und welche es zu transformieren gilt. Erst in der Einbeziehung der geistlichen Perspektive unterscheidet sich evangelistische Arbeit von sozialer Arbeit, weil nicht die Bedürfnisse des Kontextes, sondern die Sendung Jesu das Engagement der Gemeinde bestimmt.

Beschließen werden die Arbeit zum Einen allgemeine Handlungsempfehlungen für einen kontextuellen Gemeindebau in den neuen Bundesländern, als auch konkrete Handlungsempfehlungen für Sudenburg. Die Handlungsempfehlungen werden für die Gemeindepraxis im Rahmen der Freien evangelischen Gemeinden gegeben und sind als Ansatzpunkte missionaler Arbeit gedacht. All diese Empfehlungen müssen von Zeit zu Zeit auf den Prüfstand der Evaluation. Dieser macht deutlich, ob das Tun und Denken noch zum Kontext passt und im Sinne Gottes ist. Falls nicht, müssen sie zyklisch revidiert werden.

### **1.6. Eingrenzung der Arbeit und Anmerkungen**

Diese Arbeit ist weitgehend aus freikirchlicher Perspektive verfasst. Auch die Handlungsempfehlungen am Ende sind in erster Linie für eine freikirchliche Gemeindepraxis im Rahmen der Inland-Mission des BFeG in den neuen Bundesländern konzipiert, in der die Autorin mitarbeitet. Sie lassen sich aber größtenteils auf andere Denominationen übertragen.

Die Begriffe Kirche, Gemeinde und Gemeinde Jesu werden synonym benutzt. Wo „Kirche“ eine bestimmte Denomination meint, wird dies so gekennzeichnet. Im Sinne der neueren Missionstheologie werden auch die Begriffe Mission und Evangelisation synonyme verwendet.

Missiologie unterscheidet zwischen Gemeindeaufbau, Gemeindegründung und Church Planting. Die vorliegende Arbeit benutzt den Begriff „Gemeindebau“, da man die erarbeiteten Prinzipien sowohl in bestehenden Gemeinden wie auch in Gemeindeneugründungen anwenden kann.

Um der gesellschaftlichen Entwicklung gerecht zu werden, verwende ich nach der Vorgabe der UNISA, die geschlechtersensible Sprache.

## Kapitel I

### Theologische Reflexion

#### 2. Ekklesiologische Reflexion

Ekklesiologie entscheidet über Lehre und Leben einer Gemeinde. Eine Masterarbeit über kontextuellen Gemeindebau macht eine ekklesiologische Reflexion deshalb unerlässlich. Wer Gemeinde bauen möchte, sollte klare Vorstellungen davon haben, was er bauen möchte (Reimer 2009). Sonst läuft man Gefahr, sich von der Kultur vereinnahmen zu lassen, wie etwa die „Deutschen Christen“ zur NS-Zeit oder erstarrt in althergebrachten Gemeindemodellen und wird für die Gesellschaft irrelevant (Starkhouse 2003:9). Dies trifft heute für Kirchen unterschiedlicher Couleur in Europa zu. Woher aber bezieht Gemeinde Jesu ihre Identität?

Unser Gemeindeverständnis ist geprägt von der Kircheng Zugehörigkeit, dem kulturellen Kontext, der Zeit, in der man lebt und Vielem mehr. Ein Katholik aus Mexiko versteht Kirche heute anders als ein Lutheraner des 16. Jh., und ein Southern Baptist anders als ein afrikanischer Charismatiker 2010. Konfessionen beschreiben das Wesen der Kirche aus unterschiedlichen Perspektiven. Reformierte betonen Kirche als Volk Gottes, die Katholische Kirche als Leib Christi, Freikirchen mehr als Jünger Jesu, Charismatiker bevorzugen Kirche als Gemeinschaft des Heiligen Geistes (Clowney 1995:28). Gemeinde kann sowohl aus christologischer als auch aus trinitarischer Perspektive definiert werden.

#### 2.1 Die traditionellen *notae ecclesiae*

Was sind die *notae ecclesiae* der Kirche Jesu? Nach welchen Kriterien sollte sie gebaut werden? Das Bekenntnis von Nicäa (325 n.Chr.) legte die vier Wesensmerkmale einig, heilig, katholisch und apostolisch fest (Clowney 1995:72), die über Jahrhunderte weltweit von Katholiken, Protestanten und Orthodoxen anerkannt wurden (Sneyder 2003:83). Es gab zusätzliche Merkmale, die andere Kirchen diesen traditionellen *notae ecclesiae* zufügten, aber in Frage wurden sie nie gestellt. Luther erweiterte die vier traditionellen Merkmale um das Wort, die Sakramente und die Kirchenzucht (Swarat 1998:169), ohne die bestehenden jedoch anzuzweifeln. Er unterschied zusätzlich zwischen wahrer Kirche, die das Wort Gottes unverfälscht verkünde und falscher Kirche, die das nicht tut.

Da diese Arbeit für die freikirchliche Praxis bestimmt ist, fokussiert sie das evangelikale Kirchenverständnis. Obwohl auch Evangelikale die vier traditionellen *notae ecclesia* anerkennen, spielen sie in Theologie und Gemeindepraxis eigentlich kaum eine Rolle. In der evangelikalen Gemeindepraxis stechen zwei Punkte hervor, die auch das Gemeindeverständnis der Deutschen Evangelischen Allianz bestimmen (Hille 1998:3): Der erste Punkt ist die persönliche Erlösung des Einzelnen als Voraussetzung der Gemeindeg Zugehörigkeit. Diese Erlösten bilden dann zusammen



den Leib Christi, die Kirche. Kirche wird nicht als heilsvermittelnde Institution gesehen. Nicht Kirchenmitgliedschaft, so die evangelikale Meinung, sondern allein die Rechtfertigung durch Christus und die persönlich pneumatologisch erfahrene Bekehrung macht einen zum Christ. Der zweite bestimmende Punkt, evangelikaler Ekklesiologie ist das Bekenntnis zum allgemeinen Priestertum aller Gläubigen, das laut Artikel 7 der Glaubensbasis der Deutschen Evangelischen Allianz zur Verkündigung des Heils in aller Welt verpflichtet (ebd:4). Mehrere Gründe lassen deshalb die traditionelle *notae ecclesiae* als Basis evangelikaler Ekklesiologie des 21. Jh. unpassend erscheinen.

Erstens spiegeln die traditionellen Merkmale nur teilweise den biblischen Befund wider. Die Kirche lehrte viel über Einheit, Katholizität, Heiligkeit und Apostolisches Zeugnis, aber wenig über ihre Diversität, Ortsverbundenheit oder Kontextualisierung, Charisma und ihre prophetische Natur (Sneyder 2003:87). Diese neutestamentlichen Aspekte der Gemeinde fehlen den traditionellen *notae ecclesiae*. Sie zeichnen ein verkürztes Bild vom Wesen der Kirche und vermögen nicht, das weite Spektrum der Gemeinde Jesu einzufangen (ebd:85). Bekenntnisse aus der Kirchengeschichte sind meist Reaktionen auf eine Schiefelage der Ekklesiologie in einem bestimmten Kontext, einer gewissen Epoche. Sie betonen daher lediglich die problematischen Aspekte von Gemeinde und lassen andere eher unberücksichtigt. Sie sind zeitlich und lokal begrenzt und haben keine allgemeingültige Relevanz. Evangelikale Ekklesiologie sollte aber ausgewogen und ganzheitlich sein und das ganze Spektrum darstellen, das die Bibel von Gemeinde zeichnet (Sneyder 2003:91). Grundsatz des Protestantismus ist es, dass die Bibel oberste Autorität in allen Fragen des Glaubens und der Lehre hat. Evangelikale Ekklesiologie wurde deshalb mit Bekenntnissen wie z.B. der Barmer Erklärung (Schröder 2007:15), der Lausanner Erklärung oder dem Glaubensbekenntnis der Evangelischen Allianz erweitert, die die Basis einer evangelikalen Ekklesiologie liefern sollen. Auch der Bund Freier evangelischer Gemeinden verpflichtet sich in seiner Verfassung (Strauch 1998:14) zur Bibel als verbindlicher Grundlage für Glauben, Leben und Lehre der Gemeinde. Die Bibel, nicht primär ein Bekenntnis aus der Kirchengeschichte, ist das Fundament aller ekklesiologischen Überlegungen (Reimer 2009:30). Andere Autoritäten wie ein Konzilsbeschluss oder überlieferte Kirchentraditionen „müssen entschieden abgelehnt werden“ (Kuehn 1975:39). Weil Jünger Jesu treu den Plan des Herrn der Gemeinde realisieren und Gemeinde im Sinne ihres Erfinders bauen sollen, deshalb muss evangelikale Ekklesiologie auf der Heiligen Schrift statt auf Bekenntnissen der Kirchengeschichte basieren.

Die Vernachlässigung der Mission der Gemeinde in der traditionellen Ekklesiologie ist der Hauptgrund für eine neue Ekklesiologie. Das Alte wie auch das Neue Testament stellen die missionarische Natur des Volkes Gottes als zentrales Wesensmerkmal heraus. Das Heil Gottes gilt

nicht allein der Gemeinde, sondern soll durch sie der ganzen Menschheit zugänglich gemacht werden. Wie der Sohn vom Vater zur Errettung in die Welt gesandt wurde, so sandte der Sohn seine Gemeinde (Joh 20:21; Mt 28:20). Diese Sendung ist fundamentales Charakteristikum der Kirche. Die missionale Wesensart bleibt aber von den *notae ecclesiae* unbeachtet (Bosch 1991:249 u.a.). Sie wird einfach ausgespart (Hunsberger 2003:107). Aber gerade für Evangelikale ist der missionarische Aspekt charakteristisch. Hartenstein (Spohn 2005:48) fügte deshalb dem Augsburger Bekenntnis die Zeugenschaft der Kirche hinzu. Andere Missiologen lehnen deswegen die traditionellen *notae ecclesiae* ganz ab und sprechen von der Notwendigkeit einer radikalen Veränderung der DNA der Gemeinde Jesu hin zu ihrer ursprünglichen missionalen Identität (Frost & Hirsch 2006:13). Eine Kirche, die ihre Mission vergessen hat, ist ihrer wahren Identität entfremdet, denn Christsein ist Missionar sein (Bosch 1991:8). Auch Vaticanum II nennt das Wesen der Kirche missionarisch (ebd).

Ein weiterer Grund für die Korrektur der protestantischen Ekklesiologie ist die heutige Krise der Gemeinde Jesu. In der Säkularisierung der europäischen Gesellschaften verliert das Christentum zunehmend an Bedeutung. Kirche ist an den gesellschaftlichen Rand gedrängt, sie muss gar ums Überleben kämpfen. Ein Großteil der Europäer ist, wenn überhaupt, lediglich passives Kirchenmitglied. Am drastischsten führt uns das Phänomen der, in Ostdeutschland vererbten und im Westen zunehmenden, Konfessionslosigkeit vor Augen, dass sich Kirche im bezeichnenderweise postchristlichen Zeitalter befindet. Sie hat damit eine total andere gesellschaftliche Position als in der Epoche des Christentums, als sie zentral treibende gesellschaftliche Kraft und eine respektierte Institution war. Heute gibt die Kirche im christlichen Abendland schon lange nicht mehr den Ton an. Trotzdem hält die Christenheit unbeirrt am Kirchenverständnis aus der Epoche des Christentums fest (Frost & Hirsch 2006:9). Sie sieht sich nach wie vor als zentrale gesellschaftliche Institution und verteidigt diese einstige Position. Kirche versucht, ihre Organisation zu bewahren, ihre Gebäude zu erhalten, Traditionen und Strukturen zu bedienen. Es geht in der Ekklesiologie deshalb meist um Ämter, Sakramente und Organisation und Selbsterhalt. Kirche dreht sich damit nur um sich selbst. Sie ist im Laufe der Kirchengeschichte von einer dynamischen Bewegung zu einer Institution erstarrt. Der Prozess der Institutionalisierung verschob schleichend den Fokus von außen nach innen. Damit wich in den Jahrhunderten die Dynamik der Gründerjahre, die aus dem Dialog mit ihrem Kontext entsprang den starren Formen und ekklesiologischen Überzeugungen. Kirche, die mehr mit Instandhaltung beschäftigt ist als mit der Auseinandersetzung mit ihrer Umgebung, kann ihrer Sendung aber nicht mehr gerecht werden. Sie hat den Kontakt zum Umfeld verloren. Es ist zwar normal, dass eine Bewegung im Laufe der Jahre ihre Dynamik einbüßt, sich ihr Schwerpunkt nach innen verlagert und sie dann größeren Wert auf die reine Lehre, Heiligkeit und Erbau-

ung usw. legt (Sneyder 2003:89), aber die veränderte Stellung der Gemeinde Jesu erfordert heute andere Schwerpunkte kirchlicher Existenz als eine Innenfokussierung. Es darf der Kirchen nicht mehr nur ums Erhalten gehen (Frost & Hirsch 2006:180). In der Postmoderne sollte man sich endlich von der mittelalterlichen Idee des *corpus christianorum* verabschieden. Die traditionellen *notae ecclesiae* werden der veränderten Zeit nicht mehr gerecht. Gemeinde Jesu kann nicht einfach weitermachen wie bisher. Die neue Epoche erfordert ein anderes Kirchenverständnis. Bosch (1991:349) sprach schon vor zwanzig Jahren von einem nötigen Paradigmenwechsel. Gemeinde Jesu muss sich eingestehen, dass sie sich wie die ersten Christen in einem Missionskontext befindet. Heute muss es der Kirche erneut um das Hinzugewinnen von Menschen und der Ausbreitung des Evangeliums gehen. Besonders in Ostdeutschland stellen die Konfessionslosen ganz neu die Frage nach der Definition von Kirche (Wohlrab-Sahr 2002:7). Die Definition von Kirche kann sich aber nur ändern mit einer neuen missionalen Ekklesiologie.

Ein weiterer Grund macht eine neue ekklesiologische Sicht dringend erforderlich. Es ist die freikirchliche Gemeindepraxis, die in den letzten Jahrzehnten eine rasante Veränderung erfuhr. Die Stärke der Evangelikalen liegt seit jeher mehr in der praktischen Umsetzung des Evangeliums als in der Theologie. Weil die althergebrachten Kirchenmodelle den Herausforderungen unserer Zeit nicht mehr gerecht wurden, entwickelten Freikirchen Gottesdienste für Suchende, Kirche für Kirchendistanzierte, zielgruppenorientierte Gemeindeformen, Jugendkirchen, Hauskirchenmodelle, die „Externally Focused Church“ (Rusaw & Swanson 2004) und viele andere Gemeindemodelle, die dem Abwärtstrend des Christentums in unserem Land entgegenwirken wollen. Das schleppende Wachstum der Gemeinde Jesu in den neuen Bundesländern macht ja gerade die Irrelevanz alt hergebrachter Kirchenmodelle deutlich. Weil neue Gemeindemodelle aber oft aus sehr pragmatischen Ideen entstehen, braucht es dringend eine biblisch fundierte ekklesiologische Reflexion. Evangelikale sind in der Pflicht, der sich schnell veränderten Gemeindepraxis entsprechend über Ekklesiologie für eine sich schnell verändernde Welt nachzudenken (Clowney 1995:22). Nur ein solides ekklesiologisches Fundament kann vor einer Verwässerung des Gemeindeverständnisses schützen. Beim Bau der Gemeinde Jesu darf es ja nicht nur darum gehen, auf das Umfeld zu reagieren oder eigene Vorstellungen von Gemeinde zu verwirklichen. Gemeinde ist nicht nur ihrem Umfeld verpflichtet sondern in erster Linie dem trinitären Gott und seinem Plan von Gemeinde. Diesen göttlichen Plan von Gemeinde gilt es in der Ekklesiologie neu zu entfalten, damit Gemeinde nicht nur „seeker-friendly“ sondern, zuerst „seeker-sent“ ist (ebd:9); nicht „market-driven“ sondern „mission-oriented“ ist (Gibbs 2000:36).

## **2.2 Eine missionale Ekklesiologie für unsere Zeit**

Es wurde deutlich, dass die traditionellen *notae ecclesiae* für die Kirche des 21. Jahrhunderts nicht ausreichen, um das Wesen und die Bestimmung der Gemeinde Jesu zu definieren. Sie können den Abwärtstrend des Christentums nicht aufhalten. Sie führen der Gemeinde Jesu wenig von ihrer von Gott gestiftete Identität in Christus vor Augen, sie sparen die missionale Natur der Gemeinde aus und liefern ihr so keine Handlungsbasis für ihre Zeit. Wahrscheinlich ist der Auslöser der momentanen Identitätskrise der Kirche, sei sie nun protestantisch, freikirchlich oder evangelikal, die fehlende Klarheit darüber, was Kirche ist und welche Funktion sie erfüllen soll (Beaton 2003:217). Diese Krise der Kirche muss aber nicht nur bedrohlich sein. Sie ist eine Chance, dass Kirche wieder ihre wahre Identität und ihre Bestimmung entdeckt (Bosch 1991:3): „To encounter crisis is to encounter the possibility of truly being the church.“

Theologie, Gemeindemodelle und Missionsverständnis aus der Epoche des Christentums gilt es, hinter sich zu lassen. Stattdessen sollten wir wieder zum ursprünglichen Gemeindeverständnis des NT zurückkehren (Frost & Hirsch 2006:15), um das missionale Wesen der Gemeinde Jesu neu freizusetzen (ebd:12). Dazu braucht es die erneute ekklesiologische Reflexion, die die DNA von Gemeinde Jesu hinterfragt. „It’s time for a revolution in the way we do and are church“ (ebd:16).

Eine Ekklesiologie irgendeiner Kirche unreflektiert von einer Zeit oder einem Kontext auf den anderen zu kopieren, ist der größte Fehler der heutigen Kirchengeschichte. Es gibt weder ein allgemeingültiges Kirchenmodell, das unreflektiert kopiert werden sollte (Kimball 2005:30), noch eine allgemeingültige Ekklesiologie. Alle Christen weltweit standen und stehen zu allen Zeiten vor der gleichen Aufgabe, als Leib Christi für ihren Kontext neu über Ekklesiologie nachzudenken und das Leiten des Heiligen Geistes zur fortwährenden Erneuerung seiner Kirche zuzulassen (Sneyder 2003:90). Innerhalb der evangelikalen Bewegung in Deutschland ist deshalb eine erneute Klärung der Ziele und des Auftrags von Gemeinde dringend geboten. Nur wenn Gemeinde Jesu ihre Identität wieder klar vor Augen hat, wird sie ihre künftigen Herausforderungen in dieser sich schnell verändernden Welt meistern können. Die Zukunft der europäischen Kirche hängt davon ab, inwieweit es ihr gelingt, wieder eine missionale Bewegung zu werden (Frost & Hirsch 2006:180). Eine erneuerte Ekklesiologie für unsere Zeit sollte deshalb:

- Biblisch fundiert sein und den ganzen Plan Gottes von Gemeinde lehren,
- eine klare Vorstellung von Gemeinde vermitteln: Ihr Identität, ihre Bestimmung, ihren Auftrag und ihre Sendung,
- als Handlungsbasis für die Gemeindepraxis tauglich sein,
- die Genialität, die Gott in seine Gemeinde legte, darstellen und somit Begeisterung und Motivation für Gemeinde in unserer Zeit schüren (Stackhouse 2003:9).

Eine missionale Ekklesiologie erfüllt diese Kriterien. Ausgehend von der missionarischen Natur Gottes definieren Missiologen heute die Gemeinde Jesu missional. Missionale Ekklesiologie basiert auf dem biblischen Zeugnis von der göttlichen Sendung der Gemeinde (Reimer 2009) innerhalb der *missio Dei*. Der Begriff *missio Dei* läutete nach dem 1. Weltkrieg eine neue Epoche der Missionsgeschichte ein (Bosch 1991:389). Nicht Kirche ist der Macher der Mission, sondern Mission ist Gottes Aktion. Sie entspringt dem Herzen Gottes (ebd:392), weil Gott die Menschen liebt. Deshalb sandte Gott seinen Sohn; der Vater und der Sohn sandten den Heiligen Geist und der trinitare Gott sandte und sendet immer noch die Gemeinde. Diese Sendung macht Gemeinde zum Mitarbeiter in der *missio Dei*. Bosch (1991:372) formuliert treffend: „God is a missionary God, therefore his people is a missionary people.“

Gemeinde ist also Werkzeug Gottes für seine Mission (Reimer 2009). Auch diese Arbeit versteht Gemeinde missional. Das Augenmerk dieser missiologischen Arbeit liegt deshalb auf dem neutestamentlichen Zeugnis über die Identität der Gemeinde, ihrer Bestimmung ihren göttlichen Handlungsauftrag; kurzum ihre Sendung. Wie aber wird ihre Identität, ihre Bestimmung, ihr Auftrag im NT dargestellt? Wozu ist Gemeinde gesandt? Wie soll sie Sendung leben werden? Wie ist missionale Gemeinde? Diesen Fragen geht die folgende Darstellung der neutestamentlichen Zeugnisse von Gemeinde nach.

Der nachfolgende ekklesiologische Abriss möchte das biblische Zeugnis von Gemeinde darstellen. Davon ausgehend möchte ich ein Gemeindeverständnis herleiten, das Ausgangspunkt eines kontextuellen Gemeindebaus in den neuen Bundesländern sein soll.

Die Kürze der Arbeit erlaubt mir natürlich nicht mehr als einen ekklesiologischen Abriss. Zu weiteren Studien zur neutestamentlichen Gemeinde gibt es viele gute theologische Abhandlungen.

### **2.3. Neutestamentliche Bilder der Gemeinde**

Vorweg der Hinweis, dass es verschiedene Ansätze gibt, die ekklesiologischen Aussagen des NT zu interpretieren (Reimer 2009:32). Im Gegensatz zur traditionellen protestantischen Ekklesiologie verstehen heute viele Theologen Gemeinde aus einer trinitarischen Perspektive, die die Rolle des Vaters, des Sohnes und des Heiligen Geistes in der Gemeinde untersucht (Clowney 1995; Reimer 2009). Sie wollen damit den Tunnelblick der unterschiedlichen Konfessionen vermeiden (Reimer 2009:131) und plädieren für eine Erweiterung des für die Protestanten typischen rein christologischen Ansatzes. Vieles spricht für den trinitarischen Ansatz in der Ekklesiologie. Die vielfältigen Bilder der Gemeinde im NT sprechen sowohl von der Beteiligung des Vaters als auch von der Beteiligung des Sohnes und auch von der Beteiligung des Heiligen Geistes. Apg 20:28 nennt das Wirken des trinitarischen Gottes in der Gemeinde unter Einbeziehung des Menschen. Der

Sohn erkaufte durch sein Blut die Gemeinde für den Vater, der Heilige Geist leitet und befähigt die Erlösten. Ein anderes Argument ist die Ebenbildlichkeit des Menschen, die auch Rückschlüsse auf das Wesen der Gemeinde zulässt (ebd:130ff). Reimer führt anhand der Bilder des NT zur Gemeinde aus, dass eine Theologie des missionalen Gemeindebaus trinitarisch zu verstehen sei.

Die Bibel bietet keine allgemeingültige Bauanleitung einer neutestamentlichen Gemeinde. Die Gemeinden z. Zt. des NT hatten unterschiedliche kulturelle Prägungen (Hörster 2004:226). Die Hinweise etwa über Predigtstil oder Gottesdienstformen sind sehr spärlich. Das macht es unmöglich, Gemeinde nach dem NT herauszufiltern. Offensichtlich liegt der Schwerpunkt der biblischen Gemeindelehre auf anderen Themen als der äußeren Form. Das NT ist kein Dogmatikbuch, das der Ekklesiologie ein Kapitel widmet, sondern die Geschichte der ersten Gemeinde. Beginnend mit dem Kommen Jesu schildert das NT die Missionsgeschichte der ersten Jahre mit der Entstehung der ersten Gemeinden. Nicht Gemeinde ist dabei das Hauptthema des NT, sondern die Mission Gottes (Reimer 2009:130).

Gemeinden des NT waren nicht in erster Linien durchstrukturierte Organisationen, die in der heutigen Zeit treu zu kopieren sind. Es waren Gemeinschaften von Erlösten, die hochmotiviert waren, das Evangelium mit Eifer und um jeden Preis weiterzutragen. Das NT ist deshalb in erster Linie ein Missionsdokument (Bosch 1991:54), das die Mission der ersten Christen schildert und weiter motivieren möchte. Deshalb untersuche ich das NT nicht nur auf Hinweise zur damaligen Gemeindesituation, ihre Struktur oder Ämter. Es geht mir nicht um die äußere Form, sondern um die Raison d'être von Gemeinde. Was ist Gemeinde? Wozu wurde sie von Gott selbst ins Leben gerufen?

Gottes Idee von Gemeinde illustrierten Jesus und die Apostel in zahlreichen Bildern. Ich untersuche deshalb Metaphern der Gemeinde im NT auf ihre Bedeutung für die Gemeinde. Namhafte Theologen haben bereits die zahlreichen Gemeindebilder des NT untersucht. Kuen (1975:81ff) untersucht sieben Bilder auf das Wesen der Gemeinde, Reimer (2009) viele andere mehr. Ich schließe mich dem trinitarischen Ansatz an (Clowney 1995:29, Reimer 2009) und beschränke meine Untersuchung des biblischen Zeugnisses auf die Begriffe „Volk Gottes“, „Leib Christi“ und „Gemeinschaft des Heiligen Geistes“. Viele andere Metaphern des NT werden dabei miterwähnt. Da die Begriffe ineinander übergehen, wird sich die Darstellung teilweise überschneiden. Auch das Wesen, Bestimmung, Sendung und der Auftrag der Gemeinde sind nur schwerlich voneinander zu trennen. Die Sendung der Gemeinde macht ihr Wesen aus, und ihr Wesen weist auf ihre Bestimmung und ihren Auftrag hin. Deshalb wird es auch Überschneidungen geben.

Die Herausforderung der gestellten Aufgabe ist es, einen neuen möglichst ungetrübten Blick

auf die neutestamentlichen Bilder von Gemeinde zu werfen. Die altbekannten Klischees sollten beiseite gelassen werden. Möge sich, geleitet vom Heiligen Geist, ein neues Gemeindeverständnis herauskristalisieren, das falsche Vorstellungen von Gemeinde reformiert und ihre DNA neu entdeckt (Hirsch & Frost 2006). Die Metaphern der Gemeinde im NT „encapsulate a social and theological world, ... that needs to be unpacked for a twenty-first-century audience if we seek to unleash their power to shape and transform“ (Beaton 2003:220). Die folgenden Ausführungen sind deshalb lediglich ein Herantasten (Kuen 1975:40) an das vom NT bezeugte Wesen der Gemeinde.

### **2.3.1 Gemeinde ist Gottes Volk**

1. Petr 2:9+10 nennt Gemeinde Gottes Volk und verwendet dabei die gleichen Adjektive wie Ex 19:5+6. Gemeinde ist wie Gottes Volk Israel erwählt, heilig, alleiniges Eigentum Gottes und dient nur Gott. Damit setzt Petrus die Gemeinde dem Bundesvolk des AT gleich. Mehr noch, aufgrund der Worte Jesu beim Abendmahl vom „Neuen Bund“ verstand sich die Urgemeinde als das wahre Israel, das heilige Volk Gottes, auf die die Berufung und Verheißungen Israels übergehen (Hörster 2004: 238). Ohne das Volk Gottes des Alten Bundes völlig abzusetzen (Reimer 2009:47), ist Gemeinde nun die neutestamentliche Dienerin und Zeugin (Steyne 1998). Das Judentum zur Zeit Jesu sah das wahre Israel als das eschatologische Israel, das von den Propheten des AT vorhergesagt war. Israel hat seine Rolle als Diener Gottes durch Götzendienst missachtet. Israel wurde dafür von Gott hart gestraft und zur Seite gesetzt (Hos 1:9). Da die Menschen unfähig waren, als Volk Gottes zu leben, schuf sich Gott durch das Blut Jesu selbst ein neues Volk, das über Israel hinausgeht.

Gott selbst erfüllte durch seinen Gottesknecht den Bund mit sich selbst (Clowney 1995:35). Durch Jesu Gehorsam und Tod werden Gottes Verheißungen erfüllt. Ein neuer Bund entsteht durch Jesu Blut. Dieser bringt ein neues Volk hervor, ein Volk aus begnadigten Sündern (1.Petr 2:10), für dessen Schuld Gott selbst sühnte (Heb 2:17). Mitglied in der Gemeinde wird man seither nicht durch Beschneidung, sondern allein durch Berufung Gottes (Röm 1:7; 1.Kor 1:9). Kein menschlicher Akt, sondern allein Gottes Gnade verleiht jemandem die Volkszugehörigkeit zu Gottes Volk. Die Zugehörigkeit wird nicht mehr durch die ethnische Abstammung bestimmt, sondern Menschen aus allen Völkern können nun zum Volk Gottes gehören (Lk 13:29). Gemeinde ist von Gott selbst gegründet, von ihm ins Leben gerufen (1.Kor 1:2). Wegen dieser Berufung zum Volk Gottes gehört Gemeinde nicht mehr zur „Welt“ (Joh 17:14) und noch nicht einmal sich selbst (1.Kor 5:15). Sie ist Gottes erkaufte Eigentum (1.Petr 1:18-19), die Eigenen Gottes (Joh 13:1;10:3). Sie ist ein Volk, in dessen Herzen Gottes Gesetz geschrieben ist (Jer 31). Ihre Bestimmung ist es, heilig zu sein (Lev11:44), d.h. Gott zu dienen. „Was sie ist und was sie tut, wird allein von Gott bestimmt“ (Reimer 2009:38). Als Bürger dieses Volkes Gottes empfängt der Christ Kindschaft (Eph 1:5) und

damit das Versprechen des himmlischen Erbteils (Eph 1:11,14).

Gott möchte unter seinem Volk wohnen. Dafür ließ er die Stiftshütte (Ex 25:8f) und den Tempel (2.Sam 7) bauen, Vorbilder dessen, was Gott noch vorhatte. Die Prophetie in 2. Sam 7:11-12 spricht davon, dass Gott selbst sein Haus unter den Menschen errichten wird. Er selbst ist der Bauherr und errichtet seinen Tempel und damit seine Königsherrschaft auf der Erde. In Jesus erfüllte sich diese Prophetie. In Jesus wohnt Gott leibhaftig auf der Erde (Joh 1:14). Er spricht von sich selbst als dem Tempel Gottes, der nach drei Tagen wiederaufgerichtet wird (Joh 2:21). Durch sein Leben, seinen Tod, seine Auferstehung und seine ewige Herrschaft ruft er die Gemeinde als Volk Gottes ins Dasein. Sie ist nach seiner Himmelfahrt die Residenz Gottes, sein Tempel (1.Kor 3:9+ 16). Diese Präsenz Gottes macht die Gemeinde zu einem heiligen Volk, das sich vom Rest der Menschheit unterscheidet. Dies aber nicht aus eigener Anstrengung sondern aus der Kraft Gottes (Eph 2:19-22).

Die Präsenz Gottes bei den Menschen, die mit der Gemeinde bereits begonnen hat (Mt 28:20b), wird am Ende der Zeit sichtbar sein. Dann wird Gott selbst unter den Menschen wohnen und alle Bürger der neuen Welt sein Volk sein und er ihr Gott (Off 21:3). Gemeinde ist so der Beginn der zweiten Schöpfung. Mit ihr wird Gott selbst wieder paradiesische Zustände schaffen und sein Vorhaben der ersten Schöpfung verwirklichen: Gott wird bei den Menschen sein.

Die bisherigen Ausführungen werden zusätzlich deutlich durch die bewusste Wortwahl des NT, die Gemeinschaft von Christen meist mit *ekklesia* bezeichnet. *Ekklesia* wird 109-mal im NT für die Gemeinde und 100-mal in der LXX benutzt, um das hebräische *qahal* zu übersetzen (Strauch 1998:19). In den Evangelien ist *ekklesia* selten verwendet. Die Jünger Jesu werden nicht so bezeichnet. Jesus redet in Mt 16:18 von der *ekklesia*, als er Petrus die Gründung der Kirche prophezeite. Aber erst nach der Auferstehung Jesu beginnt die eigentliche Zeit der Gemeinde. Daher häuft sich auch der Wortgebrauch von *ekklesia* erst ab der Apostelgeschichte. Besonders die paulinischen Briefe beschäftigen sich mit dem Wesen der *ekklesia* und verwenden den Begriff entsprechend oft.

Wörtlich heißt *ekklesia* „Herausgerufene“ und wurde im Koiné-Griechisch für die Vollversammlung der Bürger einer Stadt benutzt (Coenen 1978:784). Es ist vom Ursprung her also ein politischer, profaner, jedenfalls kein kultischer Begriff (Michel 1983:7). Dafür bediente sich der Hellenismus anderer Worte. Wahrscheinlich zur Unterscheidung vom heidnischen Kult wurden diese Worte nicht für die Christengemeinde benutzt. Das griechische Wort *synagoge* z.B. war bereits ein *terminus technicus* für die kultische Versammlung und den Versammlungsort der Juden. Wohl zur Abgrenzung und wegen der Auseinandersetzung mit dem jüdischen Glauben benutzte das NT nicht *synagoge*, sondern schuf mit *ekklesia* ein eigenes Wort für die neu entstandene Gemeinschaft der Christen (Coenen 1979:788). Um den alttestamentlichen Hintergrund nicht außer



Acht zu lassen, warnt Hörster (2004:236ff) aber davor, den Begriff *ekklesia* lediglich aus dem profanen Sprachgebrauch abzuleiten. Schon in der LXX wurde *ekklesia* als Übersetzung für „Volk Gottes“ gebraucht. Somit wäre *ekklesia* also schon früh auch ein kultischer Begriff gewesen. Mit *ekklesia* bezeichnet die LXX im AT aber sowohl politische Versammlungen Israels, wie z.B. die Zusammenkunft der kriegsfähigen Männer Israels, als auch das Bundesvolk (Coenen 1979:785) des Gottes Israel, das sich in Reinheit und Heiligkeit vor seinem Gott versammeln soll (Dt 23:2-9). *Ekklesia* meinte in der LXX oft das Bundesvolk Gottes, das sich am Sinai in der Gegenwart ihres Gottes versammelte (Dt 4:10) oder bei der Erneuerung des Bundes (Jos 24:1; 25). Als Jesus Petrus die Gründung der Kirche prophezeit (Mt 16:18), benutzt er das Wort in dem Wissen, dass seine Zuhörer *ekklesia* auf diesem alttestamentlichen Hintergrund verstehen (Clowney 1995:30). Für die ersten Christen, deren Heilige Schrift ja das AT war, war der Begriff *ekklesia* synonym für das Volk Gottes. Die urchristliche Gemeinde verstand sich schon sehr früh als „Volk Gottes“ (Eph 2:19), an dem sich der neue Bund aus Jer 31 erfüllt (Heb 8:6ff). Durch Jesu Einsetzungsworte des Abendmahls (Hörster 2004:237) sahen sich schon die Zwölf als das wahre, eschatologische Israel, das den Messias annimmt und deshalb als die Auserwählten Gottes (Kol 3:12) dem ungläubigen Gros des Volkes Israel gegenübersteht (ebd).

Reimer (2009:36ff) folgert aus der Mehrdeutigkeit des Begriffs, dass *ekklesia* wie *qahal* eine ganzheitlich Gemeinschaft meint, die geistliche, soziale und politische Bedeutung hat. Sie war sowohl kultische Zusammenkunft des Volkes Gottes als auch politische Versammlung mit der Verantwortung für das Gemeinwohl. Diese doppelte Bedeutung von *ekklesia* habe das NT bewusst übernommen. Demnach wäre *ekklesia* ein sozio-politischer und nicht nur ein kultischer Begriff. Die Belange der Gemeinde würden dann über die spirituellen Belange des Volkes Gottes hinausgehen und auch das Gemeinwesen insgesamt betreffen. Gestützt wird diese Deutung von *ekklesia* durch den Ortscharakter der Gemeinden im NT. Tatsächlich bezeichnet *ekklesia* im NT ca. 50-mal eine Gemeinde mit Ortsangabe einer Stadt, Region oder eines Hauses (Computerconcordanz). D.h. etwa die Hälfte des Begriffs *ekklesia* hat im NT eine konkrete geographische Lage in einem konkreten sozialen Gefüge. Für dieses Umfeld ist sie von Gott in die Verantwortung genommen, denn sie ist ja nicht „Herausgerufene“ aus ihrem natürlichen Lebensumfeld, sondern aus der finsternen Macht des Teufels (Eph 2:2), aus der Selbstverwirklichung (2.Kor 5:15). Diese Verantwortung der *ekklesia* für ihren Standort umfasst neben dem geistlichen auch das soziale, wirtschaftliche und damit das politische Wohl ihrer Stadt, in die sie Gott gestellt hat.

Das Leben und Miteinander des Volkes Gottes läuft nach dem neuen Ethos des Reiches Gottes. Das Herzstück dieses Lebensstils des Reiches Gottes ist die Liebe Gottes, wie sie Christus verkörperte. Diese Liebe ist Programm! Liebe zu Gott und dem Nächsten sind die höchsten Werte

des Volkes Gottes. Als Volk Gottes ist Gemeinde der Herrschaft Gottes unterstellt und gehören zu seinem Reich. Ihre Loyalität zu diesem Reich regelt ihre natürlichen Bindungen neu. Das Reich Gottes hat nun erste Priorität (Mt 6:33), der alles andere nachgeordnet ist. Gemeinde als Volk Gottes ist Reich Gottes Gemeinschaft, die nicht mehr von der Welt ist, aber noch in der Welt lebt (Joh 17:14ff). Nach 2.Kor 5:6; 1.P 2:11 und 1:17 ist sie eine „Pilgrimsgemeinde“ (Hartenstein in Spohn 2005:49) und steht in der Spannung des „Noch-Nicht und Schon-Jetzt“ (ebd). Sie ist die Vorhut des Reiches Gottes und trotzdem noch all den Gesetzmäßigkeiten dieser Welt unterworfen. Sie ist ein Volk im Werden (Reimer 2009:49). Christen sind Himmelsbürger und warten noch auf ihre endgültige neue Existenz (Phil 3:20f) in der neuen Welt Gottes. Hier sind sie eigentlich heimatlos (Heb 13:14). Trotzdem schmälert das nicht ihre Identität als Volk Gottes in der Gegenwart (ebd:48). Weil die Welt diese Andersartigkeit der Gemeinde spürt, wird sie als Fremdkörper ausgegrenzt oder gar bekämpft. Die Ursache dafür ist der geistliche Kampf zwischen dem Reich der Finsternis (Eph 6:12) und dem Reich Gottes, das Gemeinde in der Welt repräsentiert.

### **2.3.2 Gemeinde ist der Leib Christi** (Eph 2:6-7; 1:12; 2:16; 3:10; 5:29-32)

Die häufigste Illustration für die Gemeinde ist das Bild vom Leib Christi (1.Kor 12:1ff; Eph 1:23; 4:1-16; Kol 1:24). Dabei ist sowohl die Gesamtheit der Christen weltweit wie auch eine Ortsgemeinde vollständiger Leib Christi. „Jede Einzelgemeinde ist also wiederum in sich ein ganzheitlicher, geistlicher Organismus und mit allem ausgestattet“ (Strauch 1998:21).

### **Eigentum Jesu**

Bereits das Bild vom Volk Gottes lehrt, dass Gemeinde nicht sich selbst gehört. Sie gehört Gott, und sie gehört Jesus (Mt 16:18; Apg 20:28; Eph 1:11). Gemeinde trägt den Namen Christi (Röm 16:16). Sie ist sein Leib *tu Christou*. Durch sein Blut am Kreuz erwarb Jesus die Gemeinde rechtmäßig (1.Pt 1:18+19). Durch seinen Tod erlöste Christus die Gemeinde von ihren Sünden (Eph 1:7). Christus führte mit seinem Opfertod den ewigen Plan Gottes mit der Welt aus (Eph 1:9), was kein Mensch, kein Volk je hätte bewerkstelligen können. Christus machte seine Auserwählten damit zu Gottes Kindern (Eph 1:5) und verleiht ihnen Zugang zur himmlischen Welt (Eph 1:3). Gottes Kinder haben einen dauerhaften Platz in Gottes neuer Welt (Eph 2:6). Gemeinde wurde in der Person und im Werk Christ gegründet (Elwell 2001:850). Losgelöst von Christus ist Gemeinde nicht lebensfähig und unbrauchbar (Joh 15:5). Glied der Gemeinde Jesu wird man durch Erwählung (Joh 15:16) und durch Glaube an Christus (Eph 1:13). Das innere Zeichen dafür ist der Heilige Geist (Röm 8:14), das äußere Zeichen ist die Taufe (1.Kor 12:13).

## **Jesus ist ihr Herr**

Der Leib Christi hat ein Haupt, das ihn dirigiert (Eph 1:23) und ihn ins Leben rief. Jesus ist ihr *kyrios* (Eph 1:3). Ihm sind alle Mächte und Gewalten unterlegen (Eph 1:22). Er ist Herr des ganzen Universums, Mitregent (Fazekas 1982:12) Gottes (Eph 1:20). Während die Mächte sich noch dagegen sträuben, dass Christus ihr Herr ist, unterstellt sich die Gemeinde in freiwilligem Gehorsam ihrem Herrn. Sie erkennt seine Herrschaft schon jetzt an. Viele Namen und Bilder des NT illustrieren das Verhältnis der Gemeinde zu Christus und umgekehrt. Die Bildrede vom Guten Hirten vergleicht die Gemeinde mit einer Herde und betont den Gehorsam der Gemeinde, die die Stimme Jesu kennt und ihr folgt (Joh 10). Gemeinde bekennt Jesus als Herr (Eph 1:22). Weil Jesus der Kopf der Gemeinde ist (Eph 1:22), tut sie, was er gebietet (Joh 15:13ff). Sie lebt gottgefällig (1.Kor 1:2b), nach seinem Vorbild (Phil 2), als Erlöste und nicht mehr für sich selbst (2.Kor 5:15).

Christen sind Sklaven Christi (Phil 1:1), obwohl Jesus seine Jünger nicht Knechte sondern Freunde nennt (Joh 15:15). Er, der Herr der Gemeinde, ja des ganzen Universums (Eph 1:21), ist ihr Diener (Mk 10:45) und opferte sich selbst zugunsten der Gemeinde (Phil 2). Die Herrschaft Jesu ist göttlich und deshalb von anderer Qualität als die der Welt. Seine Herrschaft ist sanftmütig (Mt 11:28). Sie gleicht der eines Freundes, der sich für sein Volk, aufopfert (Joh 10:11; Joh 15:13). Jesus wird schon von den Propheten als der Friedenskönig (Jes 9:5) vorausgesagt, der *shalom* Gottes bewirkt. Die Beziehung zwischen der Gemeinde und ihrem Herrn ist durch eine innige Verbundenheit gekennzeichnet. Es ist eine beispiellose Liebesbeziehung, die durch die hingebungsvolle Liebe Jesu für seine Gemeinde lebt (Joh 10:10; Eph 5:25). Christus hegt und pflegt die Gemeinde in Liebe (Eph 5:29-32). Diese Liebe ist so stark, dass er sich sogar für die Gemeinde hingegeben hat (Eph 5:25). Von einer innigen Beziehung spricht auch die Bildrede vom Weinstock und den Reben (Joh 15). Das Abendmahl, das Jesus als Sakrament verordnet, ist ein Zeichen dieser innigen Verbindung. Der Gemeinde geht es nur dann gut, wenn sie in der Nähe des Hirten ist (Joh 10). Sie wird nur dann ihre Bestimmung erfüllen, wenn sie diese enge Beziehung zu Christus pflegt, die das Bild von Weinstock und Rebe illustrieren. All dies lässt nicht zu, dass es Gemeinde lediglich um sich selbst geht. Es geht allein um ihren Herrn Jesus. Wo dieses Zentrum des NT verschoben wurde, mahnten die Apostel es an (1.Kor 1:10ff). Sie sind dazu bestimmt, in völliger Einheit mit ihrem Hirten Jesus zu leben (Joh 10; Joh 15) und seiner Stimme zu gehorchen.

## **Jüngerschaft**

Die Beziehung, die sich Jesus von seiner Gemeinde zu ihm wünscht, ist die eines Jüngers zum Meister. Jünger folgen Jesus in Wort und Tat. Sie imitieren Jesus (Joh 15:12). Ein Jünger kennt den Willen Gottes, tut ihn auch und gehört deshalb zum Reich Gottes (Mt 7:21). Jünger sein meint mehr

als bloße Verhaltensänderung. Nachfolgern wurde eine neue, göttliche Natur verliehen (Joh 3:5); sie tragen Jesu Art in sich und können deshalb immer mehr wie Jesus werden. Wichtigste Wesensart Jesu ist die Liebe, die sich im Kreuz ausdrückte. Sie ist Ursprung der Gemeinde, soll ihr Wesen bestimmen und wird in ihr durch die Einheit in Vielfalt praktiziert (Epheserbrief). Sie ist das Erkennungsmerkmal der Gemeinde, das Menschen auf Jesus hinweist (Joh 15:8), und stellt dem Gemeindeumfeld die Herrlichkeit Gottes vor Augen. Nachfolge heißt, Jesu Kreuz zu tragen (Mt 16:24). Es ist wahre Hingabe, die Verfolgung, Ablehnung selbst von der eigenen Familie, nicht ausschließt. Sie fordert Verzicht (Mt 6:12), ja sogar auf das Recht auf das eigene Leben (Mt 10:34ff). Das kann heißen, für seinen Herrn Heimat und Familie zu verlassen (Mt 10:35) und Verfolgung in Kauf zu nehmen (Mt 10:16ff). Priorität des Jüngers ist das Reich Gottes, dem er seine eigenen Belange nachstellt (Mt 6:33). Ihm geht es um die Ehre Gottes (Mt 5:16) und nicht um seine eigene Ehre (Mt 6:1-8). Er betet seinen Herrn Jesus an und dient nur ihm allein (Mt 6:24). Jesu Nachfolge ist radikal. Sie wird sichtbar im Streben nach Gottes Gerechtigkeit (Bosch 1991), wie sie die Bergpredigt vorgibt. Da ein Jünger die Wertschätzung Gottes hat (Mt 10:30ff), kann er sogar seine Feinde lieben (Mt 5:43). Jünger haben Leben in einer ganz neuen Dimension. Sie bekommen Einblick in die Geheimnisse von Gottes Welt (Mt 13:11), Zugang zum Himmel (Eph 2:6) und Zugang zu Gottes Thron (Heb 4:16). Ja, ein Jünger erhält sogar die Vollmacht Gottes (Joh 20:21).

Obwohl sie zum Reich Gottes gehören, leben Jünger Jesu weiter auf der Erde. Hier haben sie die Berufung zum Menschenfischen (Mk 1:17). Jüngerschaft war von Anfang an mit Mission gekoppelt (Köstenberger 2001:93). Ohne Mission ist Jüngerschaft unvollständig. Jesus selbst lebt den Jüngern vor, dass die Zugehörigkeit zum Reich Gottes alte Bindungen (Familie, Stamm, Religion, Tradition) übertrifft (ebd:75). Dies schafft die Basis für einen kulturüberschreitenden Dienst, womit er seine Nachfolger beauftragt. Jesus schimpft ihren Unglauben und ihre Hartherzigkeit (Mk 16:14) und vertraut ihnen trotzdem die Weltmission an. Die Jünger setzen seine Mission fort. Sein Lohn für die treue Verbreitung des Evangeliums wird der Eintritt in die neue Welt Gottes sein (Mt 16:27). Der Jünger soll wie Jesus selbst werden.

### **Das Beispiel Jesu**

Obwohl der Begriff *ekklesia* nur zweimal in den Evangelien vorkommt, hatte Jesus die Gemeinde immer vor Augen, wie man an den Gleichnissen ablesen kann (Kuen 1975:89). Aber nicht nur seine Lehre, sondern das irdische Leben Jesu, seine Fleischwerdung, ist Vorbild für Gemeinde nach Gottes Vorstellung. Jesus ist Gott in Menschengestalt (Joh.1:14). Die Gemeinde als sein Leib setzt jetzt das Werk Jesu leibhaftig fort. Leiblichkeit war im Hellenismus der „Inbegriff aller Bosheit und Sünde“ (Fazekas 1982:6). Paulus aber vermittelt mit dem Leibgedanken die Realisierung des

ewigen göttlichen Plans. Gott wohnt in Fleisch und Blut unter seiner Schöpfung; erst in Jesus und jetzt in der Gemeinde. Was also lehrt die Inkarnation Jesu der Gemeinde?

- Jesus machte uns Gottes Herrlichkeit, Liebe und Vergebung sichtbar (Joh 1:14). Er verließ freiwillig den Himmel, opferte seine himmlische Gestalt und führte ein armseliges Leben auf der Erde, um mitten unter den Leuten zu leben. Liebevoll wandte er sich den Menschen zu. Die Inkarnation war ein unvorstellbarer Akt der Selbstaufgabe. Die Gemeinde ist aufgefordert, die gleiche Einstellung zu haben wie Jesus (Phil 2:7; 2.Kor 8).
- Jesus war Jude und lebte unter Juden. Er wurde in einen kulturellen Rahmen hineingeboren, sprach ihre Sprache, benutzte Dinge ihres Alltags, um Gottes Welt verständlich zu machen. Das ewige Wort Gottes wurde in Jesu Fleisch und Blut, für seine Mitmenschen begreifbar.
- Jesus diente den Menschen (Mk 10:45). Jesus war nicht nur wortgewaltiger Verkündiger, sondern in erster Linie ein Diener (Reimer 2009:137).
- Jesus liebte die Menschen einzigartig. Diese Liebe zeigte sich im Umgang mit ihnen. Er heilt sie, befreit Besessene, versorgt Menschen mit Essen, nimmt sie in Schutz vor Ungerechtigkeit. Und zeigt seine Liebe in seinem Opfertod für sie (Joh 15:13).
- Jesus war Gesandter Gottes. Den gleichen Status bescheinigt er der Gemeinde (Joh 17:16f). Die im NT häufig gebrauchten Verben *pempein* und *apostellein* werden sowohl im Zusammenhang mit der Sendung Jesu als auch der der Jünger benutzt (Betz 1994:24). Jesus tat die Werke seines Vaters. Auch die Gläubigen sind ausführendes Organ der Werke Gottes (Eph 2:10).
- Jesus identifizierte sich besonders mit den Armen. Er schlüpfte in die Gestalt eines armen Babys und beschäftigte sich in seinem Dienst vornehmlich mit den Armen, Entrechteten, die am Rande der Gesellschaft lebten. Das war seine Sendung (Lk 4:18). Er prangerte die Unterdrückung seiner Zeit an (Werth 2006:98).
- Jesus litt *mit* und *für* die Menschen. Leiden war Teil seines Dienstes. Er wurde schon als der leidende Gottesknecht prophezeit. Das Leiden Jesu war kein Umweg seines Dienstes, sondern dessen integraler Bestandteil und Ausdruck des Kampfes zwischen Licht und Finsternis, um den sich seine ganze Mission drehte (Steyne 1998:191).

### **Einheit in Vielfalt**

Die Leibstruktur der Gemeinde ist das sichtbare Zeugnis für die Welt. Gemeinde veranschaulicht Jesu neue Lebensart: Menschen verschiedener Herkunft bilden eine neue Art der Dienst- und Lebensgemeinschaft (Kuen 1975:86). Es kommt dabei nicht mehr auf die Volkszugehörigkeit an.

Selbst verfeindete Volksgruppen können hier in Frieden zusammenleben (Eph 2:16). Gemeinde setzt sich zusammen aus Menschen unterschiedlicher Milieus. Ihr friedliches Zusammenleben und gegenseitige Annahme ist möglich, weil jeder Christ selbst von Christus angenommen ist (Röm 15:7). Trotz unterschiedlicher Prägungen und Begabungen gibt es keine Grüppchenbildung (1.Kor 12). Der Leib Jesu ist trotz seiner Vielfalt eine Einheit. Die Absicht, die Gott mit seinem Leib verfolgt, ist es, der Welt und der unsichtbaren Welt die Herrlichkeit Gottes darzustellen (Eph 1:12; 3:10). Der Umgang untereinander soll von Demut, Sanftmut und Geduld bestimmt sein (Eph 4:2). Nur mit dieser Einstellung sind die Einheit und der Frieden im Leib zu erhalten (Eph 4:4-7). Das Ziel der Vielfalt ist die Erbauung, die Einheit und das Wachsen der Gemeinde (Eph 4:11-16). Gemeinde wird so immer mehr wie Christus (Eph 4:13).

### **2.3.3 Gemeinde ist die Gemeinschaft des Heiligen Geistes**

Gemeinde Gottes ist da, wo der Geist Gottes Besitz von Menschen ergriffen hat (Röm 8:9). Der Heilige Geist ist das Unterscheidungsmerkmal der Gemeinde zur Welt (Joh 14:17). Jesus versprach seinen Jüngern das Kommen des Heiligen Geistes (Joh 14:15ff). Bei der Himmelfahrt konkretisierte er diese Verheißung (Apg 1) nochmals, und sie erfüllte sich an Pfingsten (Apg 2). Seither wird die Mission, wie von Jesus angeordnet, von der Gemeinde in der Kraft des Heiligen Geistes ausgeführt (Apg 1:8). Die Kirchengeschichte der ersten Jahre ist deshalb die Geschichte der Ausbreitung des Evangeliums im Mittelmeerraum. In der Apostelgeschichte schildert Lukas, der „Missionstheologe der Pneumatologie“ (Bosch 1991:113) die Erfahrungen, die die ersten Gemeinden mit dem Wirken des Heiligen Geistes in ihrer Mission machten. Es sind deshalb Missionsberichte (Bosch 1991:15). Sie sollen die nachfolgenden Generationen ermutigen, den Auftrag Jesu zur Gemeindegründung auszuführen. Lukas weist dem Heiligen Geist eindeutig die Hauptrolle der Mission zu.

Trotz der Bedeutung, die dem Heiligen Geist von Anfang an im Gemeindebau zukommt, wird er in der Ekklesiologie kaum behandelt (Reimer 2009:343). Deutsche Evangelikale haben seit der Berliner Erklärung von 1909 ein gespanntes Verhältnis zum Heiligen Geist. Auch die FeG bekennt, in den letzten Jahrzehnten die Lehre vom Heiligen Geist vernachlässigt zu haben (Christsein Heute 3/2008). Doch eine Ekklesiologie ohne den Geist Gottes kann es nicht geben. Deshalb skizziere ich hier kurz die Rolle des Heiligen Geistes im Gemeindebau.

Der Heilige Geist ist nicht eine undefinierte Kraft Gottes, sondern eine Person der Trinität (Clowney 1995:59 und Hörster 2004:213). Als solche existiert er nicht für sich selbst und will auch „keine Aufmerksamkeit für sich“, sondern „er wirkt für Christus“ (Hörster 2004:218), so wie sich die Personen der Trinität aufeinander beziehen (Moltmann in ebd). Jesus spricht von dieser gegenseitigen Beziehung innerhalb der Trinität in Joh 14:15ff, Paulus spricht davon in 1.Kor 12:3. Als

Stellvertreter Christ lebt der Heilige Geist in den Nachfolgern Jesu. Röm 8:9f verwendet den Heiligen Geist als Synonym von Christi Präsenz in seiner Gemeinde. Clowney (1995:60f) unterscheidet zwei Aspekte des Heiligen Geistes, die im Gemeindebau bedeutend sind:

### **Das Leben der Gemeinschaft des Heiligen Geistes**

Zwischen Pfingsten und Wiederkunft leitet der Heilige Geist den Gemeindebau. Seit einigen Jahren betonen Evangelikale wieder die Gaben des Heiligen Geistes als Dienstausrüstung der Gemeinde. Aber nicht nur das „doing together“, sondern auch das „being together“ (Clowney 1995:79) ist Werk des Heiligen Geistes. Das NT stellt die Gemeinde nicht nur als Dienst-, sondern vor allem als Lebensgemeinschaft dar. Weil der Christ eine neue Kreatur ist (2. Kor 5:17), in dem der Heilige Geist lebt, wird dessen Leben nun vom Gesetz des Geistes bestimmt. So lebt er in der Kraft des Heiligen Geistes ein Leben nach Gottes Vorstellung (Röm 8:4). Der göttliche Plan erschöpft sich aber nicht in der Rettung einzelner. Der Heilige Geist schafft eine neue, göttliche Gemeinschaft auf Erden, dessen Miteinander allein von ihm bestimmt werden soll (Eph 4:2,4). Gemeinde nach Gottes Plan zu leben ist nur möglich durch den Heiligen Geist. Er bewirkt im Volk Gottes gottwohlgefälliges, heiliges Leben, was in der Hingabe an Gott und aneinander sichtbar wird (ebd:53). Das Miteinander ist, wie die Ausführungen zum Leib zeigten, von Einheit und Frieden bestimmt statt vom Gegeneinander (Eph 2:15ff). Alle Glieder haben den selben Geist, das schafft eine neue, nie dagewesene, liebevolle Verbundenheit (Eph 4:2-4ff; Joh 14:34f). Gemeinde verkündet schon durch ihr Sein die Herrlichkeit Gottes (Eph 1:12). Weil in ihr der Heilige Geist herrscht, lebt sie nach den Prinzipien des Reiches Gottes. Der Heilige Geist macht die Gemeinde zum Repräsentant des Reiches Gottes mitten unter einer korrumpierten Menschheit. Der Heilige Geist wohnt in der Gemeinde (Eph 2:22), sie ist sein Tempel (1.Kor 3:16). Durch die Gemeinde lebt Gott wieder, wie seit der Schöpfung geplant, unter den Menschen. Bis zur Offenbarung Jesu ist das noch verborgen. Dann aber wird das Vollkommene für alle Welt sichtbar werden und Gott unter seinen geliebten Menschen wohnen (Off 21:3). Jetzt aber kann man Gott in der Gemeinde begegnen, ihn kennenlernen, sich ihm nähern. Wie einst im Tempel, so ist nun die Gemeinde der Ort, wo Menschen Gott anbeten können, und zwar nicht nur das Volk Gottes, sondern auch die Menschen, die Gott noch nicht kennen (2.Chr 6:32,33). Damit sind wir beim Dienst der Gemeinde.

### **Der Dienst der Gemeinschaft des Heiligen Geistes**

Das allgemeine Priestertum ist seit Luther Bestandteil evangelischer Ekklesiologie. Wie andere Freikirchen, so ist auch die FeG davon „überzeugt, dass Gott allen Christen Gnadengaben gibt, um sie zum Dienst in Gemeinde, Mission und Diakonie usw. auszurüsten“ (Christsein Heute 3/2008).

Der Heilige Geist befähigt jeden Christen zum Priesterdienst. Seine vielfältigen Gaben sind zur Erbauung der Gemeinde gedacht (Eph 4:16). Trotz der Unterschiede mahnt Paulus die geistliche Einheit der Gemeinde an (Eph 4:3), denn Gnadengaben sind kein Distinktionsmittel, sondern sie tragen zum gemeinsamen Ziel bei, dem Wachstum des Reiches Gottes (Eph 4:12). Auch hierin wird deutlich, dass es im Volk Gottes nicht, wie in dieser Welt, um die Ehre des Einzelnen oder die soziale Positionierung einer Gruppe geht, sondern um die Ehre Gottes und das Erreichen des Zieles ihres Herrn (Eph 4:15f), nach seinen Methoden (Eph 5:2). Oberstes Ziel der Dienstgemeinschaft ist die Einheit der Gemeinde (Eph 4:1-6). Einheit und Dienst der Gemeinde sind untrennbar miteinander verwoben. Die Gemeinde und ihr Dienst sind eins (Frost & Hirsch 2006:168).

Mit der Befähigung der Gemeindeglieder gibt der Heilige Geist selbst die Aufgabe der Gemeinde vor. Die Ortsgemeinde wird zu keiner Aufgabe berufen, für die ihr der Geist nicht befähigte Mitarbeiter gibt. Umgekehrt sollte sich die Gemeinde nicht bei Projekten übernehmen, zu dem sie keine Gaben besitzt. Da der Heilige Geist selbst den Gemeindebau leitet, sollten Gaben und Aufgaben übereinstimmen, um ein Ausbrennen der Mitarbeiter zu vermeiden (Kallstadt 2002:145). Jeder sollte sich seinen Gaben entsprechend engagieren. Der Einsatz der Geistesgaben ist keine Option. Ohne das Zusammenspiel der verschiedenen Gaben wird die Gemeinde nicht ihre wahren Ausmaße erreichen und damit nicht ihre Mission erfüllen (Eph 4:12ff).

Die Gaben beschränken sich nicht nur auf den inneren Dienst der Gemeinde. Der Heilige Geist sendet und befähigt Gemeinde besonders in der Außenwirkung, der Mission. Die Verheißung des Heiligen Geistes (Apg 1:8) und sein Kommen (Apg 2:11,21,40f) sind beide direkt mit Mission verbunden. Der Gemeinde wird der Heilige Geist verliehen, um Zeuge Jesu zu sein. Frost und Hirsch (2006:12) sehen im fünffältigen Dienst das biblische Modell von apostolischer Leiterschaft, ein Grundmuster von Zusammenarbeit innerhalb der Gemeinde Jesu, das die bisher übliche Hierarchie in der Gemeinde ersetzen sollte. Das allgemeine Priestertum, das Frost und Hirsch (2006:165) APEPT nennen, ist für sie das Herzstück, mit dem die missionale Gemeinde steht und fällt. Nur durch den Einsatz aller Christen mit all ihren Geistesgaben kann die Gemeinde zu dem von Gott geplanten Ausmaß wachsen. Die Vernachlässigung der apostolischen, evangelistischen und prophetischen Gaben sind wohl die Ursache, dass in Gemeinden die missionarische Balance verlorengeht (ebd:169). Die Überbetonung der Pastoral- und Lehrgabe verursachte eine Innenfokussierung der Gemeinde Jesu. Obwohl der Gedanke der Mission tief in der evangelikalen Tradition verwurzelt ist (Hille 1998:4), wurde evangelikale Mission auf ferne Länder limitiert. Mission im eigenen Umfeld geriet in den Hintergrund. Darunter leidet das Wachstum der Gemeinde. Eine missionale Kirche möchte im Sinne von Eph 4 alle Gaben zur Wirkung kommen lassen und auch die Leitungsstruktur nach biblischen Vorgaben gestalten (Frost & Hirsch



2006:180). Der Einsatz aller Geistesgaben der ganzen Gemeinde würde zu einem Organismus führen, der sich selbst erhält und wächst und sich fortpflanzt, indem er neue Gemeinden gründet (ebd:175).

### **Die eschatologische Natur der Gemeinde**

Trotz der Auferstehungskraft Christi, die Gott der Gemeinde verliehen hat, ist ihr Leben bei Gott verborgen und dessen ganze Dimension jetzt noch nicht zu fassen (Kol 3:4). Erst bei der Offenbarung Jesu am Ende dieser Zeit wird das Vollkommene der Gemeinde sichtbar werden. Als Zeichen dafür gibt Gott den Christen seinen Heiligen Geist (Eph 1:13). Der Christ ist eine neue Kreatur (2. Kor 5:17), ist Heiliger Gottes (1.Kor1:1) und ist doch noch umkämpft von den Mächten der Finsternis, dem antigöttlichen Reich (Eph 6:12). Mehr noch: Die Sünde macht nicht vor ihrem Leben halt. Christen gehören dem Herrschaftsbereich Christi an, sie sind Gottes Kind und haben trotzdem lebenslang mit der Sünde zu kämpfen, in ihnen selbst und um sie herum. Eigentlich ist Gemeinde Jesu weltfremd, weil ihre Heimat im Himmel ist. Gerade das ist der Grund, weshalb sie in der Welt auf Widerstand und Opposition stößt. Sie erfährt Ablehnung und Hass wie Jesus selbst (Joh 15:20). Aber gerade im Erdulden dieser Ablehnung um Jesu willen ist sie Zeuge der anderen Welt Gottes und lebt das Reich Gottes. Christen sind berufen, sich wie ihr Herr für die Welt aufzuopfern (Phil 2:7) und Schmach zu ertragen. (Sauer in Spohn 2005:53): „Während Christi Leiden das Heil schaffte, kann das Leiden seiner Jünger dieses Heil vermitteln und bezeugen.“

### **2.4 Die Identität der missionalen Gemeinde Jesu**

Schon diese knappe Darstellung der neutestamentlichen Bilder für Gemeinde macht deutlich, dass das Hauptthema des NT die Mission Gottes ist, und nicht die Gemeinde (Reimer 2009:130). Die Untersuchung bestätigt auf vielfältige Weise meine Ausgangsbasis, dass Gemeinde des NT missional zu verstehen ist. Missionale Kirche ist zwar eine radikal neue Sicht, Gemeinde Jesu zu denken und zu sein (Gibbs 2000:219 u.v.a.), aber keiner der angeführten Autoren behauptet, dass dies eine neue Idee sei. Im Gegenteil, es ist die ursprüngliche Sicht des NT, die es nach der Epoche des Christentums wieder neu zu entdecken gilt. Deshalb ist die missionale Art der Gemeinde auch nicht nur *ein* ekklesiologisches Wesensmerkmal unter vielen. Es ist der Ausgangspunkt, der Grund, der Sinn, die Bestimmung und das Ziel der Gemeinde Jesu auf Erden.

Aus dem gegebenen ekklesiologischen Abriss des NT lässt sich folgende Identität der Gemeinde Jesu ablesen. Sie werden zu Leitlinien einer missionalen Ekklesiologie für unsere Zeit. Davon ausgehend möchte ich gleich einige Auswirkungen für die Gemeindepraxis ableiten.

## **Gemeinde ist Gottes Werk und sein Eigentum**

Gemeinde ist Gottes Idee, seine Initiative, sein Geschöpf. Der trinitare Gott selbst rief sie ins Leben. Sie ist von ihm erlöst, von ihm mit dem Blut seines Sohnes erkauft und von ihm beauftragt. Sie ist deshalb *sein* Volk (1.Pt 1:9), *sein* Leib, *sein* Tempel (1.Kor 3:16). Gemeinde ist Gottes Eigentum, sie trägt seinen Namen. Gott selbst und nur er allein stiftet ihre Identität. Gemeinde ist kein Menschenwerk und muss sich deshalb ihre Bestimmung nicht selbst suchen, sie ist ihr von Gott vorgegeben und aus dem NT erkenntlich. (Forst & Hirsch 2006:7): „It exists not because of human goals or desires, but as a result of God’s creating and saving work“ Deshalb kann Gemeinde:

- Gott in dankbarer Anbetung feiern. Sie ehrt ihn als ihren Schöpfer, Erlöser und Herrn. Sie wird Gott mit Leib und Seele, Wort und Tat die Ehre erweisen, die ihm gebührt und die er sich von seinem Volk so sehnlichst wünscht (Lev 20:1ff).
- Mit großem Eifer und Sorgfalt wird sie aus der biblischen Offenbarung Gottes Idee von Gemeinde erforschen. Sie möchte wissen, wer sie in Gottes Augen ist und welchen Plan Gott selbst mit ihr in dem Teil der Welt hat, wohin sie gesandt ist.
- Kein menschlicher Akt wie Taufe, Mitgliedschaft usw. sondern allein Gottes Gnade macht jemanden zum Glied der Gemeinde. Nur der kann zur Gemeinde gehören, der zu Gott gehört. Trotz offener Arme (Kallstadt 2002) für „Noch-nicht-Christen“ hat Gemeinde Jesu eine scharfe Grenze zwischen „drinnen und draußen“ (Eph 2:3ff).
- Die Ziele ihrer Arbeit, der Einsatz ihrer Kompetenzen und Finanzen sollten der Schrift entnommen werden, statt sich lediglich an ihren eigenen Bedürfnissen und der ihrer Umgebung zu orientieren.

## **Gemeinde ist Gottes Dienerin**

Als Gottes alleiniges Eigentum dient Gemeinde nur Gott (Eph 2:10) und nicht mehr ihren eigenen Interessen (2.Kor 5:15). Gott berief sein Volk, für ihn allein zu leben, in seinen Dienst (Ex 19; 2.Kor 5:15). Die Erlösten dienen nicht mehr den Götzen, sondern sie dienen nun ausschließlich Gott (1.Kor 10). Alles was sie tun, soll auf die Ehre Gottes abzielen (1.Kor 10:31). Jesu Gehorsam gegenüber seinem Vater ist dafür unser Vorbild (Phil 2). Er kam auf die Welt, um Gottes Willen zu erfüllen. Jesus lebte und starb für die Ehre seines Vaters (Joh 12:23ff). Sein Leben diente dazu, die Herrlichkeit Gottes widerzuspiegeln. Sein Dienst und sein Opfer ist das Modell (Gibbs 2000:59) für den Dienst seines Leibes, der seinem Herrn in treuer Jüngerschaft folgt. Sowohl im Bild vom Volk Gottes (Mt 5:16) als auch dem des Leibes Christi (Eph 1:4ff) dient auch die Gemeinde der Ehre und Verherrlichung Gottes. Die *missio Dei* geht um die Ehre Gottes (Clowney 1988:96). Die Menschheit soll zur Anbetung Gottes zurückgewonnen werden. Piper (1993) formuliert es so: „Missions

exists because worship doesn't.“ Ziel allen Dienstes Jesu und der Gemeinde ist also, dass Menschen aller Völkern wieder Gott ehren (Phil 2:11). Gott sehnt sich nach der Anbetung seiner Schöpfung. Seine Gemeinde erweist ihm schon diese Ehre, die ihm gebührt, und ihre Sendung verfolgt das Ziel, Menschen aller Völker zu Jüngern Jesu und damit zu Anbetern Gottes, des Schöpfers, zu machen.

Im Vaterunser lehrt Jesus seine Gemeinde die Priorität des Willen Gottes. Gemeinde verfolgt mit ihrem Dienst Gottes Belange, um sein Reich zu bauen (Mt 6:33). Das Reich Gottes, das zeigte Jesu Dienst, bleibt keine unsichtbare, rein geistliche, unfassbare Wirklichkeit. Deshalb darf der christliche Dienst nicht vergeistlicht und auf die Ausübung geistlicher Praktiken reduziert werden. Christlicher Dienst ist praktisch und handfest. Gemeinde setzt den Dienst Jesu im Geist von Jes 61 fort (Sneyder 1985:79). Reich Gottes ist durch die Gemeinde Jesu eine fassbare, sichtbare Realität in der diesseitigen Welt (ebd). Jeder Christ kann Gott überall in seinem Alltag dienen, indem er mit seinem ganzen Sein in seinem Lebensumfeld Gutes tut und damit Gott Ehre gibt (1.Kor 6:20; 7:24). Mit allem, was ein Christ tut, sagt und sogar isst, soll er Gott die Ehre geben (1.Kor 10:31). Das ist der ganzheitliche Gottesdienst als Antwort auf die erfahrene Barmherzigkeit (Röm 12), wonach Gott sich sehnt. Schon der Prophet Jesaja (1:13-17; 58:6-7 u.a.) warnte das Volk Gottes davor, Gottesdienst als abgehobenes, spirituelles Ereignis zu praktizieren. Spiritualität, die vor lauter Gottesliebe die Liebe zum Nächsten vergisst, ist unbrauchbar (Rusaw & Swanson 2004:17).

Der Dienst für Gott äußert sich im Dienst am Nächsten. Jesus selbst kam, um dem Nächsten zu dienen (Mk 10:45). Sein Dienst war das Zeichen, dass die Herrschaft Gottes angebrochen ist (Lk 7:20ff). Nachfolge Jesu heißt auch, im Dienen in Jesu Fußstapfen zu treten. Jesus immer ähnlicher zu werden heißt, zu dienen, wie er es tat. Für die Apostel war der Dienst am Nächsten normaler Ausdruck ihres neuen Lebens in Christus. Sie dienten mit ihrem Leben zwar zuerst Gott und nicht den Menschen (Apg 4:29), aber gerade ihre Diakonie an Menschen ihres Ortes ist vorbildhafter Gottesdienst. Jesus hat verheißen, dass Menschen wegen unserer guten Taten Gott preisen werden (Mt 5:15). Die ersten Christen waren dafür ein leuchtendes Beispiel. Ihre Diakonie machte wie Jesu Dienst deutlich, dass Gemeinde von den Nöten ihrer Mitmenschen nicht unberührt bleiben darf, sondern mit ihnen leidet (Reimer 2009:174). Dienst und Gehorsam Gott gegenüber sind ein zutiefst christliches Charakteristikum. Paulus bezeichnet sich selbst als Knecht Gottes (Röm 1:1). Die Fähigkeit dazu kam und kommt auch heute allein vom Heiligen Geist. Missionale Gemeinde ist davon überzeugt, dass im Evangelium Verkündigung und Dienst untrennbar sind. Weil Gemeinde ihrem Herrn dient:

- gibt er ihre Ziele und Aufgaben vor,
- kann es Gemeinde nicht um die Ehre oder Selbstverwirklichung von Menschen gehen,
- geht es beim Gemeindebau nicht mehr darum, die eigene Denomination zu Ehren kommen

zu lassen,

- bestimmt das Reich Gottes die Prioritäten, Inhalte und Methoden der Gemeindegemeinschaft und weder autoritär noch demokratisch gefasste Gemeindebeschlüsse,
- folgt ihr christlicher Dienst dem Vorbild Jesus und der ersten Christen und packt tatkräftig in ihrem sozialen Umfeld mit an,
- bleibt Gemeinde nicht unberührt von den Nöten der Menschen an ihrem Ort (Reimer 2009:175), sondern dient ihnen, wo es nötig ist,
- widmet sich Gemeinde nach ihrem Vermögen Bedürftigen und Notleidenden an ihrem Ort
- möchte sie mit all ihrem Sein und Tun das Reich Gottes in ihrem Umfeld wachsen sehen (Mt 6:33)
- konzentriert sich ihr Engagement dort, wo sie in ihrem Einflussbereich, Gottes Ziele mit den Menschen fördern kann,
- befähigt und motiviert sie ihre Glieder, all ihre Gaben in ihrem Umfeld einzusetzen.

### **Gemeinde ist Gottes Zeuge**

Das Volk Gottes, das Gottes Barmherzigkeit im eigenen Leben erfahren hat, ist zum Verkündiger der großen Taten Gottes bestimmt (1.Pt 2:9-10). Wie einst die Psalmisten, so bezeugt nun das Volk des Neuen Bundes die Herrlichkeit Gottes. Das Erzählen der großen Taten Gottes war deshalb der Inhalt der ersten Gemeindepredigt (Apg 2:11) nach der Beauftragung zum Zeugendienst durch ihren Herrn (Apg 1:8). Gottes Volk ist „ein beauftragtes Volk“ (Reimer 2009:49), das Evangelium zu verkünden und Menschen aller Völker und Generationen zu Jesu Nachfolgern zu machen (Mt 28:20). Als Missionsbefehl gingen diese Verse in die Missionsgeschichte ein. Gemeinde ist ein Volk in der Mission (Steyne 1998:203), die neutestamentliche Zeugin Gottes (ebd), der die Geheimnisse Gottes anvertraut sind (1.Kor 4:1). Gott möchte sein Rettungsangebot durch seine Gemeinde der ganzen Welt zukommen lassen. Mensch für Mensch, ganze Völker, ja die ganze Welt soll durch das Zeugnis der Gemeinde verändert und zur Anbetung Gottes zurückgebracht werden.

Doch Gemeinde ist selbst ohne Worte Zeugin. Zeuge sein erschöpft sich nicht in punktuellen missionarischen Aktion mit Wortverkündigung. Schon die Existenz der Gemeinde illustriert bereits die göttliche Weisheit (Eph.3:10). Das entbindet sie zwar keinesfalls vom Auftrag der Verkündigung, aber Mission ist nicht nur Weitergabe der Lehre Jesu. Ein Zeuge lebt einen missionarischen Lebensstil und pflegt seine Beziehungen. Mission ist vor allem „Jüngermachen“ mit allen Facetten von Jüngerschaft. Mission setzt fort, was Jesus mit seinen Jüngern tat. Das Ziel der Mission der Jünger sind Jünger. Der Imperativ von *matheteuein* ist das Hauptverb des Missionsbefehls (Mt. 28,19), dem „gehen“, „lehren“ und „taufen“ untergeordnet sind. Sie beschreiben die Art und Weise,

wie das „Jünger machen“ ausgeführt werden soll (Bosch 1991:73). Jesus meint mit Lehren (Mt.28:20) eine sorgfältige Unterweisung, die den lebensverändernden Prozess der Jüngerschaft begleitet. Die Gemeinde ist also nicht nur zum Predigen beauftragt (ebd:512). Begründen lässt sich diese Aussage auch mit der Wortbedeutung von *martyria*, das das NT für die Beauftragung der Gemeinde verwendet (Apg 1:8) und das die völlige Hingabe des Zeugen ausdrückt, bis zur Bereitschaft zum Sterben (Reimer 2009:174). Die Opferbereitschaft, die mit dem Zeugendienst einhergeht, wird uns später noch beschäftigen. Das Zeugnis in diesem Sinne ist die eigentliche Bestimmung der gesandten Gemeinde. Das heißt für die Gemeinde heute:

- Sie muss ihre Glieder für den Zeugendienst motivieren und schulen.
- Ihre Ressourcen und Manpower sind für diese Bestimmung einzusetzen.
- Ihr Gemeindeleben sollte sie so gestalten, dass sie tatsächlich ein Zeugnis an ihrem Ort ist (Reimer 2009:174).
- Ihr Zeugnis sollte sie nicht nur in den eigenen, sondern auch in öffentlichen Räumen und Plätzen verlauten lassen, die von den potenziellen Empfängern besucht werden.
- Es gilt, die Sprache des Herzens der Menschen des Kontextes zu ergründen, um sich auf kreative, liebevolle Art Gehör für ihr Zeugnis zu verschaffen.
- Der Inhalt ihrer Verkündigung ist die Gnade und Größe Gottes und nicht kleinkarierte Gesetzlichkeit.
- Die Kraft und Befähigung für ihr Zeugnis ist der Heilige Geist (Apg 1:8).

### **Gemeinde ist Reich Gottes Gemeinschaft**

Das Reich Gottes ist ein Schlüsselthema, das sich durch die ganze Bibel zieht (Snyder 1985:12). Beim Christsein geht es um die Herrschaft Gottes und damit um das Reich Gottes. Das Evangelium ist das des Reiches Gottes (Mt 4:23), das mit dem Kommen Jesu anbrach (Mt 4:17). Das *basileia tou Theou* war zweifelsfrei von zentraler Bedeutung für Jesu Dienst, seiner Verkündigung und der Schlüssel zum Verständnis seiner Mission (Bosch 1991:31). Auch nach der Auferstehung war es das Hauptthema seiner Jüngerschaftsschulung (Apg 1:3). In diesem Zusammenhang verspricht Jesus der Gemeinde den Heiligen Geist, der sie befähigt zur Zeugenschaft für das Evangelium vom Reich Gottes (Apg 1:8).

Sowohl die Metapher vom „Volk Gottes“ als auch der Ausdruck „Gemeinschaft des Heiligen Geistes“ bringen zum Ausdruck, dass es auch in der Gemeinde ums Reich Gottes geht. Kirche ist nicht das Reich Gottes, wie in den letzten Jahrhunderten oft propagiert; denn sie ist noch nicht das Absolute. Sie ist ein Zeichen des Reiches Gottes (ebd:35). Snyder (1985:80) möchte die aktive Rolle der Gemeinde unterstreichen und nennt sie „Agent des Reiches auf der Erde“. Kirche ist eine

Reich Gottes Gemeinschaft, die dazu bestimmt ist, die neue Weltordnung (ebd:9) der Regentschaft Gottes mitten in der Welt zu leben. Sie wurde bereits von Gott erneuert. Sie hat sich schon der Herrschaft Gottes unterstellt. Sie lebt nach dem Liebesgebot Jesu, wird vom Heiligen Geist regiert, erkennt Jesu Herrschaft über die Gemeinde an. Das macht sie zur Kontrastgesellschaft (Hundsberger 2003: 109), zum Prototyp der neuen Welt Gottes. Durch die Kirche kommen Menschen mit dem Reich Gottes in Berührung. Sie macht Reich Gottes erfahrbar. Dies geschieht aber nur dann, wenn sie sich nicht in ihre Gemeinschaft zurückzieht wie in ein Kloster. Die Reich Gottes Gemeinschaft ist auf die Welt ausgerichtet. Ihre *koinonia* ist Modell des Reich Gottes für die Welt. Ihr gemeinschaft-liches Leben lebt Gottes Heiligkeit in einer korrumpierten Welt vor. Dies wird weiter unten näher ausgeführt. Auch ihre neue Ethik wird Kontraste setzen und Gottes Idee von menschlichem Leben vorleben. Obwohl Gemeinde göttlichen Modellcharakter hat, ist sie als eschatologische Wirklichkeit nicht zu idealisieren (Reimer 2009:49). Sie ist nicht fehlerfrei, weil sie noch nicht endgültig ist. Sie darf nicht überrascht sein, dass sie es noch mit Sünde zu tun hat; sie ist ja selbst eine Gemeinschaft von begnadigten Sündern. Ihr wird es hier nie gelingen, perfekt zu sein. Ein Modell erfüllt aber nur seinen Zweck, wenn es zur Schau gestellt wird und für die Menschen im Gemeindeumfeld erfahrbar wird. Nur dann kann sie ihre Mission erfüllen und mit ihrem Leben, mit ihrem Wort und ihrer Tat die Königsherrschaft Gottes wiederherstellen (Reimer 2009:233). Teil ihrer Mission ist es, die Gerechtigkeit Gottes zu praktizieren, die sein Reich charakterisiert. Dabei verändert sie die Welt durch ihr Beispiel und ihr Engagement. Was Sozialarbeit ähnelt, ist für Gemeinde Bau des Reiches Gottes (Rusaw & Swanson 2004:25), weil es das Böse in jeder Gestalt in der Kraft des Heiligen Geistes bekämpfen möchte und die Herrschaft Gottes im gemeindlichen Umfeld wiederaufrichten möchte. Ihr Dienst an Randgruppen und anderen Bedürftigen möchte ihren Einsatzort nach Gottes Vorstellung transformieren. Konkret wird das, wenn

- Gemeinde das Reich Gottes lehrt und nach innen und außen lebt.
- Gemeinde ihr Engagement in ihrem Umfeld ganzheitlich anpackt und nicht nur auf Wortverkündigung limitiert,
- Menschen außerhalb der Gemeinde die Möglichkeit erhalten, mit der Gemeinde ganz natürlich in Berührung zu kommen, weil sie Gemeinde in ihrem Stadtteil erleben können.

### **Gemeinde ist Gesandte Gottes**

Die klassischen Missionstexte wie Mt 28,18-20; Mk 16,15-16; Lk 24,47-49; Joh 20,21; Apg 1,8; Joh 17,18; 2.Kor 5:17-20 u.v.a. formulieren pointiert die Sendung der Gemeinde in die Mission. Jahrhundertlang führte man diese Texte an, um die Sendung der Gemeinde zu vermitteln. Doch die Betrachtung der Gemeindemethaphern des NT vermitteln uns, dass es nicht nur einzelne Texte sind,

die von der Mitarbeit der Gemeinde in Gottes Mission sprechen. Wie aus einem Munde sprechen die vielen Bilder von der Sendung der Gemeinde. Gemeinde hat eine Mission zu erfüllen. Sie ist Eigentum Gottes, um ihm als Zeugin und Gesandte in der Welt zu dienen. Gottes Erwählung zu seiner Gemeinde ist gleichzeitig Gottes Ruf zur Teilhabe an der *missio Dei*. Jüngerschaft ist seit dem Ruf zur Nachfolge mit Mission gekoppelt (Köstenberger 2001:93). Folgen und (Menschen-) Fischen (Gibbs 2000: 56) nennt Jesus in einem Atemzug. Gemeinde ist Gesandte Gottes wie Jesus selbst, um Jesu Werk weiterzuführen (Joh 20:21f). Dies gilt für die Art und Weise seines Dienstes genauso wie für den Inhalt und die Verkündigung Jesu. Wie der nächste Punkt ausführen wird, ist Jesu Sendung unser großes Vorbild für diese Sendung. Weil Gemeinde Gesandte Gottes ist, deshalb

- ist Mission nicht nur ein Aspekt kirchlicher Arbeit, sondern der alles bestimmende Mittelpunkt, von dem aus Gemeindebau motiviert und ausgerichtet ist,
- darf Gemeinde sich nicht nur darauf beschränken, attraktiv für Ungläubige zu sein und zu warten bis „Noch-Nicht-Christen“ den Weg zu ihr finden, sondern als Gesandte geht sie auf die Menschen zu, statt auf sie zu warten,
- leben Christen ihren Glauben nicht zurückgezogen, sondern öffentlich,
- können sie keine Inselmentalität leben, sondern leben mit ihrem Umfeld, ja mischen sich sogar aktiv unter die Menschen, zu denen sie gesandt sind,
- hat Gemeinde Jesu auch heute noch einen bedeutenden Platz in der Gesellschaft als Salz und Licht (Mt 5:13f), auch wenn sie nun vom Rand der Gesellschaft aus agiert. Ihr Verkündigungsauftrag bleibt bestehen,
- ist ihr der Inhalt ihrer Verkündigung von Gott in den Mund gelegt und wird ihr nicht von der Gesellschaft, dem Zeitgeist oder der Zielgruppe vorgegeben.

## **2.5 Leitlinien einer missionalen Ekklesiologie**

Die herausgearbeitete Identität der Gemeinde Gottes als Gottes Werk, sein Eigentum, Gottes Dienerin und Gottes Zeugin lässt sich in der Tatsache zusammenfassen: Die Gemeinde ist Gesandte Gottes wie Jesus selbst. Sie führt die *missio Dei* in der gleiche Art und Weise fort, wie Jesus. Aus dieser Identität entspringen folgende Wesensmerkmale missionaler Gemeinde.

### **betend**

Die neutestamentlichen Bilder von Gemeinde deuten übereinstimmend darauf hin, dass nicht die Gemeinde die „Macher“ der *missio Dei* sind. Sie sind lediglich Mitarbeiter Gottes. Gemeindebau steht allein in Gottes Macht. Er allein beruft, erlöst und schenkt neues Leben und baut Gemeinde. Im Gebet bekennt die Gemeinde dies. Sie wartet auf Gottes Handeln, weil sie weiß, dass sie keine

Kraft hat, dem Widersacher Gottes Terrain abspenstig zu machen, und so die Welt unter Gottes Herrschaft zu stellen, damit sie in sein Bild verändert wird. Sie glaubt aber, dass sie in der Abhängigkeit von ihm alles erreichen kann (Phil 4:13). In der Abhängigkeit der Gemeinde von Gott liegt das Geheimnis zum Erfolg (Joh 15:5). Christen stehen priesterlich für eine verlorene, korrupte Gesellschaft ein mit der Bitte um Gottes Erbarmen für die Verlorenen.

### **Inkarnatorisch**

Bereits das Manila Manifest definiert: „Wahre Mission muß immer „inkarnatorisch“ sein“ (lausannerbewegung.de). Weil sich missionale Gemeinde gesandt weiß wie Jesus, gibt die Inkarnation Jesu die Methode vor, wie sie ihre Sendung leben soll (Reimer 2009:150). Die Fleischwerdung ihres Meisters, sein Leben und Dienst sind ihr Vorbild für Gemeindebau. Gott wurde in Jesus Mensch, schlüpfte in unsere Haut. Jesus lebte unter den Menschen seiner Zeit, identifizierte sich mit ihnen, sprach ihre Sprache, litt mit ihnen, setzte sich für sie ein, predigte ihnen das Reich Gottes, diente ihnen und gab sogar sein Leben für sie. Menschen seiner Zeit begegneten in Jesus dem lebendigen Gott. Die Inkarnation Christi ist ein unerklärbares Geheimnis Gottes (Frost & Hirsch 2006:37), das sich seit Pfingsten mit den Christen fortsetzt. Seine Nachfolger entwickelten nach Jesus keine neue Tradition, sondern setzten sie als das Werk ihres Meisters in gleicher Weise fort. Gemeinde ist dazu bestimmt, es Jesus gleichzutun (Phil 2). Mit Reimer (2009) sind sich viele namhafte Missiologen (Gibbs 2000:219, Frost & Hirsch 2006) darüber einig, dass die Inkarnation mehr als nur ein Aspekt der Ekklesiologie ist. Die göttliche Sendung des Sohnes in der Inkarnation Jesu „bietet de facto alle Elemente einer transformatorisch-missionalen Theologie“ (Meier 2009:74). Sie vereint Soteriologie und Christologie wirkungsvoll (ebd). Missionale Gemeinde ist eine inkarnatorische Gemeinschaft (Gibbs 2000:218), die nach dem inkarnatorischen Ansatz lebt und arbeitet. Die Inkarnation ist das Modell missionaler Gemeinde, wie die folgenden Ausführungen zeigen.

### **lokal**

So wie der Mensch Jesus so ist Gemeinde das menschliche Gesicht Gottes (Frost & Hirsch 2006:36). Überall, wo Gemeinde existiert, wohnt der Schöpfergott in seiner ganzen Fülle (Eph 1:23) leibhaftig mitten unter den Menschen. „In der Gemeinde kommt Gott zu den Menschen“ (Reimer 2009:46). Gemeinde ist seit Pfingsten der neue Leib Christi (Eph 2:16), der ihren Herrn an ihrem Ort (Eph 1:23) verkörpert. Man kann in der Gemeinde Gott begegnen, ihn kennenlernen, sich ihm nähern. Gemeinde macht in ihrem Kontext Gott begreifbar, sichtbar und erfahrbar (Eph 2:7); das ist ihre Bestimmung (Eph 3:10; 4,8). So macht sie Gottes Herrlichkeit bekannt (Eph 1:12, Joh



1:14). Obwohl die Mission Gottes universell ist und Menschen aller Welt in den Leib Jesu eingebunden sind, ist jede einzelne Ortsgemeinde speziell in ihre Stadt, ihre Region gesandt. Gemeinde ist lokal. „To make something real it has to be local“ (Frost & Hirsch 2008:36).

Gemeinden waren im NT oft Ortsgemeinde. Sie waren aufs engste mit ihrem Standort, ihrer Stadt oder Region verbunden, wie das Wortstudium zu *ekklesia* veranschaulichte. Gemeinde ist dazu bestimmt, Gottes Wohnung an ihrem Einsatzort zu sein. Sie ist Gottes Residenz in ihrer Stadt. Dies illustrieren die Bilder vom Leib Jesu und Haus Gottes, vom Volk Gottes und vom Tempel. Gott lebt durch die Gemeinde unter seinen geliebten Menschen.

Wie im Tempel des AT, so ist nun die Gemeinde der Ort, wo Menschen Gott anbeten können; nicht nur das Volk Gottes, sondern auch die Menschen, die Gott noch nicht kennen. Gemeinde ist mit all ihrem Sein und Tun Zeichen des gnädigen Gottes, der den Menschen nahe kommt. Sie ist Gottes Zuwendung zum Menschen. Auch hierbei geht es allein um die Ehre Gottes. Deshalb:

- darf sich Gemeinde nicht von ihrem Umfeld abkapseln, sondern öffentlich zugänglich unter ihm wohnen,
- wohnen Gemeindeglieder wenn möglich mitten in dem Stadtteil, der ihr gemeindliches Umfeld ist. Hier sind sie im Alltag und an Feiertagen präsent und erlebbar,
- ermöglichen Christen ihren Nachbarn auf natürlichem Wege, Gott zu erfahren,
- wartet Kirche nicht darauf, dass Menschen in ihre Gebäude und Veranstaltungen kommen, sondern entwickelt eine als Gesandte Geh-Struktur, indem sie aktiv auf Menschen in ihrem Umkreis zugeht,
- suchen Christen kreativ nach Wegen, Noch-Nicht-Christen Möglichkeit zu geben, mit Gott in Kontakt zu kommen.

### **kontextuell**

Jesus hat nicht von uns verlangt, seine Art anzunehmen, also göttlich zu werden, bevor er sich um uns kümmerte. Er starb für uns, als wir noch Sünder waren (Röm 5:8). Er nahm unsere Art an und wurde Mensch wie wir. Jesus begab sich in den Kontext seiner Zeit. Er war Jude und sprach, dachte und verhielt sich wie ein Jude der damaligen Zeit. Gott nahm damit die Gestalt an, die diesem bestimmten kulturellen Rahmen entsprach, um mit den Menschen in Beziehung zu treten. Weil die Fleischwerdung Jesu das allerbeste Beispiel für die kontextgebundene Selbstoffenbarung Gottes ist (Frost & Hirsch 2006:88) begründet die Inkarnation Jesu das Modell für das Wirken seiner Nachfolger (Reimer 2009:150). Die Inkarnation Jesu ist das Modell für kontextuelle Ekklesiologie und Gemeindebau (Ott 1998:235). Gemeinde ist daher immer kontextuell zu bauen. Wie ihr Herr muss nun auch der Leib Jesu die äußere Erscheinung der Kultur der Menschen annehmen, zu denen

er gesandt ist. Man kann behaupten, dass „wahre Mission ... immer inkarnatorisch sein“ muss (MM:4). Nur indem sich Gemeinde in ihr Umfeld hineinbegibt und ständig mit dessen Veränderungen in Bewegung bleibt, kann sie ihrer Sendung treu bleiben. Sie spricht die Sprache ihres Einsatzortes, bedient sich der Ausdrucksformen, Kunst oder Musik ihrer Zeit, ihres Volkes und Gegend, um Gott anzubeten und ihm zu dienen. Dies tut sie nicht nur notgedrungen, sondern die Identifikation mit den Menschen vor Ort ist Teil des Planes Gottes. Es ist die Art und Weise wie die *missio Dei* ausgeführt wird. „Das Geheimnis der Beziehung zwischen Gemeinde und Kultur widerspiegelt das Geheimnis der Fleischwerdung Christi“ (Ott 1998:245).

Es ist unbestritten, dass Gemeinde in der Welt Kompromisse mit ihrem Umfeld eingeht (Gibbs 2000:50). Gemeinde ist nicht immun gegen die kulturelle Prägung ihres Einsatzortes, sondern von ihm beeinflusst. Aber Gemeinde kann sich jedem Kontext anpassen, ohne das Evangelium zu verfälschen. Die Fülle Gottes äußert sich gerade auch in der kulturellen Vielfalt der Gemeinden (Reimer 2009:92) in puncto Gemeindestrukturen, Frömmigkeitsstile, Gottesdienstformen, Anbetungsrituale, kontextuelle Theologie und Ekklesiologie. Jede Gemeinde spiegelt dabei eine andere Facette Gottes wider.

Sperret sich eine Kirche aber gegen inkarnatorischen Gemeindebau, birgt das für sie und ihren Kontext Gefahren (Frost & Hirsch 2006:38). Eine Gemeinde, die sich gegen die ständige Veränderung wehrt, lehnt die Kultur in der sie lebt ab, koppelt sich von ihr ab und begibt sich selbst ins gesellschaftliche Abseits. So kann sie aber nicht mehr Gottes Bestimmung treu sein. Sie stagniert. Solche Gemeinden entwickeln eigene Subkulturen, die von ihrer Umwelt nicht mehr verstanden werden. Vielleicht konservieren sie eine Tradition aus vergangener Zeit oder imitieren eine Gemeindekultur aus einem anderen Kontext, die den Anspruch hat, besonders fromm zu sein. Dann ist sie zwar fromm, aber bleibt in ihrem Kontext unbeachtet. So aber entfremdet sich Kirche ihrem Umfeld und wird zum Getto. Aus einer gesellschaftlichen Isolation heraus kann sie ihrer Bestimmung nicht gerecht werden. Frost & Hirsch (ebd) nennt den Kulturimperialismus die größte Gefahr einer nicht kontextuellen Gemeindegearbeit. Er verhindert, dass das Evangelium in einer Kultur, in das es gesandt ist, nie heimisch wird und immer als ein Fremdkörper erachtet wird. Gemeinde aber soll es darum gehen, das Evangelium in ihrem Kontext verständlich zu leben und zu predigen, um es dort heimisch zu machen.

Gibbs (2000:53) gibt zu bedenken, dass Gemeinde auch deshalb die Interaktion in ihr Umfeld braucht, um ihre eigenen blinden Flecke wahrzunehmen. Die kritischen Stimmen der Gesellschaft können auch Gottes Reden zu seiner Gemeinde sein, die ja auch von ihrer Umwelt geprägt ist.

Gemeinde darf sich keinesfalls von ihrem Umfeld isolieren. Ebenso wenig darf sie sich bei

der Interaktion mit ihrer Gastkultur bis zur Unkenntlichkeit aufsaugen lassen. Es kann in der Kontextualisierung des Evangeliums nicht allein darum gehen, ihre Verkündigung in Wort und Tat den Bedürfnissen der Hörerschaft anzupassen. Die Mission der Kirche ist ein ständiger Balanceakt zwischen Gehorsam zu Gott und Gesellschaftsrelevanz. Als Gesandte Gottes in die Welt wird der Grad der Identifikation vom Heiligen Geist dirigiert, denn ihre Identifikation mit der Umwelt darf ja nicht ihre göttliche Identität in Zweifel stellen (Reimer 2009:154). Weil Gemeinde nach den Werten des Reiches Gottes lebt, hebt sie sich vom zeitgenössischen Lebensstil ab (Röm12:1). Um Synkretismus zu vermeiden, darf der Kontext aber weder die einzige Quelle einer Ekklesiologie sein noch darf er dem Evangelium übergeordnet werden. Kontextueller Gemeindebau spielt sich in der Spannung zwischen Kultur, Evangelium und Kirchentradition ab (Gibbs 2009:219), wie die Ausführungen zur Kontextualisierung dieser Arbeit noch zeigen werden. Er braucht gleichzeitig „a clear commitment to biblical authority“ (Hiebert in Frost 2006:89). Der Kontext ist also dem Evangelium untergeordnet. Einige Aspekte kontextueller Gemeindegemeinschaft:

- Gemeindeleben und -arbeit muss sich an die Kultur der Empfänger anpassen.
- Weil wir Nichtchristen für Jesus gewinnen wollen, verlangen Christen nicht von Suchenden sich unserem Lebensstil anzupassen, sondern Gemeinde geht auf ihr Umfeld zu.
- Gemeinde lebt mit den Menschen, auch wenn dieses Leben, diese Kultur ihr fremd sind.
- Das Evangelium muss den Menschen im Kontext in ihrer Sprache, ihrem Denken und ihrer Kultur verständlich präsentiert werden. Dies setzt eine intensive Beschäftigung mit den Menschen voraus, um den Kontext kennenzulernen und zu verstehen und die Ekklesiologie dafür zu kontextualisieren.

## **heilig**

Jesus blieb bei allem Engagement und aller Identifikation mit den Menschen, unter denen er lebte, Gott selbst. Trotz äußerer Anpassung war er der Heilige, ohne Sünde, der in dieser Welt lebte, aber nicht nach ihren Gesetzmäßigkeiten agierte. Er war allein Gott verpflichtet und lebte für ihn allein, unberührt von Mächten seiner Zeit. Auch Gemeinde ist als Volk Gottes, Leib Christi (Eph 5:26f) und Tempel Gottes (1.Kor 3:16f) heilig. Heilig meint, ausschließlich zu Gott zu gehören und für ihn zu leben. Gemeinde lebt zwar in der Welt, doch sie gehört nicht mehr zur Welt (Joh 17:13). Sie ist von göttlicher Natur und trotz ihrer Identifikation Abgesonderte (1.Joh 2:15). Sie lebt nicht mehr nach den Prinzipien der Welt, sondern lebt nach dem Gesetz des Geistes (Röm 8:2) einen heiligen, gottwohlgefälligen Lebensstil und ordnet sich ganz der Herrschaft Gottes unter. Sein Geist bestimmt nun das Leben der Christen (Röm 8:5), deshalb leben sie anders als die Menschen um sie her. Die Kultur, in der sie leben, gibt ihnen nur das äußere Kleid. Die Normen, nach denen sie lebt,

sind allein von Gott vorgegeben (Reimer 2009:92). Diese Normen, erschöpfen sich nicht in moralischen Gesetzen, sondern zeigen sich wesentlich in der christlichen Gemeinschaft, wie weiter unten ausgeführt. Gemeinde hat eine Botschaft Gottes und einen Auftrag für die Welt und ist deshalb für die Welt und zieht sich nicht von der Welt zurück. Sie lebt mitten in der Welt heilig für Gott (Phil 2:14). Genau darin besteht ihre Sendung. Sie ist Vorposten der göttlichen Wirklichkeit in dieser Welt. Konkret heißt das:

- Weil ihre göttliche Natur als Zeugnis für Gott vor der Welt gedacht ist, darf sich Gemeinde nicht von der Welt zurückziehen. Ihr Heiligsein wäre dann nutzlos.
- Ihre ethischen Normen orientieren sich nicht am Kontext, sondern an der Bibel.
- Ihr Modellcharakter erfüllt dann ihren göttlichen Zweck, wenn Gemeinde auch anderen Menschen dieses neue Leben gönnt und dafür lebt, ihr Umfeld unter Gottes Herrschaftsbereich einzuladen und zu transformieren.

### **christozentrisch**

Das Zentrum der Gemeinde ist Jesus. Sein Opfer rief sie ins Leben, ihn zu verkörpern und zu verkündigen ist ihr Auftrag, in sein Bild umgestaltet zu werden, ist ihre Bestimmung und mit ihm ewig zu leben, ihre Hoffnung. Es gibt keinen anderen Grund für Gemeinde als Christus. Christozentrische Theologie bekennt deshalb, dass Christus das Zentrum der Schrift und der einzige Heilsweg ist (Joh 14:6). „We either deny him or we confess him, but we cannot avoid him. We sink or swim with Jesus“ (Frost 2006:114). Missionale Kirche verkommt zur Methode, wenn sie nicht Jesus präsentiert. Aber wir brauchen eine ausgeglichene Christologie, die Soteriologie und Inkarnation, Auferstehung und Himmelfahrt, Geistausgießung und Parusia in Balance hält. All diese Ereignisse sind im Heilswirken Gottes von Bedeutung. Die Überbetonung der Soteriologie in der Vergangenheit hat das Evangelium der sozial-politischen Komponente beraubt. Die Überbetonung der Inkarnation lässt die Erlösungsbedürftigkeit des einzelnen und den Verkündigungsauftrag außer Acht. Die Überbetonung der Geistausgießung vernachlässigt das Kreuztragen der Nachfolge usw. Bosch (1991:512) fordert: „Our mission has to be multidimensional in order to be credible and faithful“ In der bleibenden Abhängigkeit von unserem Herrn ist diese Balance zu suchen. Das verlangt heute nach einer kontinuierlichen Lektüre der Bibel, wie z.B. in der lateinamerikanischen Befreiungstheologie praktiziert (Bevans 1992:70). Jesus versprach darauf seinen Erfolg (Joh 15:5).

### **einladend**

Missionale Gemeinde ist eine von Jesus berufene Lebens- und Dienstgemeinschaft, die der Verbindung mit Gott durch Christus entspringt. *Koinonia* nennt das NT diese Gemeinschaft der Ge-

meinde mit Christus (1.Kor 1:9) und der Christen zueinander (1.Joh 1:7), die der Heilige Geist schafft. Es ist eine neue Art des Zusammenlebens nach dem Ethos des Reiches Gottes statt den Regeln der Welt um sie her. Einige Merkmale dieser neuen Gemeinschaft sind:

***Koinonia übersteigt Familienbände.*** Das Reich Gottes hat für Nachfolger Jesu oberste Priorität. Die Familienbände sind dieser nachgeordnet. Jesus lebte das vor, und seine Mutter war geschockt. In der Gemeinde schafft der Heilige Geist eine stärkere Bindung als innerhalb der eigenen Familie. Wo das nicht so ist, prangert Jesus es an. Natürlich setzt er Familie damit nicht außer Kraft.

***Koinonia übersteigt die ethnische Zugehörigkeit.*** Jesus schuf am Kreuz ein neues Volk Gottes, das nicht mehr nur aus Juden bestand. In Jesu neuer Lebens- und Dienstgemeinschaft sind Menschen verschiedener Nationen (Apg 2:1ff) und Schichten (Jak 2:1ff) berufen. Die Gemeinden des NT waren keine monokulturellen, homogenen, zielgruppenorientierten Gruppen. Die Jerusalemer Urgemeinde bestand aus Juden und hellenistischen Juden und war deshalb zweisprachig (Apg 2).

***Koinonia behandelt alle Glieder gleichwertig,*** trotz der unterschiedlichen nationalen, kulturellen und sozialen Herkunft der Gemeindeglieder (1.Kor 11:22 u.12:1ff). Dies ist die praktische Konsequenz, dass Gemeinde nach der neuen Weltordnung Gottes lebt, wo es kein Ansehen der Person gibt. Gott selbst verleiht durch die Gaben die Platzanweisung in der Gemeinde. Dabei ist es egal, ob einer im Lehrdienst, in der Leitung oder in der Diakonie tätig ist. Alle sind gleich wichtig (Eph 4). Gemeinde funktioniert als Team und nicht als Einzelkämpfer, wie das Bild vom Leib illustriert.

***Koinonia ist offen für alle.*** Zur Gemeinde gehört man durch die Berufung Gottes. Das NT unterscheidet klar zwischen Menschen, die „drinnen“ und „draußen“ sind vom Reich Gottes. Missionale Gemeinde darf deshalb nicht der ökumenischen Tendenz verfallen (vgl. dazu etwa das Kirchenverständnis des Kairos-Dokument von 1998) und Kirchengrenzen verwischen (Walldorf 2002:166). Nur weil Gemeinde eine „distinct community“ ist (Bosch 1991:517), ist sie Zeichen und Instrument (ebd:374) Gottes in der Welt. Aber weil sie ihre Sendung im Rahmen der *missio Dei*, der Zuwendung Gottes an die Welt versteht (ebd:376), darf sie ihre Grenzen zur Welt auch nicht ängstlich bewachen (ebd:378). Die Gemeinschaft der Gläubigen verschließt sich deshalb Nicht-Christen nicht. Im Gegenteil, sie lädt sie in ihre Gemeinschaft ein und lässt sie teilhaben an der Liebe der Kinder Gottes. Gemeinde ist auf Zuwachs angelegt (Eph 2:21). Sie weitet sich kontinuierlich in ihrer Umgebung aus. Die Illustrationen vom Sauerteig, Senfkorn, Leib und vom Bau Gottes veranschaulichen das. Jemand sagte treffend, dass Gemeinde der einzige Verein ist, der für

seine Nichtmitglieder existiert. Alle Menschen sollen in den Genuss der Beziehung zu Gott kommen. Der Ort dazu ist die Gemeinde.

***Koinonia ist nicht statisch.*** Jesus ist für alle Zeiten derselbe. Gemeinde aber ist eine Gemeinschaft im Werden. Die Mission der Gemeinde Gemeinde in Bewegung nach der Regie des Heiligen Geistes. Die Neuzugänge und der lebenslange Heiligungsprozess der einzelnen Christen unterwerfen das Gemeindeleben einem ständigen Veränderungsprozess. Neue Mitglieder werden nicht nur in die Gemeinde assimiliert, sondern integriert. Der Herr selbst fügt sie in seinen Bau ein. Das wird das Gesicht der Gemeinde, ihre Gruppendynamik und ihr Profil verändern.

***Koinonia lebt nach der Liebe*** (Joh 15:12). Ihr höchster Wert ist nicht Macht in einer Gruppe zu erlangen, sondern den andern zu lieben, für ihn zu sorgen und ihm zu dienen, ja ihn sogar höher als sich selbst zu achten (Phil 2). *Koinonia* ist Teil der Sendung der Reich Gottes Gemeinschaft. Nur wenn Gemeinde heute nach den göttlichen Prinzipien lebt, und dies für Gemeindeglieder und Außenstehende erfahrbar wird, kann sie diesen anderen predigen. Mag das Zeugnis einzelner Christen in einer pluralistischen Gesellschaft toleriert werden ohne Veränderung zu bewirken, so ist der liebevolle Umgang miteinander in der Gemeinde ein Zeichen der Gnade Gottes in einer verfeindeten Welt. Das wird nicht ignoriert werden, sondern Gottes Wesen offenbaren und sein Reich verkünden. Gemeinde, die nach den Gesetzen der Liebe lebt, wird als Botin des Reiches Gottes Zeichen setzen. Ohne christliche Liebe wird der Auftrag der Kirche nicht gelingen. Nur eingebettet in diese *koinonia* beginnt die Transformation des Umfeldes (Faix/Stängle 2009:20). Clowney (1995:16) ist überzeugt: „Only as the church binds together those whom selfishness and hate have cut apart will his message be heard and its ministry of hope to the friendless be received.“

Konkret wird das in der Gemeinde heute so:

- Gemeinde ist nicht in erster Linie eine Institution, sondern eine Gemeinschaft.
- Gemeinde ist keine Ein-Mann-Show. Hier werden nicht nur Profis eingesetzt. Jeder Christ hat zur Erbauung der Gemeinde eine Gabe erhalten, die er für seinen Herrn einsetzen muss. Alle werden gebraucht, damit Gemeinde wachsen kann. Das ist seine Bestimmung, das gibt seinem Leben Sinn.
- Gemeinde hat offene Arme für Menschen aller Rassen, aller Milieus und Schichten

### **grenzüberschreitend**

Das Evangelium gilt allen Völkern. Um es bekanntzumachen, mussten Jünger Jesu ethnische und kulturelle Grenzen überschreiten. Die Missionsgeschichte des NT zeigt beispielhaft, wie die ersten

Christen in vielerlei Hinsicht Neuland betraten. Sie begaben sich zu den Menschen, sprachen ihre Sprache und bedienten sich ihrer religiösen Vorstellungen, um ihnen das Evangelium verständlich zu machen. Die Gemeinden, die aus diesem kulturüberschreitenden Dienst entstanden, waren multikulturelle Gemeinden, in denen Menschen verschiedener Herkunft die neue Einheit des Leibes Jesu lebten (Eph 2:16). Der Epheserbrief zeigt, dass das nicht immer einfach war, aber es war Gottes Idee. Die Apostel mahnen immer wieder zu Frieden und gegenseitiger Annahme. Gottes Geist eint selbst Menschen aus ehemals verfeindeten Völkern. Diese Einheit zeigt der Welt beispielhaft Gottes Versöhnung und soll deshalb nicht in der Kirche steckenbleiben. Gemeinde ist zum Botschafter des Friedens eingesetzt (2.Kor 5:18ff).

### **bevollmächtigt**

Mission basiert auf der Allmacht des Auferstandenen (Mt 28:19). Seine Vollmacht ist dem Christ durch den Heiligen Geist sogar eingepflanzt (Joh 14:17). Das Wirken der Christen in der Welt geschieht in der Kraft des Heiligen Geistes (Apg 1:8). Er ist die treibende und die vollbringende Kraft der *missio Dei*, mit der die Gemeinde Jesu rechnen kann. *Missio Dei* geht von Gott selbst aus, verfolgt seine Ziele, orientiert sich nach seinem Vorbild und geschieht in seiner Kraft.

### **(über)zeugend**

Als Zeugin, Volk und Gesandte Gottes ist Gemeinde zur Verkündigung des Evangeliums bestimmt. Das ganze Volk Gottes, nicht nur die Pastoren, Prediger und Evangelisten, ist dazu berufen, das Evangelium zu proklamieren (Manila Manifest). Der Inhalt ihrer Predigt ist - wie bei der Predigt Jesu - das Reich Gottes, das mit dem Kommen Jesu, seinem Tod und seiner Auferstehung zu den Menschen kam. Weil die Zugangskriterien zum Reich Gottes nach der Verkündigung Jesu Buße und Sündenvergebung sind, ruft missionale Gemeinde zur Buße auf. Es geht nicht nur um ein glücklicheres Leben als Christ oder eine bessere Moral. Die Kernaussage ist die Versöhnung des sündigen Menschen mit dem heiligen Gott in Jesus Christus. Ihre eigene Gotteserfahrung unterstützt ihre Predigt (1.Petr 2:9). Die Form und Sprache der Predigt passt sich dem Kontext an, um ihre Bestimmung zu erfüllen. Verkündigung ist ein Wesensmerkmal missionaler Gemeinde; ihre Sendung hat eine „kerygmatische Dimension“ (Reimer 2009:173).

Beeinflusst von der griechischen Philosophie, der Aufklärung und den großen abendländischen Ideologien, war Kirche lange Zeit auf die intellektuelle Vermittlung des Wortes Gottes fokussiert. Auch Mission war jahrhundertlang das Synonym für Wortverkündigung. Evangelikale postulierten die Vorrangigkeit der Wortverkündigung (Hardmeier 2009:17). Die Missionswissenschaft entwarf verschiedene Ansätze mit unterschiedlicher Gewichtung der

Wortverkündigung. Missionale Theologie vertritt verstärkt die ganzheitliche Verkündigung. Sie erweitert die soteriologisch geprägte Ekklesiologie mit der Reich Gottes Perspektive, in der Wort und soziale Tat zusammengehören (ebd).

### **ganzheitlich**

Ausgehend vom alttestamentlichen *shalom* hat auch das neutestamentliche „Heil“ eine ganzheitliche Bedeutung (Faix & Weißenborn 2009:113). Heilwerden soll der Mensch in allen seinen durch die Sünde zerstörten Beziehungen zu Gott, sich selbst, dem Nächsten und der Schöpfung. Nicht nur die Beziehung des Menschen zu Gott braucht Versöhnung durch Christus. Nicht nur die Seele braucht Bekehrung, sondern der ganze Mensch. So gesehen betrifft der Auftrag der Gemeinde Leib, Seele und Geist. Um diesem ganzheitlichen Auftrag nachzugehen, kann sie sich nicht auf Wortverkündigung beschränken. Die *missio Dei* erlöst den ganzen Menschen und zielt auf die Erlösung der ganzen Schöpfung ab. Gott meint den ganzen Menschen und seine Herrschaft beansprucht alles (ebd:116). Deshalb muss sich die Mission der Gemeinde aus *kerygma*, *koinonia* und *diakonia* zusammensetzen. Willigen (1952) formuliert: „Witness is given by proclamation, fellowship and service“ (Bosch 1991:512).

Gemeinde, die als Leib Jesu ihre Sendung inkarnatorisch versteht, streift die Vernunftprägung der Moderne, die das Evangelium auf Wortverkündigung verkürzte, ab und kommt zurück zu den Wurzeln des Christentums. Die Bilder des NT zeigen, dass Gemeinde das Evangelium nicht nur in Worte fassen soll, sondern es als Leib Jesu in der Welt verkörpert, als Volk Gottes die Herrlichkeit sichtbar (Joh 15:8) und als Gemeinschaft des Geistes Gottes Reich erfahrbar macht. Eine ausgewogene Christologie wird in eine ganzheitliche Mission münden.

### **diakonisch**

Als Dienerin Gottes folgt Gemeinde dem Leben Jesu, der seinen Nächsten diente. Seine Liebe zu den Menschen zeigte sich nicht nur in seiner Verkündigung des Reiches Gottes, sondern vor allem in den Zeichen des gekommenen Reiches Gottes: seinen Speisungen, Heilungen, Befreiungen usw. Jesus sandte seine Jünger aus mit dem Auftrag zu predigen, zu heilen und zu befreien (Lk 9:2). Gemeinde ist also gesandt, diesen Auftrag Jesu in gleicher Weise durchzuführen. Sie darf sich nicht nur auf evangelistische Wortverkündigung beschränken.

Der Pietismus entdeckte für seine Zeit neu die Diakonie. Der damaligen festgefahrenen Orthodoxie setzten die Pietisten in ihren Predigten und ihrem konkreten Handeln die Orthopraxie entgegen, als wichtiger Bestandteil des christlichen Lebens (Meier 2009:81). Wichern sah, wie auch andere im frühen Pietismus, die gesellschaftlichen Missstände seiner Zeit gar von der mangelnden



Gesellschaftsrelevanz der Kirche verursacht. Er prangert das verkopfte Christentum an, kümmert sich um die verwaehrte Jugend seiner Stadt und zeigt, dass Evangelisation und Diakonie miteinander einhergehen (Meier 2009:85). Auch heute sollte sich Gemeinde als Gesandte Gottes in diese Welt fragen, welche Berufung „to be and do“ sie in ihrem aktuellen Umfeld hat (Frost & Hirsch 2006:7).

Diakonie ist kaum vom transformativen Handeln der Gemeinde in der Gesellschaft zu trennen. Der Arbeitskreis für soziale Fragen der FeG definiert sein gesellschaftspolitisches Engagement auch als Diakonie. Da aber gerade dieser transformative Aspekt der Diakonie für deutsche Freikirchen noch relatives Neuland ist, möchte ich der Transformation einen eigenen Punkt widmen. Die praktischen Hinweise zu Diakonie und Transformation für den Gemeindebau möchte ich aber zusammen behandeln.

### **transformativ**

Weil missionale Gemeinde ihre Sendung ganzheitlich begreift, betrachtet sie das Gründen von Gemeinden nicht als einziges Ziel ihrer Berufung (Meier 2009:94). Es geht ihr nicht nur um die Errettung Einzelner. Missionale Gemeinde möchte zurück zum ganzheitlichen Verständnis des Heils Gottes, wie es die Bibel im AT mit *shalom* und im NT mit dem Wort *soteria* vermittelt. Beide Worte beschreiben ein ganzheitliches Heil, das sich in allen Beziehungsebenen des Menschen auswirken möchte (Faix/Weißenborn 2009:113): In der Beziehung des Menschen zu Gott, zu sich selbst, zum Nächsten und zur Schöpfung. Transformation bleibt so nicht beim Individuum stehen und beschränkt sich auch nicht auf nur einen Aspekt seines Menschseins, sondern sie hat das Heilwerden seiner Beziehungen, ja der ganzen gefallenen Schöpfung im Blick. Das biblische Heilsverständnis trennt nicht zwischen individuellen und gesellschaftlichen Veränderungsprozessen (ebd:114).

„Transformation ist die Ermöglichung, dass Gottes Vision in allen Beziehungen, sozialen, wirtschaftlichen und geistlichen, verwirklicht wird, dass Gottes Wille in der menschlichen Gesellschaft widergespiegelt wird und seine Liebe durch alle Gesellschaften erfahren wird, besonders von den Armen“ (Samuel/Sugden zitiert in Faix/Stängle 2009:15).

Missionale Gemeinde sieht in Christus den „Transformer of Culture“ (Niebuhr 1951), der nicht nur im soteriologischen Sinne das Heil des einzelnen bewirkt, sondern auch das Heil des sozialen, kulturellen Umfelds und dessen ökonomischer Strukturen. Das betrifft das Heilwerden des engeren Umfelds des Menschen wie auch die Transformation von Gesellschaften und ganzen Völkern. Statt nur eine Gemeinde zu gründen, die sich von ihrem Umfeld abgeschottet, möchte sie aktiv am Werk Gottes in der Welt teilnehmen, weil sie nach Jesu Wort Salz und Licht in der Gesellschaft ist. Sie veranschaulicht, welche heilenden Absichten Gott mit der Menschheit hat (Frost 2006:7). Weitere

Argumente für eine soziale Verantwortung der Gemeinde in ihrem Umfeld sind:

- Im Schöpfungsauftrag übertrug Gott den Menschen die Verantwortung für die Gestaltung der Erde (Gen 1:26ff, Ps 8:7). Dazu zählt auch sozial-politisches Handeln.
- Die Bibel ruft das Volk Gottes oft zum Engagement für die Schwachen der Gesellschaft auf (Jes 58:6-9). Gott fordert sein Volk zur sozialen Verantwortung auf (Jer 29:7; Mt 5:13ff). Ca. 400-mal spricht die Bibel von Gottes besonderem Interesse für Randgruppen (Rusaw & Swanson 2004:18). Gott selbst ergreift immer wieder Partei für die Schwachen (Ps 9:10 u.a.). „We are to make the city a place of justice, especially for the poor“ (Snyder 1985:50).
- Auch die Wortwahl der sozio-politischen Begriffe von „Volk“ und „ekklesia“ bewahren Gemeinde davor, sich lediglich als geistliche, kultische Versammlung zu verstehen. Wie Israel lebt auch neutestamentliche Gemeinde mitten in der Welt. Der Christ als Teil der Gemeinde bleibt Bürger seiner Stadt und ist als solcher seiner politischen, sozialen und missionarischen Verantwortung nicht enthoben (Coenen 1979:790). Auch wenn Christen schon Bürger der neuen Welt sind (Phil 3:20), tut Gemeinde gut daran, mit beiden Beinen auf der Erde zu stehen, ihr soziales Umfeld wahrzunehmen und im Sinne Gottes gemäß ihrer Bestimmung und ihres Auftrags dort hineinzuwirken.
- Als Bürger unserer demokratischen Solidargemeinschaft sind wir, wie alle anderen Bürger auch, verpflichtet, für die Schwächeren unseres Landes Sorge zu tragen. Zwar nahmen diese Aufgabe in den letzten Jahrzehnten hauptsächlich staatliche und kirchliche Institutionen wahr, doch im Zuge leerer Staatskassen ist das persönliche Engagement wieder von großer Bedeutung.
- Die Kirchengeschichte beweist, dass Gesellschaftstransformation keine Neuheit missionaler Gemeinden ist. Gesellschaftliches Engagement war das Kennzeichen von Erweckungsbewegungen (Faix & Stängle 2009:13), weil sie das Heil ganzheitlich verstanden. Das anschaulichste Beispiel dafür ist der Pietismus, der in Ostdeutschland (!) begann.

Christen geht es aber nicht nur um Weltverbesserung, die Menschen zu mehr politischer oder wirtschaftlicher Kraft verhilft (Lingenfelder 1996:270). Dies alles würde nur rein materialistische Werte bedienen. Die Mission der Gemeinde zielt auf die Errichtung der Herrschaft Gottes ab. Deshalb vermittelt sie die Werte des Reiches Gottes und handelt nach dessen Prinzipien (ebd:272). Nicht Wohlstand durch bessere Bildung, bessere Gesundheitsversorgung oder bessere Renten, sondern ein Lebensstil nach dem Vorbild Jesu, den Jesus in Mt 25 lehrte, ist das primäre Ziel. Im „social life of pilgrimage“ sieht Lingenfelder (1996:265) die Alternative zur materialistischen Weltansicht. Dieser Lebensstil beinhaltet neben geistlicher Erlösung auch Empowering, Wissensvermittlung und Dienst am Nächsten. Aber er zielt nicht auf die Bereicherung des Einzelnen. Die

Transformation der Gesellschaft erwächst dabei quasi als Nebenprodukt einer hingebenen Jesusnachfolge (ebd:269). Auch Reimer (2009:38) sieht dringenden Klärungsbedarf, wie weit die soziale Mitverantwortung in der Gesellschaft für Gemeinde Jesu in unserer Zeit geht. Es reicht nicht, wenn eine Gemeinde lediglich den Bedarf der Menschen eines Stadtteils feststellt und diese Bedürfnisse unreflektiert zu befriedigen sucht. Vor diesem Abgleiten missionalen Handelns schützt der Praxiszyklus, der den Kontext kontinuierlich theologisch reflektiert. Der Unterschied zwischen bedürfnis- und auftragsorientiertem Handeln der Gemeinde wird an anderer Stelle dieser Arbeit erörtert.

Die bisherigen Ausführungen machen jedenfalls deutlich, dass die Transformation alternativlos zur Sendung der Gemeinde in der *missio Dei* gehört. Die Vernachlässigung der politischen Dimension nimmt dem ganzheitlichen Evangelium die Breitenwirkung (Bosch 1991:513). Missionale Gemeinde hat deshalb den „Auftrag der Gesellschaftstransformation“ (Reimer 2006:12). Mehr noch (Reimer 2009:92): „Erst da, wo Gemeinde ihre transformative Rolle in der Gesellschaft wahrnimmt, wird sie ihrer missionarischen Arbeit gerecht.“

Ignoriert Gemeinde ihren Auftrag als Licht in der Welt, wird sie unbeachtet übergangen (Mt 5:13). Sie wird für die Menschen nutzlos, irrelevant und deshalb an den gesellschaftlichen Rand gedrängt und für Gottes Reich unbrauchbar. Will eine Gemeinde für die Menschen im Kontext relevant sein und ihrer Sendung treu bleiben, muss sie die Lebensumstände der Menschen berücksichtigen und auf ihre Herausforderungen Antworten aus dem Evangelium anbieten. Daraus ergibt sich die konkrete Frage, welche Ansatzpunkte Gemeinde in ihrem Stadtteil für soziales Handeln im Sinne Jesu hat. Wie kann Gemeinde an dem Ort, an den Gott sie sandte, ihrer Berufung als Transformationsagent des Reiches Gottes gerecht werden?

- Diakonie und politisches Engagement nach außen müssen als fester Bestandteil der Gemeindegarbeit verstanden werden.
- Gemeinde steht in enger Beziehung mit ihrem Umfeld, um dessen Nöte und Herausforderungen zu kennen.
- Sie reflektiert und beurteilt betend die soziale Situation ihres Umfeldes aus der Perspektive des Reiches Gottes, erbittet Gottes heilendes Eingreifen in ihrem Umfeld und handelt in der Kraft des Heiligen Geistes für eine Transformation ihres Umfeldes nach den Reich Gottes Prinzipien.
- Gemeinde identifiziert sich mit den Nöten der Menschen an ihrem Ort um Jesu willen. Sie leidet mit ihnen an Ungerechtigkeit, bei Katastrophen, Kriegen, Epidemien ... und zieht sich nicht an einen sichern Ort zurück. Sie lebt und handelt an der Seite der Menschen gegen die Not. So demonstriert sie, dass Gott sich nicht von seinen Menschen distanziert, sondern bei ihnen ist und sie liebt. Diese Identifikation im Dienst kann nicht ohne persönliche Opfer

geschehen.

- Wie Jesus beschäftigt Gemeinde sich bevorzugt mit Armen, Kranken, Abgeschobenen. Seine Befreiungen, Heilungen und Wohltaten waren voller Güte, als Demonstration der Gnade Gottes für eine leidende aber undankbare Welt.

### **opferbereit**

Inkarnatorischer Gemeindebau erfordert Selbstaufgabe. Jesus selbst lebte uns mit seiner Menschwerdung Opferbereitschaft vor. Phil 2 legt die Erniedrigung des Herrn dieser Welt dar. Jesus verzichtete auf seine göttliche Gestalt, um uns gleich zu werden. Auch der Dienst der Gemeinde erfordert Verzicht auf eigene Rechte, Bedürfnisse, Bequemlichkeiten, Wohlstand und Privatsphäre. Die christliche Selbstaufgabe hat viele Facetten. Christen haben durch die Kirchengeschichte hindurch Verzicht geübt, um dem Reich Gottes oberste Priorität einzuräumen. Ohne Selbstaufgabe wird auch heute die Sendung des Gemeinde nicht vonstattengehen. Jesus macht ganz klar, dass Nachfolge immer auch das Tragen des Kreuzes beinhaltet.

Die ersten Christen folgten ihrem Meister auch in der Opferbereitschaft. Sie waren bereit, für ihren Glauben Verfolgung und sogar den Tod in Kauf zu nehmen. „Das Leiden der Christenzeugen durchzieht das ganze NT“ (Barrett zitiert in Sauer 1994:10).

Die Ausführungen zum Thema Zeuge zeigten bereits, dass *martyria* das ganzheitliche Zeugnis in Wort und Tat und wenn nötig auch mit dem eigenen Leben bedeutet (Reimer 2009:174). Hartenstein (in Sauer 1994:38) spricht von einer Doppelbedeutung von *matyrein* als Zeugnis geben und Leiden. Die Worte Märtyrer und Martyrium stammen von dem griechischen Wort *martyria*. Die Kirchengeschichte zeigt, dass Christen wegen ihres Glaubens oft Verfolgung erleiden mussten. Man kann sogar behaupten, dass Verfolgung eine *nota ecclesiae* ist (Sauer 1994:12) und Leiden der Modus ihrer Mission (ebd:36). Tertullian wird zitiert mit „Das Blut der Märtyrer ist der Same der Kirche“ (Sauer 1994:39), was nicht bedeutet, dass jedoch das Leiden der Gemeinde ein Garantie für Gemeindegewachstum ist (ebd:39). Grund für das Leiden der Zeugen ist, dass sie nicht unbeteiligt wie Briefträger eine Botschaft abgeben, sondern mit ihrem ganzen Leben für die Botschaft eintreten und ihr Leben dafür riskieren (Hartenstein zitiert in ebd:38). Kraft zum Leiden gibt der Gemeinde die Hoffnung auf die Herrlichkeit und den Sieg der bald triumphierenden Gemeinde.

Einen anderen Aspekt von Selbstaufgabe führt Gibbs (2009:219) an. Es ist der Verzicht auf die eigenen Gemeindevisionen und Strategien. Gemeinde Gottes sollte den Gemeindebau Gott selbst überlassen und auf eigene Ambitionen verzichten. Gemeinde lebt für die Ehre ihres Herrn und für seine Belange. Bedeutung für die Gemeinde heute:

- Leidensbereitschaft sollte in der Gemeinde gelebt und nicht gescheut werden.

- Dazu braucht es erneut eine Lehre über die Normalität des Leidens als Christ.
- Gemeinden können einander und andere Gemeinden in Verfolgung unterstützen.

Trotz aller Gefahren, des inkarnatorischen Ansatzes (Gibbs 2009:41), ist es der ihr vorgegebene Weg, um heute missionale Gemeinde zu bauen, die ihrer Sendung in der *missio Dei* gerecht wird.

Missionale Gemeinde, die ihrer Sendung gemäß der Schrift gerecht werden will, arbeitet kontextuell. Was aber ist kontextuell? Nachfolgend möchte ich einen Einblick in die Kontextuelle Theologie geben.

### **3. Kontextuelle Theologie**

Theologie ist immer kontextuell, gewollt oder ungewollt. Was der Mensch für wahr hält, ist immer von seinem Kontext bestimmt. Außerhalb seines Erfahrungshorizontes kann er keine Realität wahrnehmen. Realität ist nicht „out there“ (Bevans 2000:2). Wie für einen Fisch das Wasser (Kraft, zitiert in Frost 2006:86), so bildet Kultur die Lebensgrundlage des Menschen. Ohne sie kann er nicht leben. Und ohne sie gibt es für ihn keinen Zugang zur göttlichen Wahrheit (Costas, zitiert in ebd:87 und Bevans 2000:2). Theologie kann deshalb nicht objektiv sein, wie man traditionell meinte d.h. unbeeinflusst vom Kontext. Weil der Kontext unser Gottesbild prägt, gibt es auch keine *theologia perennis*, keine reine, von Kultur und Zeitgeist unberührte, universalgültige Theologie, wie sie die Katholische Kirche propagiert. Sie fordert die Uniformität der Christenheit unter der Obhut Roms. In der Begegnung mit Christen anderer Kulturen merkt man, dass das Evangelium unterschiedlich zu verstehen und zu leben ist. Im Kolonialismus ignorierte man die kulturellen Auslegungen der Dritten Welt als primitiv oder schlichtweg falsch. „It was ethno-centrism that made many western missionaries impose western culture on the Two-Thirds world nations as the standard expression of Christianity“ (Frost & Hirsch 2006:87). Nach der Kolonialzeit emanzipierten sich die ehemaligen Missionskirchen von der theologischen Bevormundung des Westen und entwarfen eigene Theologien. Zum einen wollten sie sich von den ehemaligen Kolonialmächten befreien, zum anderen war westliche Theologie auch für die Herausforderungen der Dritten Welt unbrauchbar. War es für den von der Aufklärung geprägten Westen wichtig, Theologie mit der Vernunft in Einklang zu bringen, so war es für sie nötig, die Existenznöte der südlichen Halbkugel mit dem Evangelium in Einklang zu bringen. Sie brauchten eine Theologie für ihren Kontext.

Die Forderung der jungen Kirchen nach einer eigenen, kontextuellen Theologie, war für die Europäer ein Schock. Bis dahin hielten sie ihre Theologie für die einzig wahre Art, die Bibel zu verstehen. Jetzt wurde vielen erstmals bewusst, dass auch ihre eigene Theologie, die man als universalgültig wählte, eigentlich europäisch geprägt war, also nicht frei von kulturellem Einfluss. Viele beabsichtigten keine Bevormundung. Unbeabsichtigt betrieben sie aber als Kinder ihrer Zeit

eine passive kontextuelle Theologie (Beer 1995:13). Newbigin (1989:131) urteilt sogar, die westliche Theologie sei „unbeschwert synkretistisch“. Heute stimmt man weitgehend darin überein, dass keine Theologie losgelöst ist von ihrem Kontext. Weil Theologie das Verhältnis zwischen Mensch und Gott reflektiert, ist sie schon von ihrem Ansatz her unvermeidbar kontextuell. Reflexionen von Menschen, die in ihrer Kultur gefangen sind, sind immer kontextuelle Theologie, ob man sich dessen bewusst ist oder nicht (Beer 1995:12).

### **3.1 Begriffsklärung**

Kontextualisierung wurde ursprünglich nur für den biblischen Text verwandt, später dann auch für Theologie ganz allgemein. Inhalt und Praxis der Kontextualisierung werden unterschiedlich definiert. Dies veranschaulichen die Modelle Kontextueller Theologie nach Bevans (2000). Generell setzt sich Kontextualisierung mit den kulturellen, weltanschaulichen, religiösen, ökonomischen, historischen und sozialen Gegebenheiten eines Umfeldes (Kontext) auseinander. Sie will den Kontext verstehen und das universalgültige Evangelium kontextuell verständlich kommunizieren, ohne es zu verändern. Der Begriff „Kontextualisierung“ entstand 1972 im Rahmen des ÖRK und meint:

„A theological necessity is demanded by the incarnational nature of the Word. ... Contextualization takes into account ... secularity, technology, and the struggle for human justice. ... Authentic contextualization is always prophetic, arising always out of genuine encounter between God's word and His world, and moves toward the purpose of challenging and changing the situation through rootedness in and commitment to a given historical moment“ (zitiert in Walldorf 2002:33).

Kontextuelle Theologie (KT) möchte: „christlichen Glauben in den verschiedenen Erfahrungshorizonten der Menschen verstehbar und für den Lebensvollzug relevant werden lassen“ (Beer 1995:9). Man möchte die Relevanz des Redens Gottes bewahren und sichergehen, dass Theologie verstanden wird (ebd:13).

### **3.2 Legitimation Kontextueller Theologie**

So gesehen erübrigt sich die Frage, ob es überhaupt erlaubt sei, Theologie zu kontextualisieren. Aber gibt es nicht doch eine universalgültige Wahrheit für alle Menschen? Ist Pluralität in der Theologie nicht Unglaube? (Beer 1995:9) Folgende Argumente sprechen für eine KT:

#### **Kontextuelle Theologie gehört wesensmäßig zum Evangelium**

Die Inkarnation, die Fleischwerdung Christi, ist der Hauptgrund für die Kontextualisierung. Frost (2006:88) hält die Inkarnation für „the most profound example of contextual selfrevelation by

God“. In Leben und Dienst des irdischen Jesus gibt Gott das Wesen und den Inhalt seiner Mission vor (Bosch 1991: 513). Gott nimmt in Jesus kulturelle Gestalt an. Gott gießt in Jesus sein Wesen in die Form eines bestimmten Kontextes, spricht die Sprache bestimmter Menschen, und lebt mit ihnen. Im irdischen Jesus offenbarte sich Gott in einem bestimmten Kontext in verständlicher Weise (Heb 1:1-3). Nach dem Beispiel des inkarnierten Gottes sollte Mission genau so ausgeführt werden. KT, insbesondere die Befreiungstheologie, versteht das Evangelium mehr aus der Perspektive des irdischen Jesus. Auch die Ökumenische Bewegung betont seit Melbourne 1980 verstärkt die Inkarnation. Im Gegensatz dazu sieht die protestantische und katholische Tradition im Kreuzestod Jesu den Kern des Evangeliums (Bosch 1991:513).

Der Leibcharakter der Gemeinde Jesu, der Einheit in Vielfalt illustriert (Beer 1995:38), zeugt nicht nur von der Möglichkeit, sondern auch von der Notwendigkeit unterschiedlicher Erscheinungsformen der lokalen Kirchen und Ortsgemeinden. Selbst Rom öffnete mit dem Vatikanum II sein Kirchenverständnis so, dass die Katholische Kirche pluralistisch geformt sein kann (Beer 1995:38), je nach Kontext; natürlich unter dem einigenden Lehramt Roms. „Nicht alle müssen sich der Kirche anpassen, sondern die Kirche allen anderen, ohne jedoch ihre Botschaft zu verleugnen“ (ebd:39).

### **Die biblische Offenbarung Gottes ist kontextuell**

„God the ultimate contextualizier“ (Frost& Hirsch 2006:87) offenbart sich Menschen auf bekannte, verständliche oft unspektakuläre Art. Dieses Offenbarungsverständnis ist zentral bei der Legitimation Kontextueller Theologie.

„The gospel message ... in Scripture is for all peoples, all nations and all subcultures. Yet it is given in terms of the Jewish and the Graeco-Roman cultural contexts of the first century. Therefore, for God's message to cross from that context into ours, or from our context to others ... there has to be the complex work of contextualisation“ (Frost & Hirsch 2006:87).

Das NT ist das Paradebeispiel für Kontextualisierung (Ericson zitiert in Beer 1995:69). Schon die Theologie der biblischen Autoren war von ihrem Kontext geprägt. So erklären sich z.B. die Unterschiede in den Evangelien durch die verschiedenen Zielgruppen (heidnischer oder judenchristlicher Kontext), für die sie verfasst wurden. Auch die Entwicklung von einer judenchristlichen Glaubensgemeinschaft zum universalen Christentum, das allen Völkern ohne Einhalten der jüdischen Gesetze offensteht, ist ein Beispiel dafür, wie das Evangelium schon in neutestamentlicher Zeit kontextualisiert wurde. Das NT stellt schon das selbe Evangelium für Menschen verschiedener Kontexte unterschiedlich dar. Auch das AT ist kontextuell. Bosch (1991:421) schreibt:

“From the very beginning, the missionary message of the Christian church incarnated itself in the life and world of those who had embraced it. It is, however, only fairly recently that

this essentially contextual nature of the faith has been recognized.”

### **Kontextuelle Theologie ist keine neue Erfindung**

Durch die Kirchengeschichte war Kontextualisierung gängige Praxis. Die Kirchenväter wie Clemens von Alexandria, Origenes, Augustin oder Thomas von Aquin betrieben kontextuelle Theologie. Sie spiegeln die Einflüsse der großen Philosophien ihrer Zeit wider und drückten theologische Sachverhalte in Gedankengänge ihres Kontextes aus (Bevans 200:3f). Luthers Theologie stieß nach Bevans deshalb auf so große Resonanz, weil er mit seinem Ringen nach einer persönlichen Beziehung zu Gott den aufflammenden Zeitgeist hin zum Individualismus traf. Auch die neuere Theologiegeschichte zeigt, dass große Theologen solche waren, die theologische Antworten gaben auf die Fragen ihrer Zeitgenossen. Ihre Arbeit war für ihren Ort und ihre Zeit, also für ihren Kontext, relevant (ebd:4). Leider wurden dann diese großen Theologen, die für ihren Kontext genial waren, zu statischen Größen und ihr Werk als klassisch und unveränderbar angesehen. Man muss Bevans (1992:1) deshalb recht geben: Kontextualisierung ist ein theologischer Imperativ.

### **3.3 Gefahren Kontextueller Theologie**

Die Frage ist berechtigt, ob KT nicht die Substanz des Evangeliums verändert. Läuft man nicht Gefahr, das Evangelium Menschen anzupassen und Gottes Autorität zu unterwandern? Was aber ist allgemeingültig im christlichen Glauben? Es ist wirklich nicht so einfach, zwischen der äußeren Form und der unantastbaren Kernbotschaft des Evangeliums zu unterscheiden, wie im Translationsmodell gesagt. Was also ist die Norm? Doch die klassische Theologie? Oder die Bibel? Beides ist aber nicht kontextfrei, wie bereits erwähnt. Trotzdem darf KT nicht beliebig werden!

KT kann Kultur romantisieren, wenn sie deren ständigen Wandel durch Technologie, Wertewandel u.v.a.m. nicht berücksichtigt. Hält man andererseits an einer Kultur fest, die es gar nicht mehr so gibt, wird das Christentum zu einer konservativen statt einer transformierenden Kraft. Eine andere Gefahr der KT ist die der Spaltung der weltweiten Christenheit. Evangelikalen geht es nicht wie der katholischen Kirche um die Wahrung einer einheitlichen Kirche. Die Überbetonung der Selbstständigkeit läuft allerdings auf eine Aufsplitterung der Christenheit hin. Daraus können Rassismus, Sonderlehren, gar beliebige Interpretation des Evangeliums erwachsen. Aber: Kontextuelle Theologie darf nicht beliebig werden.

Diese Gefahren sollte man bedenken, ohne die Kontextualisierung abzulehnen. Man riskiert, mit ihr das Evangelium zu verkürzen und trotzdem ist sie unumgänglich, damit Menschen verschiedener Herkunft das Evangelium verstehen. Wir können mutig darauf vertrauen, dass wir als Verkündiger nur *Mitarbeiter* Gottes sind und unter der Leitung des Heiligen Geistes stehen. „Der



suchende Gott wendet sich jedem so zu, wie sie/er es jetzt konkret wahr- und annehmen kann. Wir verkünden kein zeitloses Evangelium, sondern ein fleischgewordenes“ (Werth 2006:315). „The clear commitment to biblical authority“ ist nach Hiebert der beste Anker, damit KT nicht in die Beliebigkeit abdriftet (Frost 2006:89).

### **3.4 Arbeitsweise Kontextueller Theologie**

Traditionelle Theologie versteht sich als objektive Wissenschaft des Glaubens, weil sie über Gott reflektiert, der über jedem Kontext steht. Ihre Quellen sind die Bibel und die Tradition. KT erweitert ihre Ausgangsposition auf eine dritte theologische Quelle, der „present human experience“ (Bevans 1992:2), den Kontext. Sie versteht sich als subjektiv, d.h. an einen Kontext gebunden. Subjektiv darf aber nicht als „relativ“ missverstanden werden (ebd). KT ist die „Reflexion über die Erfahrungen der christlichen Gemeinschaft an einem bestimmten Ort, zu einer bestimmten Zeit“. Deshalb „wird sie notwendig von ihrer Situation abhängen“ und ist damit „eine relevante und lebendige Theologie“, ohne den Anspruch zu haben, allgemeingültig zu sein (Beyerhaus 1973:199). Sie kann nur für diesen Kontext sinnvoll sein.

Traditionelle Theologie arbeitet deduktiv. Das allgemeingültige Wort Gottes wird auf den Kontext zugeschnitten. Im Gegensatz dazu arbeitet KT induktiv. Es geht ihr nicht *nur* um den biblischen Text und dessen Reflexion, sondern sie beginnt beim Kontext. Aus ihm, nicht aus Bibel oder Tradition, greift sie die Themen auf, die ihre Theologie bestimmen. Sie reflektiert das reale Leben des Menschen und gelangt so zur Theorie. KT bleibt aber nicht bei der Theorie stehen. Theologie ist nicht mehr nur Wissenschaft, sondern Tat-Theologie (Bosch 1991:425). Eine Theologie aus der Praxis für die Praxis. Zudem beabsichtigt KT meist Gesellschaftsveränderung.

### **3.5 Modelle Kontextueller Theologie**

Der Missiologe Bevans definierte fünf Modelle innerhalb der KT, die sich in dem Spannungsfeld zwischen Theologie und Kultur unterschiedlich positionieren. Fließende Übergänge zwischen den Modellen verbieten in der theologischen Praxis allerdings eine scharfe Einordnung (Beer 1995:103). Die fünf Modelle sind :

**Das Translation Modell** ist das meist verbreitete in der KT. Hauptaugenmerk dieses Modells ist der unantastbare Inhalt des Evangeliums, das an sich „supracultural“ also kulturfrei ist. Das Evangelium wird als unveränderbarer Kern mit variabler, kontextuell angepasster Schale verstanden. Übersetzt werden soll die Bedeutung einer theologischen Wahrheit von einem Kontext in einen anderen, so dass sie die gleiche Reaktion beim heutigen Hörer hervorruft, wie es die ursprüngliche Botschaft

bei dem damaligen Hörer tat. Der Kern kann vom kulturellen Mantel befreit werden und eine neue Hülle bekommen, passend zum veränderten Kontext.

**Das Anthropologische Modell** ordnet die Offenbarung und die christliche Tradition der Kultur unter. Die Priorität der Kultur basiert darauf, dass der Mensch und seine Lebensentwürfe prinzipiell gut sind, weil diese Gott widerspiegeln. Hier, nicht außerhalb menschlicher Lebensumstände, offenbart sich Gott. Jede Kultur ist heiliger Boden göttlicher Offenbarung, der Gottes Wort wie ein schlafender Same enthält.

**Das Synthetische Modell** setzt sich aus Elementen verschiedener Modelle zusammen.

**Im Transzendentalen Modell** ereignet sich Offenbarung nur in der Erfahrung einer Person. Schrift, Kultur und Tradition können zwar dazu beitragen, aufmerksam gegenüber dem Aufruf Gottes zu werden. Offenbarung findet aber nicht darin statt.

**Dem Praxismodell** geht es nicht primär um Theorie (Orthodoxie), sondern um Orthopraxie, um das Handeln von Christen, das auf Gesellschaftsveränderung abzielt. Das Heil wird ganzheitlich verstanden und beginnt nicht erst im Jenseits. Es schließt die Befreiung von sozialen Missständen hier auf der Erde ein. Sünde ist besonders in gesellschaftlichen Strukturen zu finden, die es zu bekämpfen gilt. Gott offenbart sich in Geschichte und Kultur. Dort ist er gegenwärtig und Handelnder. Christen werden Gottes Mitarbeiter in der Geschichte zur Befreiung.

Weil KT ein Imperativ ist, muss also eine Theologie, auf der Gemeindebau für Ostdeutschland basiert, die Lebensumstände der Ostdeutschen berücksichtigen und auf ihre Herausforderungen Antworten aus dem Evangelium anbieten um für sie relevant zu sein. Eine Theologie, die heute nichts mit dem Leben der Ostdeutschen zu tun hat, ist gerade für Konfessionslose unbrauchbar. Weil christlicher Glaube in jeder Generation und Kultur neu durchdacht, formuliert und gelebt werden soll (Bosch 1991:452), stellt sich die Frage, wie solch eine KT für die neuen Bundesländer sein muss, damit Menschen das Evangelium verstehen und zu Nachfolgern Jesu werden. Das Evangelium muss den Menschen in ihrer Sprache, ihrem Denken und ihrer Kultur verständlich präsentiert werden. Dies setzt eine intensive Beschäftigung mit den Menschen voraus, um den Kontext zu kennen und zu verstehen. Dieser Aufgabe widmet sich nun die Kontextanalyse.

## Kapitel II

### Kontextanalyse

#### **4.1 Die Notwendigkeit einer Kontextanalyse**

Missionale Gemeinde ist nach dem Vorbild ihres inkarnierten Herrn kontextrelevant. Kontextueller Gemeindebau aber setzt das Kennen und Verstehen des Kontextes voraus.

„Um Menschen ... zu erreichen, muss man ihre Befindlichkeiten und Orientierungen, ihre Werte, Lebensziele, Lebensstile und Einstellungen genau kennen lernen, ... Lebenswelten der Menschen „von innen heraus“ verstehen, gleichsam in sie „eintauchen“. Nur dann bekommt man ein wirklichkeitsgetreues Bild davon, was die Menschen bewegt und wie sie bewegt werden können“ (sinus-institut.de).

Was im Marketing gilt, gilt für die Mission der Gemeinde Jesu erst recht. Eine Gemeinde, die ihre potenzielle Zuhörerschaft nicht kennt, wird in der Kommunikation des Evangeliums erfolglos bleiben und lebt an ihrer Bestimmung vorbei (Gibbs 2000:40). Jede Kultur hat andere Dinge, die ihr wichtig sind. Diese gilt es zu erkunden. Die Kommunikation des Evangeliums kann nur gelingen, wenn man die Menschen, unter denen man wirkt, verstehen und lieben lernt. Nur dann kann man nach dem Vorbild Jesu kulturspezifische Ansatzpunkte für die Kommunikation des Evangeliums erkennen (ebd). Wenn Gemeinde den Menschen dazu verhelfen soll, Gott in ihrem Kontext zu entdecken (Van Engen in Reimer 2009:188), muss sie diesen Kontext zuerst selbst entdecken.

Um die sozialen und wirtschaftlichen Herausforderungen und Nöte der Menschen in den neuen Bundesländern herauszufinden, dürfen wir uns nicht nur auf unsere eigenen Beobachtungen und Urteilsvermögen beschränken. Wir brauchen einen objektiveren Blickwinkel, der andere zu Wort kommen lässt. Genau das ist Zweck einer Kontextanalyse. Kritzinger (2002:163) fordert eine theologische Methode, in der die Kontextanalyse fester Bestandteil der Missionspraxis ist. Für ihn ist Mission im Grunde eine „questioning mission“, bewegt vom „searching, questening, discerning Spirit“ erforscht sie ihre Umwelt, um sie zu verstehen.

Missionale Gemeinde versteht sich als Instrument der *missio Dei* in der Welt. Ihr liegen die Menschen am Herzen, zu denen sie gesandt ist. Sie möchte sie kennen und lieben lernen. Wollen wir unsere Mission in den neuen Bundesländern erfüllen, müssen wir die Lebenswelt der Ostdeutschen differenziert wahrnehmen, sie verstehen lernen, um Empathie und Respekt für sie zu entwickeln. Nur so kann es gelingen, Zugang zum Denken und zu den Herzen der Menschen in Ostdeutschland zu bekommen, um sie mit dem bekanntzumachen, der Zugang zu ihrem Leben haben und ihre Lebenswelt erneuern möchte. Reimer (2009:187) bringt es auf den Punkt, wenn er sagt: „Die Menschen, die man mit der besten Nachricht aller Zeiten erreichen will, sollte man kennen“.

Der Respekt vor den Menschen im Osten erfordert also ein genaues Wahrnehmen der ostdeutschen kulturellen Besonderheiten (Reimer 2009:187) und eine intensive Kenntnis ihrer Lebensumstände. Wir dürfen die Fehler der vom Zeitgeist des Kolonialismus geprägten Mission des 19./20. Jh. nicht wiederholen (Hirsch 2006:87) und westdeutsche Freikirchenkultur zur Norm erheben. Ostdeutsche haben andere Herausforderungen zu meistern als z.B. Amerikaner. Aufgrund ihrer sozialistischen Prägung leben sie nach anderen Werten als westliche Bundesbürger. Deshalb brauchen sie auch eine Art der Glaubensvermittlung, die für sie plausibel ist. Nicht jede Methode passt für jede x-beliebige Stadt in der Welt. Eine gründliche Kontextanalyse des sozio-kulturellen Raums Ostdeutschlands ist deshalb unerlässlich.

Die Milieuforschung und die Ethnologie machen uns zudem darauf aufmerksam, dass die deutsche Gesellschaft nicht mehr homogen ist. Man kann nicht mehr von *der* deutschen Kultur sprechen. Im Gegenteil! Unsere Gesellschaft wird zunehmend fragmentierter, multikultureller und pluralistischer. Die Lebensentwürfe der verschiedenen Milieus sind sehr unterschiedlich (Schulz 2009:34) und meist konträr zum christlichen Weltbild. Aus diesem Grund haben evangelikale Christen leider oft ihre eigenen Milieus geschaffen und kommen mit den Problemen ihres Umfeldes wenig in Berührung. Das Gesagte trifft umso für die neuen Bundesländer, mit ihrer markant prägenden sozialistischen Geschichte zu. Die Ost-West-Differenzen weiterhin zu ignorieren, wäre für den Gemeindebau in Ostdeutschland fatal.

Erster Schritt in der Missionspraxis ist deshalb im Osten Deutschlands, wie überall auf der Welt, das Erforschen des Umfeldes, in das Gott sendet. Die folgende Kontextanalyse soll ein realistisches Bild vom sozio-kulturellen Raum zeigen, um dort zu wirken und ihn nach Gottes Vorstellungen zu transformieren.

## **4.2 Methodologische Vorgehensweise**

### **Intradisziplinär**

Diese Arbeit ist der Missiologie zuzuordnen. Missiologie hat die Aufgabe, in jeder Gesellschaft, Generation und Kultur, Wege für das Evangelium zu erforschen. Dazu untersucht sie die Lebenswelt der Menschen, zu denen sie gesandt ist. Sie will diese Menschen kennen und verstehen, ihre Lebensphilosophie, ihr Denken und ihre Werte, um ihnen die gute Botschaft so mit Wort und Tat zu kommunizieren, dass sie gerne Jünger Jesu werden. Viele Prozesse, die bei der Kommunikation und beim Verstehen des Evangeliums eine Rolle spielen, sind aber ganz normale zwischenmenschliche Faktoren wie soziale Stellung oder Milieuzugehörigkeit des Hörers und Empfängers und der dazugehörige Lebensstil, der über Sympathie und Antipathie entscheidet. Es ist nicht immer vorrangig geistliches Desinteresse, das über Annahme oder Abwehr der christlichen Botschaft entscheidet.

Den zwischenmenschlichen Raum und dessen Wirkung auf das Individuum erforscht die Soziologie. Sie lehrt uns, dass die Prägung eines Menschen, seine Persönlichkeit, seine Weltsicht, was er mag und was nicht, sein Tun und Denken nicht nur Summe seiner individuellen Entscheidungen ist, sondern vor allem das Resultat des sozialen Umfeldes, in dem er lebt. Auch Jüngerschaftstraining, bei dem die Gemeinde mit dem Heiligen Geist kooperiert, ist Arbeit mit und an Menschen mit dem Ziel, sie zur Erneuerung (Röm 12:2) ihres Denkens und Handelns zu motivieren. Soziologisch gesehen handelt es sich dabei um Lernprozesse. Auch auf diesem Gebiet erarbeitete die Soziologie beachtenswerte Ergebnisse. Missiologie braucht diese Erkenntnisse und Methoden der Sozialwissenschaften und anderer Disziplinen, wie etwa auch der Ethnologie und der Interkulturelle Kommunikation, die zwischenmenschliche Prozesse erforschen.

Wie aber sollte solches interdisziplinäre Arbeiten gestaltet werden, damit weder die Missiologie noch die Sozialwissenschaften zur Hilfswissenschaft der anderen degradiert wird (Faix 2009:99)? Faix (ebd:107) beantwortet diese Frage mit der Intradisziplinarität. Die Theologie integriert dabei Methoden und Techniken anderer Disziplinen in ihre Arbeit und wird so selbst zur empirischen Theologie. Dies gewährleistet, dass alle z.B. soziologischen Ergebnisse, ethnologischen Erkenntnisse oder interkulturelle Prinzipien missiologisch beleuchtet und von theologischer Warte aus interpretiert werden. Um zur Optimierung der Kommunikation des Evangeliums in Ostdeutschland beizutragen, folgt die vorliegende Arbeit diesem interdisziplinären Ansatz. Zum Ausdruck kommt der Ansatz etwa, indem die Betrachtung des ostdeutschen Kontextes z.B. auch aus der Milieuperspektive geschieht, indem die Bedürfnisse der Sudenburger Bürger durch ein Leitfadeninterview ermittelt werden, das nach sozialwissenschaftlichen Methoden ausgewertet wird, oder in der Zurhilfenahme von Prinzipien der Interkulturellen Kommunikation zur Verkündigung des Evangeliums. Um die Legitimation einer empirischen Theologie wird in der Theologie und dem Gemeindealltag immer noch heftig gestritten (ebd:107). Grund dieser Diskussion ist die Rolle des Menschen in der Theologie. Für den Ansatz einer kontextuellen Missiologie, für die diese Arbeit steht, spielt aber gerade der Mensch eine große Rolle. Sein Lebensumfeld muss erforscht werden, damit die *missio Dei* nach Gottes Plan in der inkarnatorischen Methode Christi und der Kraft des Heiligen Geistes ausgeführt werden kann.

### **Milieuperspektive und Kulturbegriff**

Soziologen, Ethnologen und Anthropologen untersuchen alle das Phänomen menschlichen Zusammenlebens aus verschiedenen Perspektiven und bringen verschiedene Modelle hervor, die Gesellschaftsstruktur und ihre Wirkung auf den einzelnen Menschen zu beschreiben. Die vorliegende Arbeit geht vom Modell der sozialen Milieus aus, weil es „in Situationen raschen und kontroversen

gesellschaftlichen Strukturwandels als relativ offenes Instrumentarium der Analyse weiter führt“ als die Begriffe Klasse oder Schicht (Vester, zitiert in Segert 1997:30). Der klassentheoretische Ansatz würde der Fragmentierung unserer modernen Gesellschaft, in der industriegesellschaftliche Strukturen abnehmen, nicht mehr gerecht werden. Die Milieuforschung lehrt uns, dass nicht mehr nur das ökonomische Kapital über die Zugehörigkeit eines Menschen zu einer sozialen Gruppe entscheiden. „Milieu“ wird definiert als eine gesellschaftliche Gruppierung mit ähnlichen Lebensbedingungen (Bildung, Beruf, Vermögen) und ähnlichem Lebensstil, der sich aus ähnlichen Wertvorstellungen ergibt und sich z.B. in der Familienform, der Einstellung zu Eigentum, Freizeitgestaltung, politischer Partizipation und den Besitz und Aneignung der Kapitalsorten im Sinne Bourdieus äußert (Segert 1997:31). Milieus unterscheiden sich in ihrer Alltagskultur voneinander. Jedes Milieu hat in der Gesellschaft eine unterschiedliche soziale Position.

Neben der Milieuperspektive bietet der aus der Ethnologie stammende Kulturbegriff eine zweite Perspektive, um das Miteinander von Ost und West in der Berliner Republik zu erhellen. Aus der Fülle der Definitionen von „Kultur“, die die Sozialwissenschaften hervorbrachte, entscheide ich mich für die von Käser (1997:29), der Kultur als „Strategien zur Daseinsbewältigung“ definiert, die alles Handeln der Menschen innerhalb dieser Kultur „in charakteristischer Weise steuert“ (ebd:113). Diese Strategien beschreibt Maletzke (1996:16) als ein „System von Konzepten, Überzeugungen, Einstellungen, Wertorientierungen, die sowohl im Verhalten und Handeln der Menschen als auch in ihren geistigen und materiellen Produkten sichtbar werden“. Wendet man diese Definition auf unsere deutsche Gesellschaft an, so wird sichtbar, dass unsere pluralistische Gesellschaft viele Subkulturen mit unterschiedlichen Wertesystemen und Überzeugungen beheimatet aus z.T. unterschiedlichen Herkunftsländern. Man kann deshalb nicht mehr von *der* deutschen Kultur sprechen, die eindeutig einzugrenzen ist. Die politischen Diskussionen um eine „deutsche Leitkultur“ hat in den letzten Jahren viele Gemüter erregt und die Multikulturalität unserer Gesellschaft deutlicher denn je gemacht.

Gemeindebau braucht deshalb aus mehreren Gründen sowohl die Milieuforschung als auch die Erkenntnisse der Ethnologie. Die Ethnologie führt uns mit ihrem Kulturbegriff deutlich vor Augen, dass wir in einer multikulturellen Gesellschaft leben und arbeiten. Die verschiedenen Kulturen müssen von der Gemeinde Jesu, die ihren Auftrag erfüllen will, wahrgenommen werden. Kirche, die den Anspruch erhebt, für alle Menschen da zu sein, muss wissen, dass sie dies nicht mit einem einzigen Ansatz erreicht, der für alle passend sein will. Unterschiedliche Milieus und Kulturen brauchen unterschiedliche Ansätze, um mit Menschen ins Gespräch über den Glauben zu kommen.

Die Milieuforschung machte die Kirche auf blinde Flecken aufmerksam. Trotz des

Anspruchs, für alle offen zu sein, blendet Kirche doch i.d.R. bestimmte gesellschaftliche Milieus aus, richtet ihre Angebote hauptsächlich an die bürgerliche Mitte und arbeitet so milieuverengt. Milieuforschung zeigt auf, dass die Kirchengliederung eng mit der Milieuzugehörigkeit verwoben ist. Traditionell hat z.B. die Arbeiterklasse schon seit der Industrialisierung eine Distanz zur Kirche (Schulz 2009:38). Noch ein anderer Grund favorisiert die Milieuforschung für die missiologische Arbeit. Diese Forschung wird von der Wirtschaft in Auftrag gegeben, um Konsumentenprofile zu erstellen, an denen Firmen ihr Warenangebot orientieren. Dabei geht es um sehr viel Geld. Die Milieus werden deshalb ständig sehr sorgfältig analysiert. Christen können sich die daraus entstandene Milieukarte zu Nutzen machen. Wir haben Menschen das beste Angebot aller Zeiten nahezubringen. Es geht bei unserem Auftrag um alles. Da ist die hochkarätige Milieuforschung gerade gut genug, um davon für unsere Mission zu profitieren.

Einschränkend sei allerdings darauf hingewiesen, dass die Milieuperspektive lediglich ein Instrumentarium ist, quasi ein Hilfsmittel, um gesellschaftliche Veränderungen und Alltagskulturen von Gruppen sichtbar zu machen. Milieuforschung und Ethnologie sind Erklärungsversuche, die je nach ideologischer Warte unterschiedlich ausfallen. Sie darf keinesfalls dazu führen, Menschen in Schubladen zu stecken. Trotz seiner Milieu- und Kulturzugehörigkeit ist jeder Mensch anders und kann auch unabhängig von seiner kulturellen Herkunft reagieren und agieren.

## **5. Kontextanalyse Ostdeutschlands (Literaturanalytischer Teil)**

Mit sozialwissenschaftlichen Methoden wird in dieser Arbeit die Mentalität der Ostdeutschen und die sozialen Rahmenbedingungen des Gemeindebaus im Osten untersucht. Möglichst viel über ihre Lebenswelt soll in Erfahrung gebracht werden: ihre Denkweise, ihre Vorstellungen über Gott und die Welt, ihre Nöte, Sehnsüchte, Lebensträume und Bedürfnisse, ihre Lebensentwürfe, ihre Sprache und ihre wirtschaftliche Lage. Kurzum geht es darum, ein Kulturprofil der Menschen im Osten zu erstellen. Weil alle sozialwissenschaftliche Methoden aber von ideologischen Prämissen ausgehen, müssen die gewonnen Erkenntnisse über die ostdeutsche Kultur anschließend im Forschungsbericht theologisch interpretiert werden. Auf diese Weise erst beleuchtet die nachfolgende Kontextanalyse die missiologische Situation Ostdeutschlands.

Die gesamte Kontextanalyse setzt sich aus mehreren Elementen zusammen: Sie beginnt mit dem Skizzieren der vorherrschenden Zeitströmung in unserem Land, betrachtet dann die allgemeine Situation in Ostdeutschland 20 Jahre nach der Wende, widmet sich dann kurz der Stadt Magdeburg und schließlich der konkreten Situation im Magdeburger Stadtteil Sudenburg.

### **5.1. Zeitströmung der Postmoderne**

Die momentane Leitkultur in Deutschland 2010 ist bei den Senioren vorherrschend die schwindende Moderne und bei der jüngeren Generation die anbrechende Postmoderne. Das postmoderne Lebenskonzept des ausgehenden 20. Jh. und des beginnenden 21. Jh. ist schwer zu definieren. Denn die Postmoderne ist eine Zeitströmung, in der alles in Fluss geraten ist. Die folgenden Charakteristika sollen uns einen Einblick geben (vgl. dazu Werth:2006:254-263).

- Die großen Ideale der Moderne sind out. Große weltverändernde Ideen haben ihre Anziehungskraft verloren. Der Zusammenbruch der verheißungsvollen Utopien des letzten Jahrhunderts (z.B. Marxismus) ließen enttäuschte Menschen zurück. Für ehemalige DDR-Bürger hinterlässt der Zusammenbruch des Sozialismus tiefe Wunden. Man misstraut Allgemeingültigem und ist religiösen Institutionen gegenüber skeptisch. Sichtbar wird das am Mitgliederschwund der Parteien, Gewerkschaften, Vereine und auch der Kirchen. Jeder steht nun vor der Aufgabe sein Lebenskonzept selbst zusammenzusuchen. Man spricht von einer gesamtgesellschaftlichen Tendenz zur Ent-Ideologisierung (sinus-institut.de).
- Der Individualismus spielt die Hauptrolle der postmodernen Kultur. „Postmoderne beginnt, wo das Ganze aufhört“ (Grözinger in Werth 2006:256). Gefördert wird diese Ent-Solidarisierung durch zerrüttete Familienstrukturen und der zunehmenden Eigenverantwortung des Einzelnen infolge der finanziellen Grenzen des Sozialstaates (sinus-institut.de). Trotzdem oder gerade deswegen wächst ein ausgeprägter Sinn für bedeutungsvolle Beziehungen. Oft sind solche Beziehungen wichtiger als die eigene Familie.
- Pluralität ist ein weiteres Kennzeichen der Postmoderne und dies in extremster Form, mit der Tendenz zur Beliebigkeit.
- Das Absolute ist für diesen Lebensentwurf undenkbar. Wahrheit, Autorität, Offenbarung und moralische Normen werden nicht als allgemeingültig anerkannt, sondern haben lediglich individuelle Gültigkeit.
- Da die Vernunft der Moderne ihre Vormachtstellung eingebüßt hat, wird der Mensch der Postmoderne wieder religiös. Dabei greift er aber nicht auf die alten Religionen zurück, sondern jeder mixt sich seine Religion ganz individuell aus den unterschiedlichsten Weltanschauungen zusammen. Privatreligion statt Staatsreligion.
- Privatsache ist Religion nicht nur vom Inhalt, sondern auch in der Ausübung. Werbung für Religionen, wie Evangelisation eingestuft wird, ist als intolerant verpönt. Jeder kann glauben was er will, aber ohne öffentliche Proklamation! Das widerstrebt der Toleranz, der oberste Wert unserer postmodernen Zeit.

Gibbs (2000:122ff) skizziert die postmoderne Spiritualität und nennt dafür folgende Eckpunkte:



- Obwohl jüngere Menschen oft selbst keinerlei persönliche Erfahrung mit Kirche und Christentum gemacht haben, sind sie skeptisch gegenüber religiösen Institutionen.
- *Die* allgemeingültige Wahrheit lehnen sie ab. Man will nicht gesagt bekommen, was man glauben soll, sondern möchte selbst entscheiden, was man glauben will. Wichtig ist, was für sie persönlich wahr ist. Das kann im Paradox stehen zu der Wahrheit des Anderen.
- Entscheidendes Kriterium der Wahrheitsfindung ist die persönliche Erfahrung (ebd:126). Wahrheit muss erfahrbar sein, sie darf sich nicht auf intellektuelle Wahrheiten beschränken (ebd:129). Es geht nicht um Orthodoxie sondern um Hilfestellung für das echte Leben, also Orthopraxie (ebd:125). Deshalb geht es auch nicht um die richtige Lehre oder Worte, sondern darum, religiöses Leben auszuprobieren.
- Zudem verliert das geschriebene und gesprochene Wort in einer post-literalen Generation, die durch TV und PC geprägt ist, seinen Stellenwert gegenüber dem Bild. Das macht sich auch in der Spiritualität bemerkbar.
- Spiritualität in der Postmoderne ist ganzheitlich. Mit allen Sinnen wird Religiosität gelebt. Ikonen, Hip-Hop oder Pop, Kerzen, Gerüche und Lichteffekte, Emotionen, Berührung und Beziehungen machen Anbetung zu einem multisensonalen „Event“ (ebd:128).
- Gesucht wird nicht die perfekte Show in der Kirche sondern authentisches Christsein, das auch in einer unperfekten, konfusen, widersprüchlichen Welt lebbar ist.

Es nützt Christen nichts sich von diesem Zeitgeist abzuschotten, ihn zu beklagen oder gar zu verurteilen. Als Christen im beginnenden 21. Jh. sind wir von Gott Gesandte in die postmoderne Kultur. Wie also können wir dem Menschen der Postmoderne das Evangelium nahebringen? Was im klassischen transkulturellen Missionsdienst normal ist, müssen wir im Deutschland der Postmoderne anwenden. Wir müssen bereit sein, Kulturgrenzen zu überschreiten, und möglichst viele Hindernisse aus dem Weg räumen, die Menschen daran hindern könnten, bei der wichtigsten Botschaft hinzuhören. Wir müssen die Hemmschwelle, zu Christus zu kommen, so niedrig wie möglich halten. Anregungen dazu, wie das praktisch aussieht, wird der Forschungsbericht im Kapitel III dieser Arbeit geben.

## **5.2. Globalisierung**

Wie ganz Europa unterliegt auch Ostdeutschland den tiefgreifenden gesellschaftlichen Umbrüchen, hervorgerufen durch die Globalisierung und die Post-Industrialisierung (Faix:2009:27ff). Die Veränderungen sind in der Wirtschaft am gravierensten. Seit dem Zusammenbruch des Sozialismus wurde unter den Zwängen der Globalisierung innerhalb weniger Monate in Ostdeutschland eine De-Industrialisierung vollzogen, die die ostdeutsche Arbeitswelt auf den Kopf stellte. Binnen kürzester

Zeit erlebten die Menschen die Angleichung an das globale Wirtschaftssystem mit all den Auswirkungen in der Arbeitswelt, der Politik und der Gesellschaft insgesamt. Die steigende Arbeitslosigkeit und der stete Rückgang der Vollzeitarbeitsplätze verunsichert und nährt die Angst vor sozialem Abstieg. Um diesem entgegenzuwirken, ist Flexibilität und Mobilität gefragt. Der Wechsel des Arbeitsplatzes aber hat enorme Auswirkungen auf das Familienleben und andere Beziehungen. Oft gehen Wohnortwechsel, längere Familientrennungszeiten, Zerfall von Freundschaften oder gar beruflicher Abstieg mit diesem einher. Diese wiederum verursachen Verunsicherung, Heimatverlust, Beziehungsdefizite. Dies beschleunigt die „Erosion der klassischen Familienstrukturen“ (sinus-institut). Die klassische Kleinfamilie wird zum Auslaufmodell. Damit verlieren Menschen aber Halt und Wärme. Trotz aller Bemühungen des Einzelnen um den Erhalt seines sozialen Status, ist in Deutschland ein Schwinden der Mittelschicht zu beobachten (sinus-institut). Immer mehr Menschen rutschen in die Unterschicht ab, während andere immer reicher werden (ebd).

Der Postmoderne und Globalisierung begegnet man in Ost und West gleichermaßen. Allerdings wird gerade die Globalisierung und die Veränderung des Arbeitsmarktes im Osten anders bewertet als im Westen. Wenn Deutsche generell die Globalisierung skeptischer beurteilen als die restlichen Europäer (Faix 2009:30), so trifft das für Ostdeutsche umso mehr zu. Sie waren mit der Wende schonungslos den Herausforderungen der Globalisierung ausgesetzt, die ihnen innerhalb weniger Monate hohe Flexibilität und Mobilität beim Arbeitsplatzwechsel und tiefgreifende Veränderungen abforderte. Auch diese unterschiedliche Akzeptanz der Globalisierung offenbart wieder die kulturellen Differenzen zwischen Ost und West, die die Geschichte des ehemaligen Staatsgebiets der DDR mit sich brachte. Diese kulturellen Besonderheiten möchte der folgende Punkt beleuchten.

### **5.3. Die postsozialistische Gesellschaft - Wendeerfahrungen**

„Die Wende“ ist in den neuen Bundesländern allgegenwärtig. Geschichte und Biographien werden im Osten kategorisiert in „vor der Wende“ und „nach der Wende“. Tatsächlich veränderte sich das Leben der DDR-Bürger mit dem Niedergang der DDR fast komplett. Aus einem sozialistischen Staat wurde ein demokratischer, aus einem Überwachungsstaat mit Stasi-Methoden ein Staat, in dem die persönliche Freiheit seiner Bürger ein höchstes Gut ist. Aus einer staatlich organisierten Kollektivgesellschaft wurde eine Individualgesellschaft, in der jeder für sich selbst sorgen muss u.v.a.m. Die Wiedervereinigung war für Ostdeutsche ein Katapultieren in eine neue Welt. Der Fall des Sozialismus wirkte sich für Millionen von Menschen verheerend auf ihre Biographie aus. Die vorliegenden Ausführungen wollen einen Einblick geben in die Veränderungen, die die Wende den Menschen im Osten abverlangte. Ihre Erfahrungen, die Herausforderungen und ihre Leistung

möchte Respekt und Verständnis für sie wecken. Folgende Aspekte möchte ich hier beleuchten: Die neue wirtschaftliche Lage, die neue Alltagskultur, die neue Gesellschaftsstruktur, der Wertewandel, die neue Ostidentität, unterschiedliche Reaktionen auf die Wiedervereinigung. Die Aspekte überlappen sich oft und lassen sich nicht völlig separat voneinander behandeln. Abschließend geht es in diesem Teil um das ostdeutsche Phänomen der Konfessionslosigkeit.

### **5.3.1 Die neue wirtschaftliche Lage**

1989 träumten die Menschen in der DDR vom Eintritt ins Wirtschaftswunderland (*Tagesspiegel* 3. Okt. 2009). Doch in den zwanzig Jahren danach hat sich dieser Wunsch noch nicht zur Zufriedenheit aller Ostdeutschen erfüllt. Trotz der Milliarden, die jährlich in den Aufbau-Ost fließen, sind die Menschen im Osten desillusioniert und werden immer unzufriedener. Der Sozialreport der Volkssolidarität, der im linken politischen Spektrum anzusiedeln ist, dokumentiert eine sehr hohe Unzufriedenheit mit der sozialen Gerechtigkeit in Deutschland. „Insbesondere Ältere, Niedrigeinkommensbezieher und Arbeitslose“ sind unzufriedener als die befragten Ostdeutsche mit höherem Einkommen (Sozialreport 2008:15). Sie fühlen sich als Bürger zweiter Klasse, und der Grund dafür ist das Geld, das sie nicht in dem Maße zur Verfügung haben wie die Bundesbürger im Westen (Zick:2010). Laut Ifo-Institut liegt die Wirtschaftsleistung pro Kopf im Osten nur bei rund 71% des Westniveaus (*Tagesspiegel* 3.Okt. 2009). Im August 2010 fiel die Arbeitslosenquote in der Bundesrepublik erfreulicherweise von 8,3% im Vorjahr auf 7,8%. Allerdings ist die Arbeitslosigkeit von 11,5% im Osten insgesamt trotz dieser Verbesserung fast doppelt so hoch wie die in Westdeutschland (6,6%). Das Land Sachsen-Anhalt hatte im August 2010 eine Arbeitslosenquote von 12%, während man in Bayern und Baden-Württemberg mit einer Quote unter 5% lebte. Natürlich spielt da auch das Nord-Süd-Gefälle eine Rolle, denn auch Bremen hat 12,1% Arbeitslose. Aber auch das südlichste der neuen Bundesländer, das boomende Thüringen, hat mit 9,2% mehr Arbeitslose als das nördlichste alte Bundesland Schleswig-Holstein mit 7,4% (arbeitsagentur.de). Auf der Deutschlandkarte der Agentur für Arbeit lässt sich auch zwanzig Jahre nach dem Mauerfall die deutsch-deutsche Grenze noch gut nachziehen. Um Schwarz-Weißmalerei vorzubeugen, muss erwähnt werden, dass viele Städte des Ruhrgebietes, im bevölkerungsreichsten Bundesland NRW, sogar aktuell als europäische Kulturhauptstadt 2010, eine höhere Arbeitslosenquote haben als die meisten Regionen in Sachsen-Anhalt. Köln und Magdeburg haben mit 10,4% die gleiche Arbeitslosenquote (pub.arbeitsagentur.de). Natürlich sagt die Arbeitslosenquote nichts über die Qualität der angebotenen Arbeit und über den Lohn. Durchschnittlich verdient man im Osten 17% weniger als im Westen, und hier ist der Niedriglohnsektor auch doppelt so groß wie im Westen. Für Billiglöhne erhalten Ostdeutsche im Schnitt 4,86 Euro in der Stunde und im Westen fast 7 Euro die Stunde

(*Süddeutsche Magazin* 30. Juli 2010). Zwar sind einige ostdeutsche Branchen wettbewerbsfähiger als westdeutsche (*Tagesspiegel* 3. Okt. 2009), aber auch nach dem Auslaufen des Solidarpaktes II in 2019 wird der Osten weiter auf enorme Transferleistungen aus dem Westen angewiesen sein.

Tiefgreifend war für die Menschen der DDR die Veränderung des Arbeitsmarktes. Mit dem Zerfall der DDR wurden Menschen, die es vierzig Jahre lang gewohnt waren, in einer Planwirtschaft mit Vollbeschäftigung zu leben, in eine soziale Marktwirtschaft entlassen, bei der Arbeitslosigkeit zum System gehört. Die Krise am Arbeitsmarkt und die damit einhergehende Arbeitslosigkeit verbreitete die größte Unsicherheit. Das ehemalige Industrieland DDR erlebte innerhalb weniger Monate eine beispiellose De-Industrialisierung. Diese setzte gleich 1990 ein. Wie bereits erörtert, wurde sie besonders von der Globalisierung verursacht. Bis Sommer 1992 gingen unglaublicherweise bereits ca. ein Drittel aller Arbeitsplätze verloren (Geißler 2008:223). Dass diese historische Einmaligkeit nicht zu einer Massenarbeitslosigkeit wie in der Weimarer Republik führte, ist nur der vorausschauenden Maßnahmen des Bundes wie Altersübergangsgeld, Umschulung, Vorruhestand, Kurzarbeit, ABM-Maßnahmen und den Ost-West-Pendlern zu verdanken. Trotz dieser enormen Leistungen der Bundesregierung, seit 1990 flossen Milliarden in die neuen Bundesländer (*Parlament* Sept. 2010), rutschten viele Menschen in die offene oder durch Maßnahmen verdeckte Arbeitslosigkeit. Aus einem Land, das offiziell Vollbeschäftigung ermöglichte, ja in dem das Recht auf Arbeit im Grundgesetz verankert war (Schröder 2007:255), wurde ein Land, das durch die freie Marktwirtschaft Schwankungen ausgeliefert ist und in dem es zu Arbeitslosigkeit kommen kann, ein bis dahin unbekanntes Phänomen für Ostdeutsche.

Im Sozialismus gab es viele staatliche Subventionen: Kindergarten, Wohnung, Urlaub, Freizeit, Kultur, Gesundheit wurden vom Staat gefördert. Selbst die Vollbeschäftigung war vom Staat finanziert. Die Bürger hatten einen Anspruch auf staatliche Fürsorge. Im wiedervereinigten Deutschland aber herrscht das Meritdenken, also die Vorstellung, dass jeder die gleichen Chancen hat und darum jeder selbst für seine gesellschaftliche Position verantwortlich ist. Demzufolge ist ein Arbeitsloser, zumindest im Volksmund, selbst für seine Misere verantwortlich.

„Einerseits sind die Modernisierungen, Demokratisierungen und Konsumverbesserungen der Gesellschaft unübersehbar, andererseits geriet ein großer Teil der ostdeutschen Bevölkerung in eine Abwärtsspirale und konnte seine strukturellen (Berufs-)Chancen nicht verbessern“ (Hofmann 2001:41). Ausschluss von oder Beschränkung der Arbeit mündete bei vielen Ostdeutschen in wirtschaftlichen Abstieg. Zwar ist im vereinigten Deutschland das Warenangebot viel größer, und man hat Reisefreiheit, doch die Kaufkraft der Ostdeutschen wurde subjektiv beschränkt. Zudem erzeugte der Wegfall der alten selbstverständlichen finanziellen Sicherheiten eine bis dahin unbekanntete Unsicherheit. Die staatlichen Mietsubventionen, die in der DDR die zweite Lohntüte waren, fielen

weg. Der Wohnungsmarkt wurde privatisiert und modernisiert, was höhere Mieten mit sich brachte. Auch der Wegfall, der in der DDR kostenlosen oder subventionierten Leistungen wie Kinderbetreuung und kulturelle Angebote verursachte bei den Menschen das Gefühl, weniger Geld zur Verfügung zu haben. Dies führt uns zur sozialen Umschichtung der ehemaligen DDR-Gesellschaft.

### **5.3.2 Die neue Gesellschaftsstruktur**

Der Niedergang der SED verursachte neben der Befreiung von der Diktatur bei vielen Menschen den Verlust ihres politischen Kapitals, mit dem man sich in sozialistischen Gesellschaften Prestige und Handlungsspielraum erwirbt. Mit dem Aufbau des Sozialismus wurde nach 1945 in Ostdeutschland vielen Menschen ihr ökonomisches, kulturelles und auch politisches Kapital entzogen. Die Gutsherrschaft, Fabrikbesitzer und der Adel wurden vertrieben oder enteignet. Dem Bürgertum wurde im Arbeiter- und Bauernstaat die Macht entzogen. Es wurde sozial geächtet, während die Arbeiterklasse an die Macht kam. Zur Machtsicherung der neuen politischen Klasse wurde das Kapital umgedeutet. Ökonomisches Kapital spielt nach Bourdieu in sozialistischen Gesellschaften offiziell keine Rolle mehr (Segert 1997:16). Die lediglich geringen Einkommensunterschiede in der DDR spiegeln dies wieder. Auch Bildung, also das kulturelle Kapital, das besonders das Bürgertum und weniger die Arbeiter hatten, verlor an Bedeutung. Nur so ist es zu erklären, dass Frau Honneker als einfache Bürokratin zur Bildungsministerin aufsteigen konnte. Das ökonomische und das kulturelle Kapital wurde durch das politische Kapital verdrängt. Die soziale Positionierung wurde in der DDR-Gesellschaft an der Loyalität zum Sozialismus festgemacht. Je näher man der Partei stand, desto besser ging es einem. Parteilose hatten in der DDR dagegen wenig Aufstiegschancen. Privilegien wie auch Benachteiligungen waren also in hohem Maße politisiert (ebd).

Ermöglichte einem also früher die Loyalität zur Partei Zugang zu gesellschaftlichen Positionen, verlor man durch die Wende diese privilegierte Position und wurde gerade wegen der einstigen Parteinähe degradiert. „Das sozialistische Aufstiegskriterium der Systemloyalität hat sich in ein postsozialistisches Abstiegskriterium verkehrt“ (Geißler 2008:184). Mit der Wende wurde also das verachtet, was einem in der DDR Ansehen brachte. Hier gab es Parallelen zu der Entnazifizierung im Nachkriegsdeutschland. Geißlers Ausführungen dazu sind interessant. Er belegt, dass der soziale Abstieg meist sanft, d.h. nicht von ganz oben nach ganz unten war. Er führt sogar aus, dass etwa die Hälfte der Inhaber von DDR-Führungspositionen ihren hohen Status über die Wende hinüberretten konnten, wenn auch durch Berufswechsel (Adler & Kretschmar zitiert in ebd). Abstiegsgefährdet waren vor allem Personen aus dem politischen Apparat ohne höhere berufliche Qualifikation.

Im vereinigten Deutschland aber bestimmen wieder das ökonomische und das kulturelle

Kapital, also Geld und Bildung, die Gesellschaftsposition. Die berufliche Position und die Kaufkraft verleihen nun den Status in der Gesellschaft. Besitzt man aber weder Kaufkraft noch eine berufliche Position, führt das in unserer Gesellschaft zur Exklusion (Herkommer 2008). In den Anfangsjahren nach der Wende war das teilweise erklärbar durch fehlende Englischkenntnisse, Auslandserfahrung, fehlende Qualifikationen. Zwanzig Jahre danach aber haben Ost- wie Westdeutsche die gleichen Bildungschancen. Haben sie damit aber auch die gleichen Aufstiegschancen? Viele Soziologen bezweifeln das (Herkommer 2008, Kollmorgen 2008, Dörre 2010). Ein Defizit das vielen Ostdeutschen (noch?) fehlt, ist das soziale Kapital, also langjährige Beziehungen zu den einflussreichen Eliten in unserem Land, die bei der Karriere helfen können (*SZ Magazin* 30. 7. 2010). Die Wirtschaftssoziologen Dörre und Behr (ebd) beklagen eine Wirtschaft, die selbst in den neuen Bundesländern von Westdeutschen dominiert wird und für Ostdeutsche selbst in ihrer eigenen Region eine geschlossene Gesellschaft ist. Aus alledem erklärt sich das Gefühl von zweidrittel der Ostdeutschen, Bürger zweiter Klasse und an den gesellschaftlichen Rand gedrängt zu sein (*SZ Magazin* 30. 7. 2010). Die meisten vergleichen ihre Kaufkraft mit der der restlichen Bundesbürger.

Doppelt so viele Ostdeutsche wie Westdeutsche sind vom Arbeitsleben ausgeschlossen. Ob aber Arbeitslosigkeit, postsozialistischer Vorruhestand oder das ganz normale Ausscheiden in die Rente, die Auswirkung ist bei allen die gleiche: man ist aus dem Arbeitsleben ausgeschlossen. Dies wird von den Menschen unseres Kulturkreises, wie kaum etwas anderes, als soziale Exklusion aus der Gesellschaft empfunden (Herkommer 2008:64). Mit dieser Ausgrenzung wird dem Menschen ohne Arbeit auch die Teilhabe am sozialen, wirtschaftlichen und kulturellen Leben beschnitten. Herkommer (ebd:65) spricht hier vom kumulativen Effekt der Ausgrenzung. Der Verlust der Arbeit wird von Ostdeutschen als tiefgreifender und psychisch belastender empfunden als von Westdeutschen (Geißler 2008:224), weil in der DDR die Arbeit einen größeren Stellenwert hatte. Längere Arbeitszeiten, soziale Einbindung in Arbeitskollektive, Organisation der Kinderbetreuung, Urlaub und Freizeit, das Wohnen in Werkwohnungen usw. führten dazu, dass die Arbeitsstelle den ostdeutschen Alltag viel stärker prägte als im Westen. Der Verlust des Arbeitsplatzes war auch der Ausschluss von diesen Privilegien und sozialen Netzen.

Der Arbeitsplatz hatte in der DDR zudem eine sinngebende Funktion (Sinus 2009:175), die mit dem Systemwandel wegfiel. Arbeit wurde in der DDR ideologisch heroisiert (Kohli zitiert in Geißler 2008:196). Der Arbeiter genoss im Arbeiter- und Bauernstaat Ansehen. Er war es, der für den Sozialismus arbeitete. Seine Produktivität wurde honoriert und erwarb ihm soziales Ansehen. Mit der De-Industrialisierung der DDR wurde seine Produktivität als wertlos geachtet und sein Betrieb, seine LPG geschlossen. Auch sein Selbstwert, der an die Arbeit gekoppelt war, erlitt dadurch Schiffbruch. Die Frauen, die ja in der DDR fast alle erwerbstätig waren, empfinden es als

Degradierung ihrer Gleichberechtigung, nicht mehr in der gleichen Weise Zugang zum Arbeitsmarkt zu finden. Für sie hat die Arbeit am öffentlichen Arbeitsmarkt einen viel höheren Stellenwert als für die Frauen, die in Westdeutschland sozialisiert wurden.

Der Verlust der Arbeit, der Wertewandel und der daraus resultierende Stellenwert der unterschiedlichen Kapitalformen zur Sicherung der gesellschaftlichen Position führte zu einer sozialen Umschichtung der einstigen DDR. Gleichzeitig wurden auch die sozialen Sicherungssysteme an den Westen angeglichen, wodurch viele weicher ins soziale Netz fallen. Z.B. wurde die Altersarmut, die in der DDR besonders bei Frauen gravierend war, abgefedert. Überhaupt sind die ostdeutschen Rentner durch die an Westniveau angeglichenen Renten die Gewinner der Einheit (Geißler 2008: 225). All dies brachte mit seinen Vor- und Nachteilen eine große soziale Umschichtung (ebd:223). Ergänzend sei hinzugefügt, dass diese Umschichtung aber nicht nur von der Wiedervereinigung verursacht wurde, sondern auch von der generellen Verschärfung der Ausgrenzungsmechanismen moderner Gesellschaften (Herkommer 2008, Segert 1997:262). Dies wird besonders in der momentanen Wirtschaftskrise deutlich.

### **5.3.3 Die neue Alltagskultur**

Die rasante De-Industrialisierung, das neue Wirtschaftssystem, die neue Staatsform, die Demokratie, all das veränderte den Alltag der Menschen in den neuen Bundesländern radikal. Das ganze Land wurde dem Westen gleichgemacht. Ein Indiz dafür ist für ehemalige DDR-Bürger die berufliche Degradierung, die viele hinnehmen mussten, weil sie der importierten Westnorm nicht genügten. Ostdeutsche Abschlüsse, Autos, Werte, Produkte, ja ihre Kultur wurde als minderwertiger als die westdeutsche beurteilt. Man konnte den Eindruck gewinnen, nichts sei nach der Wende wie vor der Wende. Der veränderte Alltag erforderte eine neue Alltagskultur.

In der DDR war der Alltag der Menschen durchorganisiert. Lebens- und Tagesabläufe waren größtenteils festgelegt. Das ließ dem Einzelnen zwar wenig persönliche Entfaltung, gab aber auch Sicherheit, Planbarkeit und damit Geborgenheit (Schröder 2007:255). Mit der Wende zerfielen staatlich organisierte und institutionalisierte Netze. Langjährige Beziehungen von Kollegen oder Nachbarn konnten den rasanten Veränderungen nicht standhalten. Der Wegfall der alten selbstverständlichen Sicherheiten und die Notwendigkeit, sich von heute auf morgen in den neuen sozialen Gegebenheiten zurechtzufinden, erzeugte in den Jahren nach der Wende oft Unsicherheit und Ratlosigkeit. Den Menschen wurde der Boden unter den Füßen weggezogen, ohne den neuen Boden zu kennen. Nach der Wende musste sich jeder selbst ein neues soziales Netz knüpfen, selbst um die Kinderbetreuung kümmern, konnte seinen beruflichen Werdegang selbst bestimmen, seine Freizeit frei gestalten u.v.a.m. Das Leben in der DDR kannte man, aber mit der Wende änderte es sich.

Die Menschen gewannen eine Gestaltungsfreiheit, die sie zwar erträumt und mit der Wende erkämpft hatten, auf die sie aber nicht vorbereitet waren. Vieles, was in den alten Bundesländern zu den grundlegenden Fähigkeiten zur Alltagsbewältigung gehörte, hatte man nicht gelernt, weil es in der DDR gar nicht erforderlich war. Versteht man Kultur als Strategien zur Lebensbewältigung (Käser 1997:29), so waren im sozialistischen deutschen Staat andere Strategien zur Lebensbewältigung nötig als in der Bundesrepublik, weil das Leben anders war. Lutzbetak (1988:157) nennt als Ziel der Kultur, das Leben erfolgreich zu meistern. Ein erfolgreiches Leben im wiedervereinigten Deutschland sah plötzlich aber anders aus als in der DDR. Die neue Alltagskultur, die verändertes Verhalten in einem veränderten Alltag mit sich brachte, war ja nur die Spitze des Eisbergs. Es waren die sichtbaren Ausdrucksformen des Neuen, was Ethnologen (ebd:158) die offenen Aspekte einer Kultur nennen. Oberflächlich musste „nur“ Verhalten zur Alltagsbewältigung geändert werden. Aber Verhalten, das man über Jahrzehnte gelernt und verinnerlicht hat, kann man nicht so einfach ablegen. Es sind Gewohnheiten, die in Fleisch und Blut übergegangen sind und zur eigenen Persönlichkeit wurden. Die Menschen der ehemaligen DDR konnten nur allmählich auf die neuen Bedingungen reagieren und ihr Verhalten langsam ändern. Die Wendeerfahrungen machten schon den Kulturunterschied zwischen Ost und West deutlich, denn Kultur ist ja nicht nur das Verhalten im Alltag. Unter dem Verhalten im Alltag liegen die verdeckten Aspekte einer Kultur, die Werte, die eine Kultur steuern. Dies ist der eigentliche Grund, der die Angleichung des Osten an den Westen schwieriger machte als zuerst gedacht. Damit sind wir bei den Werten.

#### **5.3.4 Die neuen Werte**

Jede Kultur hat ihre eigenen Werte. Werte sind der implizite Code, der das Verhalten steuert. Sie sind das Fundament einer Kultur (Hiebert 1985:31), gelegt durch die Enkulturation in der Kindheit, die fürs ganze Leben prägt (Lutzbetak 1988:188). Werte werden intuitiv gelernt und sind unbewusst. Sie gehen dem Menschen in Fleisch und Blut über und gehören untrennbar zu ihm. Diese gelernte Prägung sagt einem dann intuitiv, was Gut und Böse, Richtig oder Falsch sei. Gesellschaften werden durch gemeinsam anerkannte Werte zusammengehalten (Meulemann 2006:2). Die Wende brachte nun ein Gesellschaftssystem mit Werten, die gegensätzlich zum Sozialismus waren. Es schien fast so, als sei alles, was bisher galt, nun falsch. Das veränderte Leben löschte bei den Menschen aber nicht sogleich die Prägung der DDR-Zeit. Diese verdeckte Ebene einer Kultur (Lutzbetak 1988:158) ist nicht einfach durch neue Werte zu ersetzen.

Gleichheit und Leistung sind zwei gegensätzliche Werte moderner Industriegesellschaften, die den Status ihrer Mitglieder festlegen. Die beiden deutschen Staaten unterschieden sich bis 1990 gerade in diesen beiden Werten. Die Chancen, die ihre Bürger hatten, unterschieden sich



grundsätzlich. Während die Bundesrepublik ihren Bürger mehr Chancen zur individuellen Entfaltung bereitstellte, die dann durch persönliche Leistung zum Erfolg gebracht werden mussten, wurde in der DDR die Gleichheit gelebt, die durch Arbeitsplatzgarantie, Einheitspartei, Lohnnivellierung, staatliche Sozialleistungen aller u.s.w. ihren Ausdruck fand. Solidarität war ein hoher Wert. Viele der genannten Untersuchungen belegen, dass der Ostdeutschen höchster Wert die Gleichheit aller Bürger ist, während Westdeutsche der persönlichen Freiheit und dem Leistungsprinzip Priorität einräumen. Dieser Wert „Gleichheit aller“ wird in den Medien unterschiedlich betitelt: soziale Gerechtigkeit (Sozialreport 2008), Verteilungsgerechtigkeit, oder negativ „Diskriminierung“ (*Süddeutsche* 30.Juli 2010) und „soziale Exklusion der Ostdeutschen“ (Kollmorgen 2008). Die sozialistische Maxime der Gleichheit gilt in der sozialen Marktwirtschaft der Berliner Republik nicht mehr. Wettbewerb und Leistung führt jetzt zu unterschiedlichen Einkommen und damit zu unterschiedlichen Gesellschaftspositionen. Geld regiert wahrlich die westliche Welt! Für das persönliche Wohl ist jetzt jeder selbst verantwortlich. Das Sozialsystem ist lediglich ein Netz in Lebenskrisen und nicht eine Rundumversorgung. Die Wende brachte genau das zurück, was der Sozialismus am meisten bekämpfte: den Kapitalismus. Der Sieg des Kapitalismus über den Sozialismus wird von älteren Ex-DDR-Bürgern als Niederlage gewertet, die sie ganz persönlich betrifft.

Ideelle Werte des Sozialismus, wie die Pflicht gegenüber dem Staat und die Loyalität zur herrschenden Partei, waren wichtiger als das eigene Wohlergehen und wurden höher eingeschätzt als persönliche Entfaltung. Die DDR war eine Kollektivgesellschaft, in der der Einzelne seine Interessen dem Kollektiv bzw. dem Staat unterzuordnen hatte. Arbeit hatte einen hohen ideologischen Wert. Vieles davon wurde in der vorliegenden Arbeit bereits genannt.

Im vereinten Deutschland hat im Gegensatz zur DDR-Zeit, die Intelligenz einen bedeutend höheren Stellenwert als die Arbeiterklasse. Das Prestige, das die Arbeiter in der DDR genossen, mussten sie an das bürgerliche Milieu abtreten, das im sozialistischen Arbeiter- und Bauernstaat verpönt war. Prestige erwirbt man sich nun durch das kulturelle Kapital Bildung und Beruf (Herkommer 2008) und nicht mehr durch politisches Kapital. Doch das kulturelle Kapital der Bürger wurde nach der Einheit dem der Westdeutschen nicht gleichgesetzt. Ihre Bildungsabschlüsse waren nicht anerkannt oder minderbewertet. Ostdeutsche fühlten sich degradiert (Kollmorgen 2008).

Heute ist Deutschland eine ausgeprägte Individualgesellschaft, in der die Freiheit des Einzelnen gesetzlich geschützt ist. Dazu gehört z.B. auch die Meinungsfreiheit. Jeder Bürger kann seine Meinung lautstark äußern; auch in der Öffentlichkeit. Das ist für manche Ex-DDR-Bürger noch heute nicht einfach.

Doch die Werte in Ost und West waren gar nicht so anders, behauptet Meulemann (2006).

Wider Erwarten unterstützten Ostdeutsche 1991 das Leistungsprinzip genauso stark wie Westdeutsche. Erst ab 1994, nach den ersten harten Erfahrungen mit dem Leistungsprinzip, entfernten sich Ostdeutsche vom Leistungsprinzip und vom Westen. „Nicht das Erbe der DDR, sondern die Transformation bringt Ostdeutsche dazu, vor dem Leistungsprinzip zurückzuschrecken (Meulemann 2002:6). Auch Ahbe (2004) behauptet, dass der Kulturunterschied zwischen Ost und West geringer ist als in den Medien dargestellt und die Differenzen erst mit der Einheit wuchsen. Als Beispiel der Annäherung sehen viele die Erziehungsziele, die sich in den beiden Landesteilen seit 1998 vollständig angeglichen haben. In der gesamten Republik ist das höchste Erziehungsziel die Autonomie, vor Disziplin, Ordnung und Gehorsam (Meulemann 2002). Allerdings ist nach Meulemann zu bezweifeln, dass sich die Werte der beiden Landesteile bald annähern, eine „innere Einigung“ bewirken werden und die DDR-Sozialisation verdunstet (ebd). Im Gegenteil! Er kommt zu dem Resultat, dass die unterschiedlichen Werte sich verhärten und auf längere Sicht weiterbestehen, wie besonders die Konfessionslosigkeit verdeutlicht. Mehr noch: Die Wendeerfahrung entfernt die Werte der Ostdeutschen noch weiter von denen der Westdeutschen. Wenn sich diese These bestätigt, besteht in unserem Land dringender Handlungsbedarf.

### **5. 3.5 Unterschiedliche Reaktionen auf die Wiedervereinigung**

Auf diese tiefgreifende Veränderung reagierten nicht alle Ostdeutschen gleich. Die Einen erlebten dies als Chance im Gelobten Land und die Anderen als Trauma. Bei vielen entdeckt man eine widersprüchliche Anpassung. Sie erwarteten von der Wiedervereinigung einen höheren Lebensstandard und mehr Freiheit und Rechte, ihr Leben zu gestalten. Ihre Erwartungen, Eigentum zu erwerben oder einen gesicherten Arbeitsplatz zu erhalten, wurden jedoch nicht selten enttäuscht. Die von den Ostdeutschen erhofften Mitgestaltungsmöglichkeiten der deutschen Einheit wurden nicht genügend gewährt. Stattdessen mussten sie sich an die bestehende Bundesrepublik anpassen. Wie bereits erwähnt, ist die Identifikation mit der Bundesrepublik noch mangelhaft. 62% der Ostdeutschen sehen sich noch nicht als Bundesbürger (Sozialreport 2008). Allerdings wollen sie auch nicht die DDR wiederhaben. Einer Umfrage der Linkspartei zufolge, bekennen sich nur noch 25% der erwachsenen Ostdeutschen, ein „einseitig positives DDR-Bild“ zu haben (*Volksstimme* 25. Juni 2010). Wie kommt es zu diesem Stimmungsbild?

Wie bereits erörtert, führten die neuen Möglichkeiten und der Systemwechsel nicht automatisch zu anderem Denken und Handeln. Die neue Alltagskultur änderte nicht grundsätzlich bei allen Ostdeutschen die Strategien zur Lebensbewältigung und erst recht nicht die Werte. Dies wird von der Ethnologie als völlig normal angesehen. Der französische Kultursoziologe Bourdieu erforschte dieses Phänomen unter dem Begriff des „Habitus“ (Krais & Gebauer 2002). Der Habitus

entsteht aus der Summe der Lebenserfahrung eines Menschen zu seiner verinnerlichten Prägung, was quasi zu einer Handlungsgrammatik (ebd:31) führt, die seine Werte, sein Handeln, sein Denken und seine Weltansicht bestimmt. Der Habitus ist klassen- bzw. milieuspezifisch, unbewusst und automatisch. Der Habitusbegriff scheint neben dem Kulturbegriff eine geeignete Erklärung zu sein für das Festhalten an der alten DDR-Kultur, besonders des Milieus der DDR-Nostalgischen. Bourdieu beschreibt den Habitus als die zweite Natur eines Menschen, die er verinnerlicht hat und die er deshalb nicht einfach ablegen kann, selbst wenn sich die Lebensbedingungen ändern. Bourdieu nennt das den Hysteresiseffekt. Die Vorteile dieses Effekts liegen auf der Hand: Der Mensch verliert selbst in Krisensituationen nicht die Orientierung, bleibt handlungsfähig und kann sich selbst treu bleiben. Luzbetak (1988:188) nennt dies kulturelle Kodierung, die ein Mensch als Kind erhält und die ihn sein Leben lang ganz automatisch der eigenen Kultur angemessen handeln lässt.

Der radikale Gesellschaftsumbruch der Wende allein reichte nicht unbedingt aus, um den Habitus der Ostdeutschen zu ändern (Segert 1997:22). Zwar sind Denk- und Verhaltensänderungen nachweisbar, aber es sei ein ganzes Bündel von Bedingungen dazu nötig, eine Habitus-metamorphose auszulösen (ebd:26). Wie und ob Ostdeutsche diesen Umbruch verkrafteten und wie sie sich in die bundesdeutsche Gesellschaft eingliederten, lässt sich aber nicht alleine über den Habitus ihrer Milieuzugehörigkeit oder mit ihrer DDR-Prägung ergründen. Folgende Komponenten, die individuell variieren, sind neben der DDR-Sozialisation von Bedeutung (Segert 1997:48):

- Die persönlich erlernte Flexibilität eines Menschen, auf neue Situationen zu reagieren. Untersuchungen zeigten, dass diese Flexibilität bei zunehmenden Herausforderungen steigt.
- Allerdings, und das ist die zweite Komponente, müssen die neuen Lebensbedingungen Anknüpfungspunkte an bisher gemachte Erfahrungen finden. Nur dann ist man in der Lage, Neues zu wagen und zu meistern (Segert1997:28).
- Dritte Komponenten sind die in der Wendezeit gemachten Positiv- oder Negativerfahrungen.

All diese Komponenten entschieden darüber, ob die Integration ins geeinte Deutschland glückte. Erstaunlich sind in diesem Zusammenhang jene Untersuchungen, die herausstellen, dass das Verharren in alten Denk- und Handlungskonzepten bei zwei Gruppen ehemaliger DDR-Bürger zu beobachten war. Zum einen bei den Menschen, die durch den Zerfall der DDR enorme Einbußen erlitten. Zum anderen bei den Menschen, die mit ihrer alten Lebensstrategie Erfolg im vereinigten Deutschland hatten und noch haben (Segert 1997:29).

Ein weiterer Aspekt, der im Zusammenhang mit dem Beibehalten der alten Verhaltensmuster beachtet werden sollte, ist die Tatsache, dass sich die Milieus in Ost und West nicht entsprachen (Vester 1995:17). Die gesellschaftliche Mitte der DDR, der die DDR-Nostalgischen hauptsächlich

entstammten, war kleiner (27%) und traditioneller geprägt als der modernisierte westdeutsche „mainstream“, dem 45% der Bevölkerung angehörten. Die gesellschaftliche Ausgangsposition z.B. eines Ingenieurs im Osten war eine völlig andere als die eines westdeutschen Kollegen. War ein Ingenieur der DDR eher autoritätshörig und traditionell geprägt, gehörte ein westdeutscher Ingenieur zu den Trendsettern, der einen kooperativen Führungsstil vertrat.

Doch was passiert, wenn man das Zusammenwachsen nicht will oder nicht kann? Während sich die meisten Ost-Milieus denen in Westdeutschland angeglichen haben, bleibt z.B. das Milieu der DDR-Nostalgischen (sociovision.de) unverändert. Sie scheinen auch nach zwanzig Jahren im wiedervereinigten Deutschland nicht zurechtzukommen. Sie sind misstrauisch, dem Neuen gegenüber ablehnend, fühlen sich übergangen und verletzt, resigniert und leben in der Nostalgie der glorifizierten DDR-Zeit. Die früheren Werte sind für sie auch heute noch von Bedeutung. Sie reagierten auf die Einigung mit Nostalgie, Verklärung der DDR und Widerstand gegen die Verschmelzung von Ost und West. Teilweise trifft man diese Haltung auch bei Ostdeutschen anderer Milieus an.

Auf Enttäuschungen, die die Wende mit sich brachte, reagieren einige mit dem Rückzug ins Private (sociovision.de), ein Phänomen, das bereits in der DDR gelebt wurde, tritt damit auch im wiedervereinigten Deutschland zutage. Als sich im SED-Staat die Realisierung der persönlichen Lebensziele mit den gesellschaftlichen Rahmenbedingungen nicht mehr vereinbaren ließen, klappte schon damals das Öffentliche und das Private immer mehr auseinander. Menschen zogen sich in private Nischen zurück, einer Art Gegengemeinschaft. In gut funktionierenden sozialen Netzen half man sich materiell und moralisch gegenseitig und arrangierte sich so mit den Nachteilen des Sozialismus (Segert 1997:19). DDR-Bürger lebten in verschiedenen Wirklichkeiten. In der Öffentlichkeit wie z.B. an der Arbeit gab man sich anders als in der Familie oder bei Freunden. Einen solchen Schutzraum bot für viele auch die Kirche (Schröder 2007:257).

Auch heute noch ist bei vielen dieselbe Abkehr vom Staat und die Haltung des „das Beste daraus machen“ vorzufinden. Viele Studien belegen, dass die politische Beteiligung gerade im Osten stark abnimmt (Sozialreport 2008:4). Waren 2005 noch 49% politisch interessiert, so waren es 2008 nur noch 37%. Der Rückzug ins Private ist nichts Neues und nicht zwangsläufig von der Einigung verursacht. Heute allerdings eint das kollektive Trauma der Degradierung durch die „Wende“. Der Rückgriff auf funktionierende soziale Netze ist da ein effektives Krisenmanagement und deshalb nicht nur negativ zu bewerten. Es ist eine Selbsthilfe, mit Widrigkeiten umzugehen, und bietet Stabilität.

Eine andere Reaktion auf die Veränderungen der Wende ist Resignation. Resignativen Selbstaufgabe ist eine Reaktion auf gesellschaftliche Exklusion, weil man sich nicht mehr gebraucht

fühlt. Psychosozialer Stress, Entstehung oder Verschärfung gesundheitlicher Probleme, Störungen in Partnerschaft und Familie, Schäden für die Kinder entspringen dieser Exklusion (Herkommer 2008:71). Eine der natürlichen Folgen von psychischer Überforderung ist Resignation. Man erstarrt und wird handlungsunfähig. Das in den neuen Bundesländern allgegenwärtige kollektive Trauma verstärkt diese negative Grundhaltung noch. Zwar hält Geißler (2008:225) fest, dass Arbeitslose in Ostdeutschland wegen der hohen Arbeitslosenquote weniger stigmatisiert werden als im Westen, doch die Folgen der, wenn auch nur der empfundenen gesellschaftlichen Exklusion, sind enorm. Doch schon zu DDR-Zeiten herrschte Resignation. Ostdeutsche Historiker zeichnen ein krasses Fazit der DDR-Diktatur: „Phantasie, Kreativität, Risikobereitschaft, Intelligenz wurden den Menschen ausgetrieben und stattdessen wurden Untertanengeist, geistiger Provinzialismus, Duckmäusertum und intellektuelle Mittelmäßigkeit gezüchtet“ (Mitter & Wolle in Geißler 2008:182).

Ethnologen bezeichnen die Unfähigkeit, sich in einer fremden Kultur zurechtzufinden, als Kulturschock (Lutzbetak 1988:203). Einen Kulturschock kann man nicht nur im Ausland erleben, sondern auch bei Milieuüberschreitung im eigenen Land. Die Änderungen, denen man in der neuen Kultur ausgesetzt ist, empfindet man als Stress. Das ist eine völlig natürliche Reaktion der Anpassung an eine neue Kultur, denn das eigene Verhalten und die eigenen Werte werden von der fremden Kultur ständig angezweifelt. Das eigene intuitive Handeln ist in der neuen Kultur unangebracht und wird in der neuen Kultur sanktioniert. Das Verhalten und die Werte der neuen Kultur hat man aber noch nicht verinnerlicht, und das macht jede Handlung im neuen Kontext anstrengend. Wie wir bereits sahen, erlebt jeder Mensch die Anpassung an Neues anders, je nach emotionaler Stabilität und Anpassungsfähigkeit. Man unterscheidet verschiedene Stufen eines Kulturschocks (Lutzbetak 1988: 215) von der Identifikation mit der neuen Kultur bis hin zur völligen Handlungsunfähigkeit. Dieser Kulturstress kann die unterschiedlichsten Symptome hervorbringen: Misstrauen, Rückzug, negative Sicht des Neuen, Unzufriedenheit, Depression, psychosomatische Krankheiten u.v.a.m. (ebd:204). Auch die Verklärung der Heimat gehört nach meiner eigenen Erfahrung zu den Symptomen des Kulturschocks. All diese Symptome können auch bei Menschen in den neuen Bundesländern wahrgenommen werden. Einiges davon taucht in der Beschreibung des Milieus der DDR-Nostalgischen auf ([sociovision.de](http://sociovision.de)). Es gibt viel Unzufriedenheit, und der Prozentsatz der Menschen, die die DDR verklären, nimmt von Jahr zu Jahr zu. Ärzte sprechen von einer „besorgniserregenden psychosozialen Situation der Menschen in den östlichen Bundesländern“, die durch die unerfüllten Hoffnungen an die Einheit verursacht seien ([wiedervereinigung.de](http://wiedervereinigung.de)). Doch auch die psychologischen Altlasten der DDR, mit denen sich heute noch viele plagen, ist Anlass zur Besorgnis der Ärzte:

„Traumatisierte Opfer der Verfolgung durch das DDR-Regime würden bislang noch viel zu

wenig beachtet. Die Geschichten von Verrat, Inhaftierung und gesellschaftlicher Ausgrenzung wirken nach und können die psychische und körperliche Gesundheit der Betroffenen bis zum heutigen Tag erheblich beeinträchtigen“ (ebd).

Erwähnt werden muss hier auch die Selbstmordrate, die im östlichen Teil Deutschlands zwar seit 1990 sank, aber weiterhin wesentlich höher ist als in westlichen Regionen (*lvz-online.de*). Während die Selbstmordrate in Deutschlands bevölkerungsreichstem Bundesland Nordrhein-Westfalen im Jahr 2007 bei 6,8 lag, gab es in Sachsen 12,4 Selbsttötungen je 100.000 Einwohner; in Thüringen waren es 10,5 und in Brandenburg 10,2. Eine Ausnahme in diesem Ost-West-Gefälle war Sachsen-Anhalt, das mit 5,1 Selbstmorden je 100.000 Einwohner die bundesweit niedrigste Rate aufwies (ebd). Zwar hängt ein Suizid von vielen Faktoren ab, aber Selbstmord ist ein alarmierendes Indiz dafür, dass mehr Menschen im Osten keine Hoffnung haben und ihrem Leben ein Ende setzen. Traurige Tatsache ist, dass Suizid neben Verkehrsunfällen die häufigste Todesursache bei jungen Menschen ist; im Osten wie im Westen.

Bei der Wiedervereinigung rechnete man mit einer raschen Identifikation der DDR-Bürger mit der importierten Westkultur. Man dachte nicht, dass die Menschen in den neuen Bundesländern eine „Migrationserfahrung ohne Ortswechsel“ (Kattermann im *Parlament* vom 3. Okt. 2009), also im eigenen Land, durchmachen mussten. Dass das keine böse Absicht der „Wessis“ war sondern Unwissenheit, zeigen die Parallelen in der Integration der Gastarbeiter, die schon viel länger an dieser westdeutschen Unwissenheit leiden. Langfristig wird es jedoch selbst im Milieu der DDR-Nostalgischen zu einer Angleichung kommen.

Weil sich ihre Andersartigkeit im sozialen Wettbewerb negativ auf ihre soziale Position auswirken wird und ihren Handlungsspielraum einschränkt, werden sie sich gezwungenermaßen anpassen und ihre Kultur verändern; denn Kultur ist - wie dargestellt - eine Handlungsstrategie, mit den Gegebenheiten des Lebens zurechtzukommen (Käser 1997:29). Foucault (Bröckling 2004:10ff) lenkt seine Untersuchungen über Macht auf die Prinzipien, Normen und Leitgedanken unserer Gesellschaft. Er sieht darin die Kräfte, die unser Zusammenleben bestimmen. Sie schaffen Kontexte, die sich als Wirklichkeiten aufzwingen. Daraus werden Normen, Gesetze, die ungefragt übernommen werden zur gesellschaftlichen wie auch individuellen Selbststeuerung. Diesen Prinzipien muss man gehorchen, will man nicht sanktioniert werden und soziale, finanzielle oder ideelle Nachteile bekommen. Leitgedanken, die in unserer Gesellschaft vorherrschen und unser Zusammenleben steuern, sind z.B.: Produktivität, Effektivität, Flexibilität, Autonomie, Freiheit, Gerechtigkeit.

Die neuere Habitusforschung (Segert 1997) unterstützt diese Schlussfolgerung. Trotz Hysteresiseffekt und lebenslanger kultureller Konditionierung verändern sich Kulturen. Der Habitus

ist doch beweglicher, als Bourdieu das noch annahm. Vester beschreibt die schrittweise Veränderungen der Kultur eines Milieus mit Habitusmetamorphose (ebd:26). Kultur ist nicht starr (Hiebert 1985:44). Sie bietet dem Einzelnen viel Spielraum. Nutzt er diesen Spielraum, werden die Grenzen der Kultur erweitert, und sie beginnt sich zu verändern. Auch nach Bourdieu ist der Mensch nicht nur passiv vom Habitus bestimmt, sondern bleibt auch handelndes Subjekt. Mit dem Habitus steht jedem ein generatives System zur Verfügung, das ihn auch in neuen Situationen habitusspezifisch urteilen und handeln lässt. Bestätigt wird diese These von Jugendstudien (shell.de und *Volksstimme* 26. Juli 2010). Jugendliche aus Ost und West haben demzufolge ihre Werte einander massiv angenähert.

Ostdeutsche werden demzufolge allmählich und zunehmend auf die neuen Bedingungen reagieren und ihre Handlungsstrategie und ihre Werte modifizieren. Allerdings hat das auch einen Rückkopplungseffekt mit zu beachtenden Auswirkungen auf die ganze Republik, wie weiter unten ausgeführt wird.

Wenn die bisherige Situationsbeschreibung der neuen Bundesbürger zutrifft, wie nehmen sie dann die Wiedervereinigung wahr?

### **5.3.6 Wahrnehmung der Wiedervereinigung**

Die Wiedervereinigung war rechtlich gesehen nicht die Vereinigung zweier gleichwertiger Partner (Kollmorgen 2008:24). Durch den Zerfall der DDR bestand für die damaligen Bürger der DDR nur die Möglichkeit, sich auf politischer Ebene für einen Beitritt ihres gescheiterten Staates zur Bundesrepublik zu entscheiden. Viele hatten diesen eindringlichen Wunsch, den die Politiker schnellstmöglich umsetzen sollten. Deshalb wurden am 18.03.1990 mehrheitlich nicht die Ost-SPD und PDS gewählt, die eine autonome Demokratie und Sanierung der DDR vorschlugen.

Die Eingliederung der DDR in die Bundesrepublik bedeutete neben den politischen Veränderungen auch für die Sozialstruktur Ostdeutschlands faktisch eine Anpassung an etablierte westdeutsche Verhältnisse. Vieles, was sich die Bürger, die die Wende herbeiführten, erhofften, trat deshalb nicht ein. Diese enttäuschten Erwartungen führten bei Ostdeutschen nicht selten zu einem Gefühl der Ausgrenzung. Hervorgerufen wurde dieses Marginalisierungsgefühl vor allem durch die gefühlte westdeutsche Dominanz (Segert 1997:49). Weil die DDR nicht mehr handlungsfähig war, wurden von der Bundesrepublik Strukturen, Normen, Institutionen vorgegeben. Ehemals westdeutsche Akteure, Investoren und Führungskräfte trieben und treiben die Angleichung von Ostdeutschland an den Westen voran. Ihr Ziel ist die Nivellierung von Ost und West. Unterschiedliche Auffassungen gibt es zwar über das Tempo dieser Anpassung, nicht aber über die

Rechtfertigung dieses Prozesses. Doch vielen Ostdeutschen kommt dies wie eine Übernahme des Westens vor. Zweidrittel der erwachsenen Ostdeutschen nennen, der Umfrage der Linkspartei zufolge, die Treuhandanstalt gar eine der ersten „Heuschrecken“ (*Volksstimme* 25. Juni 2010). Immerhin stimmen 44 % der Aussage zu, die Institution sei „voller krimineller Energie“ gewesen. (nealine.de). Ostdeutsche sahen ihren Handlungsspielraum von Bundesnormen reglementiert. Allerdings wird diese gefühlte Übernahme wegen des - verglichen mit der DDR - erhöhten Lebensstandards von vielen akzeptiert.

### **5.3.7 Konfessionslosigkeit**

Die Ost-West-Differenzen sind wohl auf kaum einem anderen Gebiet so gravierend wie bei der Religion. Wie es für einen Bayer „dazugehört“, Katholik zu sein, so ist das ostdeutsche Identitätsmerkmal die Konfessionslosigkeit. Über 70% der Menschen in den neuen Bundesländern gehören keiner Kirche an (Schröder 2007:3). Konfessionslosigkeit ist also keine Randerscheinung, sondern die Norm in den neuen Bundesländern (ebd:99). 1949 gehörten noch ca. 92 % der Menschen im Osten einer Kirche an. 1989 waren es nur noch 30% (ebd). Unter dem SED-Regime wuchs die Konfessionslosigkeit um das Zehnfache, während sich in Westdeutschland der Mitgliederstand der Großkirchen nahezu gehalten hat (Schröder 2007:99). Heute gehören nur noch ein Viertel der ostdeutschen Bevölkerung einer Kirche an (ekd.de 2011). 21 % der Ex-DDR-Bürger sind evangelisch (*welt.de*). Dabei gibt es ein großes Nord-Süd-Gefälle. Im Norden gibt es mehr Konfessionslose als im Süden. Die Zusammenlegung der Kirchenprovinz Sachsen, die fast ganz Sachsen-Anhalt abdeckt, mit der Landeskirche von Thüringen zur Evangelischen Kirche Mitteldeutschland kann nicht darüber hinwegtäuschen, dass Sachsen-Anhalt mit 14,8% das Bundesland mit dem geringsten protestantischen Bevölkerungsanteil ist, während 81,7 % der Bevölkerung konfessionslos ist (Religions-map-germany 2008). In der Landeshauptstadt Magdeburg sind nach meinen Recherchen (Stand 2010) 8,9% der Bevölkerung evangelisch. Hinzu kommen 4,0% Katholiken und nur ca. 700 Magdeburger gehören einer Freikirche an (0,3%).

Gezielt attackierte der Sozialismus die christliche Sozialisation: Kirchliche Jugendarbeit wurde teils illegal, Religion aus der Schule verbannt, die Jugendweihe ersetzte die Konfirmation, die Berufstätigkeit der Mütter überließ staatlichen Institutionen die Erziehung, Kinder christlicher Elternhäuser erfuhren gesellschaftliche Ausgrenzung, weshalb viel Kinder erst gar nicht mehr getauft wurden (Schröder 2007:100). „Somit wurde nicht nur die sekundäre religiöse Erziehung durch eine ideologische ersetzt, sondern auch die primäre religiöse Sozialisation stark untergraben“ (ebd). Dass damit der Sozialismus den Nerv der christlichen Prägung getroffen hatte, macht die Untersuchung über den Zusammenhang zwischen Elternhaus und Kirchenbindung deutlich.



Generell ist die Weitergabe von Glaube, Kirchlichkeit und Religiosität an die nächste Generation in hohem Maße von der positiven Unterstützung der Eltern abhängig (Grabner 2008:138). Neun von zehn hoch-motivierten Kirchenmitgliedern (92,5%) geben an, den elterlichen Einfluss auf ihr Kirchenverhältnis als positive Prägung zu empfinden (ebd:139). Zwar hat der Sozialismus sein Ziel, die Kirche abzuschaffen, in vierzig Jahren nicht erreicht, aber er reduzierte den Bevölkerungsanteil der Christen drastisch und hinterlässt seine sozialistische Prägung, die als das Massenphänomen der Konfessionslosigkeit sichtbar wird.

Richtig ist, dass auch Westdeutsche zunehmend konfessionslos werden, hier gleicht sich der Westen dem Osten an (Zick in *Volksstimme* 26. Juli 2010), aber im Osten hat dies eine andere Qualität. Während Westdeutsche ihre Konfession abschütteln, haben Ostdeutsche schon in der zweiten oder gar dritten Generation eine „ererbte Konfessionslosigkeit“, wie es der Religionsphilosoph Tiefensee, der Universität Erfurt nennt (sbg.ac.at). Ostdeutsche scheinen die Konfessionslosigkeit schon in ihren Genen zu tragen (Schröder 2007:25). Bereits ihre Eltern hatten keine Kirchenbindung und ließen ihre Kinder auch nicht taufen. Im Gebiet der ehemaligen DDR gibt es etwas, das man als atheistische Volkskirche bezeichnen kann. Die Jugendweihe hält diese atheistische Volkskirche unter Ostdeutschen auch noch zwanzig Jahre nach dem Sozialismus aufrecht, wie die Kindertaufe die Kirchenmitgliedschaft.

Deutlich wird der Ost-West-Unterschied in puncto Konfessionslosigkeit auch in den Gründen, aus der Kirche auszutreten. Während Westdeutsche der Kirche den Rücken kehren, weil sie auch ohne Kirche christlich leben können, bekennen Ostdeutsche als Grund ihres Kirchenaustritts, dass sie in ihrem Leben keine Religion brauchen (Grabner 2008:139). Westdeutsche Konfessionslose lehnen also die Institution Kirche ab und ostdeutsche Konfessionslose hingegen Religion im Allgemeinen. Während fast 60% der westdeutschen Konfessionslosen sich selbst noch als „irgendwie gläubig“ bezeichnen und nur 40,5% sich klar als Atheisten verstehen, ist das im Osten anders. Nur 23,8% der ostdeutschen Konfessionslosen würden sich selbst als in irgendeiner Weise gläubig bezeichnen. Drei viertel der ostdeutschen Konfessionslosen geben an, „weder an Gott noch an eine höhere Kraft“ zu glauben, oder sind „überzeugt, dass es keinen Gott gibt“. Bei den ostdeutschen Jugendlichen verstärkt sich dieser Trend noch. Nur 8% glauben noch an einen persönlichen Gott und 7% zusätzlich an ein höheres Wesen (shell.de).

Diese Zahlen bestätigt die europäischen Wertestudie (welt.de). Danach ist Deutschland-Ost Spitzenreiter der säkularisierten Länder in Europa, gefolgt von Tschechien. Die Menschen sind also nicht nur konfessionslos. Sie sind auch nicht atheistisch, weil sie Gott ja auch nicht verneinend denken. Normalerweise denkt ein Ostdeutscher Gott gar nicht (Schröder 2007:113). Ostdeutsche sind korrekterweise areligiös (Grabner2008:140 zitiert KMU IV/1 2006:101 und Schröder

2007:113). Tiefensee spricht gar von einer tiefgehenden „einzigartigen Areligiosität“ (sbg.ac.at). Grabner (2008:140) nennt es Gottvergessenheit. Die meisten Menschen haben sogar vergessen, dass sie Gott vergessen haben (sbg.ac.at). Deshalb ist auch kaum eine Hinwendung zu anderen, außerchristlichen Religionen erkennbar. Religion wurde den Ostdeutschen gründlich ausgetrieben (Neubert 1996). Sie haben schlichtweg keinerlei Interesse an einem höheren Wesen oder einer Kirche. Mehr noch: Ihnen fehlt ohne Gott und Kirche nichts. Lebensbewältigung geschieht ausschließlich im Diesseits. Transzendenz ist für ihr Leben irrelevant. Ihre marxistische Prägung macht sie immun gegen die Vorstellung, es gäbe etwas jenseits von Materie. Menschen, die in der DDR aufwuchsen sind in der Diesseitigkeit gefangen. Stattdessen verlassen sich mehr als die Hälfte der ostdeutschen Konfessionslosen nur darauf, was man mit dem Verstand erfassen kann. Alles andere interessiert sie nicht (Grabner 2008:140). Als Religionsersatz nennt die Sinusstudie (Sociovision 2009:AB2) aber auch die Geselligkeit mit Gleichgesinnten.

Generell wird allem, was mit Religion zu tun hat, sogar eine negative Grundhaltung entgegengebracht. Religion ist nach wie vor Opium fürs Volk. Sie ist etwas für Schwache, Träumer. Man selbst aber ist stark und Realist. Man glaubt nur an das, was man sieht oder was messbar ist. Eine metaphysische Weltanschauung hält man für indiskutabel und jede Art von Religion für überflüssig (Schröder 2007:25), unwissenschaftlich und weltfremd. Diese allgemeine Ablehnung von Kirche und Religion sind die Früchte der religionsfeindlichen DDR-Propaganda (ebd:86). Das Christentum war in der DDR gesellschaftlich geächtet. Ausdruck fand diese Ächtung in Repressionen des SED-Regimes gegenüber der Kirche, Benachteiligungen und Diffamierung von Christen in Ausbildung und Beruf. Diese negative Prägung überdauerte die DDR-Zeit trotz der Anführerrolle der DDR-Kirche bei der friedlichen Revolution. Vierzig Jahre wurden von der SED „beinhardter Materialismus“ gepredigt, wie es die Theologin Dahlgrün aus Jena ausdrückt (sbg.ac.at). DDR-Bürgern wurde indoktriniert, dass es keine Transzendenz gibt, sondern nur das Immanente. Wer das ein Leben lang hört, kommt nicht auf die Idee, etwas anderes in Erwägung zu ziehen. Die eigenen Enttäuschungen, die man durch den Zerbruch der DDR erleiden musste erhöht nun die Skepsis, mit der man allem begegnet, was einem eine Doktrin aufzwingen will und einen einengt oder gar verführen will. Kirche und SED setzt man auf gleiche Stufe und bezichtigt sie der Massenverdummung.

Doch auch in anderen Ostblockstaaten wurde Materialismus indoktriniert und das Christentum z.T. noch schärfer unterdrückt, ohne dass es zu diesem Massenphänomen der Konfessionslosigkeit kam (Pollack zitiert in Schröder 2007:101). Wie ist das zu erklären? Die Ursachen für die Entkirchlichung im Osten Deutschlands reichen weiter in die Geschichte zurück. Sie nahm schon im 19.Jh. ihre Anfänge. Von 1861-1931 gab es z.B. schon in Sachsen einen

Rückgang der Abendmahlsbeteiligung von 72% auf 35% (Schröder 2007:103). Zweifelsohne wurde die Lockerung der Kirchenmitgliedschaft durch den neuen Spielraum des Einzelnen im 20. Jh. begünstigt. Es war erstmals möglich, die Kirche zu verlassen, ohne damit in irgendeiner Weise unter Druck zu geraten (Grabner 2008:133). Andere sehen die Entkirchlichung hauptsächlich von der Auflösung der traditionellen Dorfgemeinschaften verursacht und nicht so sehr durch den zunehmenden Emanzipationsgedanken oder die politische Einflussnahme (Schröder 2007:103). Der Modernisierungsprozess mit der Industrialisierung, Urbanisierung, Demokratisierung und Individualisierung trieb die Entkirchlichung voran. Fest steht jedenfalls, dass die Säkularisierung zu Beginn des 19. Jh. eine zunehmende Ablösung vom christlichen Glauben, vor allem unter den Arbeitern bewirkte, auch wenn sie weiter in der Institution Kirche verblieben. Glaube und Kirche waren schon damals für viele bedeutungslos (Pickel zitiert in ebd). Tiefensee (ebd:105) nennt weitere Ursachen der Konfessionslosigkeit:

- Die späte Christianisierung Ostdeutschlands im 12. Jh ließ keine lange Traditionskette aufkommen.
- Die Agrarreform der Gutsherrschaft schuf die neue Klasse der Landarbeiter, die von der Kirche nicht mehr erreicht werden konnten, weil diese nur sonntags ihre eigenen Felder bestellen konnten.
- Wenige Gebiete Ostdeutschlands hatten je eine Erweckung.
- Die Vertreibung der evangelischen Gutsherrschaft aus dem DDR-Gebiet, mit dem der protestantische Einfluss am öffentlichen Leben abnahm.
- Die deutsche Identitätskrise raubte den Menschen auch in Ostdeutschland das Selbstbewusstsein, um der SED-Diktatur und dem damit einhergehenden Gruppendruck standzuhalten. Man beugte sich der Mehrheit, und die Mehrheit war konfessionslos.

Dass dieser Säkularisierungsprozess in West wie Ost weitergeht, belegt die aktuelle Shell Studie (Zeit.de 14.Sept. 2010). Dass auch bei Jugendlichen aus dem Westen, die nicht im Sozialismus groß wurden die Religiosität abnimmt, zeigt, dass der Sozialismus zwar die Säkularisierung vorantrieb, nicht aber der einzige Grund dafür ist. Gerade die protestantische Kirche leistete der Säkularisierung mit ihrer schwachen Kirchen- und damit Religionsbindung und ihrem ausgeprägten Individualismus Vorschub (Pickel zitiert in Schröder 2007:102). Deshalb ist in protestantischen Ländern eine stärkere Entkirchlichung zu beobachten als in katholischen Ländern.

Sehr geschwächt wurde natürlich die Rolle der Kirche dann nochmals in der NS-Zeit. Schon dort gab es ja einen Konflikt zwischen kirchlicher und nationalsozialistischer Jugendarbeit. Das SED-Regime hatte auf diesem Hintergrund leichtes Spiel, und die Kirche war im Handumdrehen gesellschaftlich geächtet.

Menschen im Osten scheinen immun zu sein gegen Kirche und Evangelium. Tiefensee (Schröder 2007:106) nennt sie „hochresistent für Missionsbemühungen aller Art!“. Ein hartes Erbe des Sozialismus, das die Hoffnung auf eine baldige Neuevangelisierung des Ostens in weite Ferne rückt. Diese Konfessionslosigkeit, die zur ostdeutschen Mentalität gehört, macht den Gemeindebau im Osten so speziell. Kirchen haben es schwer, den Faden des christlichen Glaubens wieder aufzunehmen, resümiert Tiefensee (sbg.ac.at). Sie haben keine alten Anknüpfungspunkte mehr. Newbiggin (1989:23) nennt die westliche Kultur nicht „säkular“, der Begriff ist für ihn zu schwach. Er nennt sie eine heidnische Gesellschaft, weil sie das Evangelium ablehne. Er beurteilt Europäer deshalb als resistenter als das vorchristliche Heidentum, mit dem die Mission weltweit zu tun hat. Wie soll es da möglich sein, Ostdeutsche mit Gottes Reich in Berührung zu bringen?

### **5.3.8. Die neue Ostidentität**

Die Kontextanalyse bestätigt die These der Arbeit, dass Ostdeutschland einen kontextuellen Gemeindebau braucht. Obwohl zwanzig Jahre lang an der Angleichung von Ost und West gearbeitet wurde, weist die durchgeführte Kontextanalyse eindeutig eine eigene Ostkultur nach. Obwohl berufliche Abschlüsse angeglichen wurden, Löhne stufenweise angeglichen werden, die Werte der Jugend sich einander angleichen (Zick, *Volksstimme* 26.7.2010), Renten und der Lebensstandard angepasst werden, selbst in der Konfessionslosigkeit, bereits eine Angleichung des Westens an den Osten festzustellen ist (ebd), sind die die kulturellen Differenzen zwischen Ost und West, die sogar für die Nachwendejugend zutreffen, (Zick:2010) unübersehbar und dürfen im Gemeindebau nicht länger ignoriert werden. Die Kultur der Ostdeutschen glich sich 1990 nicht automatisch dem Weststandard an. Sei es nun mehr die Wendeerfahrung oder die gemeinsame Prägung durch die sozialistische Erziehung, die Ostdeutsche veranlasst, sich auf ihre sozialistischen Werte zurückzubedenken (Meulemann 2006): fest steht, dass die 40 Jahre DDR die Menschen bis heute mehr prägten als die gemeinsame Tradition von Jahrhunderten in Sprache, Kultur und Geschichte (ebd). Folgende Facetten dieser Ostidentität wurden in der Kontextanalyse herausgearbeitet:

Ostdeutsche reflektieren zunehmend ihre kulturelle Andersartigkeit. „60 Prozent der Ostdeutschen bekunden ein spezifisch **ostdeutsches Wir-Bewusstsein** und die Gewissheit, „nicht westdeutsch zu sein“ (bpd.de). Die gemeinsame Heimat, die sozialistische Prägung, der gemeinsame Erfahrungsschatz der Vergangenheit aber auch die Wendeerfahrung eint die Ex-DDR-Bürger und unterscheidet sie vom Rest der Deutschen. Die neue ostdeutsche Identität nährt sich aus dem kollektiven Trauma des Verlustes der DDR, die trotz allem Heimat war. So werden „Ostalgie“-Produkte besonders von Bundesbürgern gekauft, die aus dem Osten stammen und nun im Westen wohnen (Swibenko 2003). Es ist wohl der Geschmack der Heimat, den man in der Fremde liebt. So

verhalten sich Menschen, die in einem fremden Kulturkreis leben. Die Ethnologie definiert eine Ethnie über ein Wir-Gefühl und ein Gegenüber, von dem man sich abhebt und von der man sich bedroht oder ausgegrenzt fühlt (*SZ Magazin* 30.7.2010). Kürzlich klagte eine ostdeutsche Frau gerichtlich eine Arbeitsstelle ein, in der Meinung, diese wurde ihr wegen ihrer Herkunft verweigert. Würde das Gericht ihr Recht geben, wären Ostdeutsche als neue Ethnie in Deutschland anerkannt und diese dürfte nicht straffrei diskriminiert werden (ebd).

**Die Ostidentität ist im Arbeitermilieu und im Milieu der DDR-Nostalgischen der ehemaligen Parteitreuen, besonders ausgeprägt.** Sie haben oft das Gefühl, bei der Wiedervereinigung zu kurz gekommen zu sein, weil die Wende diesen Menschen das gesellschaftliche Prestige entzog, das ihnen der Arbeiter- und Bauernstaat zollte und weil sie auch an den Folgen der Deindustrialisierung, wie Arbeitslosigkeit, Niedriglöhne am meisten leiden. Hier geht es also nicht mehr nur um sozialistische Mitgift, sondern um ihre aktuelle Situation im Osten.

**Konfessionslosigkeit** (Schröder 2007:99), die eine **Areligiösität**, eine intuitive **negative Grundhaltung gegen alles Christliche** und eine **rein materialistische Weltanschauung** mit sich zieht, ist ein anderes typisch ostdeutsches Charakteristikum, das im ostdeutschen Gemeindebau von zentraler Bedeutung ist. Der Sozialismus machte Deutschland-Ost zum säkularisiertesten Land in Europa. In diesem Zusammenhang sollte bedacht werden, dass durch den Zusammenbruch des Sozialismus die postmoderne **Tendenz zur Entideologisierung** (sinus-institut.de) im Osten viel stärker ist. Der Fall des Sozialismus hinterlässt tiefe Wunden. Wahrheit, Autorität, Offenbarung und religiösen Institutionen begegnet man nun mit sehr viel Skepsis. Zu oft wurde man von Ideologien enttäuscht. Ostdeutsche scheuen sich davor sich einer Organisation anzuschließen. Das betrifft Parteien und Vereine genauso wie Kirchen.

Auch die typisch ostdeutschen Abweichungen im Bezug auf politische Einstellungen (Sozialreport 2008), die es auch zwanzig Jahre nach der Wende gibt, sind Kennzeichen der Ostidentität. Trotz der vielzitierten Angleichung von Ost und West (Zick:2010) zeigt die hohe Akzeptanz der „Linke“ in Ostdeutschland, die unterschiedlichen politischen Werte in den beiden Landesteilen. Diese Unterschiede sehen westdeutsche Forscher als Indiz für den Fortbestand der **sozialistischen Prägung**, die die DDR im Urteilsvermögen ihrer ehemaligen Bürger überdauert. Weil die kulturelle Kodierung (Luzbetak 1988:188) der Kindheit Menschen lebenslang automatisch kulturell angemessen handeln lässt, löschte der Systemwechsel der Wende bei den Menschen nicht gleich die DDR-Prägung und führte nicht automatisch zu anderem Denken und Handeln. So hat der Wert der materiellen Gleichheit sowohl bei alten wie auch bei jungen Ostdeutschen einen sehr viel höheren Stellenwert als in den alten Bundesländern. Gekoppelt mit dem Anspruch nach einer staatlichen Fürsorge wird danach die eigene und gesamtgesellschaftliche Wirtschaftslage bewertet.

Dies schafft **Unzufriedenheit trotz gestiegenen Lebensstandards**. Ahbe (2004) erklärt die Differenzen aus der Milieuperspektive, wonach die neue Ostidentität besonders im Arbeitermilieu anzutreffen sei und kein flächendeckendes Phänomen sei. Meulemann (2006) sieht erst den Transformationsprozess der Wiedervereinigung als Grund zur Profilierung der Ost-Mentalität, denn bis zur Wende glaubten auch Ostdeutsche an das Leistungsprinzip. Erst ab 1994, als sie die Chancen und Risiken der Leistungsgesellschaft am eigenen Leib erlebten, änderte sich das. Die Wendeerfahrungen wurden dann im Lichte der von der DDR geprägten Werte interpretiert (ebd). Während sich politische Forderungen Ostdeutscher vor allem auf materialistische Gleichheit beziehen, also mit der wirtschaftlichen Lage der Menschen und der staatlichen Sicherung in Lebenskrisen zu tun haben, ist für Westdeutsche die persönliche Freiheit, also ein ideeller Wert, bedeutender. Dieser Gegensatz zwischen Gleichheit im Osten und Freiheit im Westen bringt die tendenziös unterschiedlichen Erwartungen von Ost und West auf den Punkt. Weil die materielle Grundversorgung bei Westdeutschen weitgehend geregelt ist, kann man sich um postmaterielle Werte wie Umweltschutz, Kulturerhalt und Weltfrieden kümmern (bpb.de). Die vergleichsweise schlechteren wirtschaftlichen Bedingungen in den neuen Ländern sind demnach Grund dafür, die sozialistischen Werte wie z.B. „Gleichheit“ wieder zu neuer Blüte zu bringen. Weil der Zusammenhalt und die Identität einer Gesellschaft über gemeinsame Werte hergestellt wird (Meulemann 2006) und differierende Wertvorstellungen pluralistische Gesellschaften auf eine harte Probe stellen und schlimmstenfalls deren Existenz gefährden (ebd), sind die Werte der Menschen im Osten auch gesellschaftspolitisch von besonderem Interesse.

Die **Wendeerfahrung** hinterlässt bei vielen Ex-DDR-Bürgern Wunden. Ihr Leben veränderte sich mit der Wende komplett. Das Gewohnte verlor seinen Wert. Überall galten nun Westnormen. Die Sicherheit (Schröder 2007:255), die die DDR ihren Bürgern bot, zerfiel. Es kam zu beruflichen, gesellschaftlichen und ökonomischen Abstürzen und biographischen Brüchen. Die Wende verlangte eine neue Kultur; grundlegende Fähigkeiten der Lebensbewältigung (Käser 1997:29), die man in der DDR nicht erlernt hatte. Dies verursachte bei manchen Ostdeutschen dauerhafte Orientierungslosigkeit. Experten sprechen von einer **„besorgniserregenden psychosozialen Situation der Menschen“ im Osten**, verursacht durch die unerfüllten Hoffnungen an die Einheit ([wiedervereinigung.de](http://wiedervereinigung.de)). Reaktion auf diese Enttäuschungen sind etwa Rückzug ins Private, politisches Desinteresse oder resignative Selbstaufgabe. Die Ethnologie definiert den Stress, sich in einer neuen Kultur zurechtzufinden als Kulturschock, der je nach persönlicher Fähigkeit von der Identifikation mit der neuen Kultur bis hin zur völligen Handlungsunfähigkeit erlebt wird. Ostdeutsche hätten demnach im eigenen Land einen Kulturschock erlitten. Die **Glorifizierung der DDR** ist hier anzusiedeln. Viele Ostdeutsche machten nach der Wende **negative**

**Erfahrungen mit Westdeutschen** und legen persönliche Rückschläge in der Wendezeit „dem Westen“ zur Last. Weil Ostdeutsche die Ausgrenzungsmechanismen moderner Gesellschaften (Herkommer 2008, Segert 1997:262) erst seit der Wende betreffen, sehen sie die Wende als Auslöser dessen.

Ostdeutsche eint **das kollektive Gefühl, Bundesbürger 2.Klasse zu sein** (SZ Magazin 30. 7. 2010) - trotz rechtlicher Anerkennung als Staats- und Wohlfahrtsbürger. Sie empfinden die ökonomische Ungleichheit zwischen Ost und West als Ausschluss von der gesellschaftlichen Teilhabe (Kollmorgen 2008). Manche fühlen sich im vereinten Deutschland systematisch diskriminiert (SZ Magazin 30. 7. 2010). Der Magdeburger Soziologe Kollmorgen (2008) weist gar eine soziokulturelle Subalternität der Ostdeutschen in der deutschen Gesellschaft nach und prognostiziert ein Auseinanderdriften von Ost und West statt einer Angleichung. Als Beispiel dafür nennt er die Eliterekrutierung in Ostdeutschland, die ungleiche Chancen in der Statuspositionierung sichtbar mache (ebd:21). Kollmorgen stellt in der Gesellschaft versteckte Herrschaftsstrategien fest, die Ostdeutsche nicht emporkommen lassen und eine Gleichstellung von Ost- und Westdeutschen verhindern (ebd:23). Diese seien logische Konsequenz der bürgerlich-kapitalistischen Gesellschaft, in der Gescheiterte wie etwa Langzeitarbeitslose, sittliche Missachtung trifft, wenn auch „wohlfahrtsgesellschaftlich entschärft“ (ebd). Ostdeutsche stünden demnach in der kollektiven Gefahr, eine neue Klasse, eine Minderheit zu werden (siehe auch Herkommer 2008:70), wenn sie diese gesellschaftliche Rolle einfach hinnehmen (ebd:23). Er befürchtet gar eine Ethnifizierung der Ostdeutschen, die allerdings durch ostdeutsche Passivität mitverschuldet wäre.

All das kann man als eine gewagte These abtun. Natürlich ist jede Forschung ideologisch gefärbt und Kollmorgen vertritt die ostdeutsche Sicht. Gerade deshalb trägt sie aber zum Verständnis der ostdeutschen Mentalität bei. Tatsächlich verdient man im Osten durchschnittlich 17% weniger als im Westen. Hier ist der **Niedriglohnssektor**, mit Billiglöhnen von unter 5 Euro, doppelt so groß wie im Westen. Unterstützt wird diese Interpretation der ostdeutschen Stimmungslage durch Studien, die belegen, dass die Bindung an die Bundesrepublik stärker bei den Menschen ist, denen es wirtschaftlich gutgeht und die an der Gesellschaft durch Arbeit und Geld teilhaben können, als bei Arbeitslosen oder Geringverdienern (Sozialreport 2008:5). Weil aber schon in der DDR die gesellschaftliche Mitte mit 27% kleiner war als die westdeutsche Mittelschicht, der 45% der Bevölkerung angehörten (Vester 1995:17) **gehören im Osten ein größerer Teil der Bevölkerung den unteren Milieus an als im Westen.**

Die ostdeutsche Eigenheit zeigt sich auch in der Kommunikation. **Ostdeutsche tendieren dazu, Konflikte mit Kompromissen auszugleichen und wieder zur Harmonie zu finden.** Sie empfinden, dass Westdeutsche im Gegensatz dazu aggressiv, dominant und unsensibel

kommunizieren. Soziologen schreiben diese Unterschiede in der Kommunikation den kulturellen Prägungen beider Landesteile zu. War es im individualistisch geprägten Westen richtig, sich offen und mutig zu äußern, erforderte es die DDR-Gesellschaft mehr diplomatisch, freundlich und solidarisch zu sein (velkd.de). Diese Verhaltensschemen setzen sich fort. So sprechen Ostdeutsche in Alltagsgesprächen viel mehr über Missstände, Mängel und eigene Probleme und erzeugen so beim Gegenüber Nähe und Solidarität (Ahbe zitiert in velkd.de). Weil Westdeutsche aber nicht klagen, sondern eher eine positive Stimmung verbreiten wollen und diskreter bleiben wollen, werden sie von Ostdeutsche als oberflächlich und abweisend beurteilt (ebd).

Eine weitere Facette ostdeutscher Mentalität sollte im Gemeindebau nicht ausgeblendet werden. Die **psychologischen Altlasten** ([wiedervereinigung.de](http://wiedervereinigung.de)) und **Schuld der DDR-Zeit** plagen die Menschen heute noch. Dies ist besorgniserregend. Die Selbstmordrate ist in Deutschlands Osten weiterhin wesentlich höher als im Westen (lvz-online.de).

Doch nicht nur die Vergangenheit bestimmt das Leben der Ostdeutschen. Die tiefgreifenden gesellschaftlichen Umbrüche durch die Globalisierung und Postindustrialisierung (Faix 2009:27ff) treffen Ostdeutsche aus mehreren Gründen härter als Westdeutsche. Die Wende zog eine soziale Umschichtung der DDR-Gesellschaft nach sich. Viele mussten sich auf dem Arbeitsmarkt neu positionieren. Weil die Arbeit bei Ostdeutschen einen höheren Wert, ja eine sinngebende Funktion (Sinus 2009:175) hat, der Selbstwert verleiht und in ein Arbeitskollektiv eingliedert, empfinden sie den Ausschluss aus dem Arbeitsleben stärker als soziale Exklusion (Herkommer 2008:64). Ostdeutsche leiden unter der **Zunahme des ungebremsten Individualismus**, den sie seit der Wende empfinden. Der **Verlust des Kollektivs** und die „**Erosion der klassischen Familienstrukturen**“ (sinus-institut) raubt ihnen Halt, Wärme, Sicherheit und Heimat. Trotzdem sind Ostdeutsche wegen der drohenden **Arbeitslosigkeit** öfters als Westdeutsche gezwungen, auf die **Herausforderungen der globalen Wirtschaft** einzugehen, denn trotz steter Verbesserung ist die Arbeitslosigkeit im Osten fast doppelt so hoch wie im Westen. Um der zu entinnen, müssen besonders **Ostdeutsche extrem mobil** sein. Dieser Mobilität, die die globale Arbeitswelt verlangt, opfern sie aus **Angst vor sozialem Abstieg** emotionale und physische Gesundheit, Beziehungen und sogar die Familie. Trotz aller Anstrengungen rutschen aber immer mehr **Ostdeutsche in die Unterschicht ab** (sinus-institut). Andere werden immer reicher.

Bei alledem sollte man Vesters (2002:411f) Warnung zu Herzen nehmen: Es darf der Kirche in allem Forschen der Kultur nicht um Naserümpfen über die anderen, in unserem Fall die Ostdeutschen, sondern es muss im demokratischen Sinne um eine Begegnung auf Augenhöhe gehen. Die vorgelegten Ergebnisse möchten zu solch einer Begegnung beitragen. Sie können nur in Respekt vor den Menschen in den neuen Ländern münden. Dieser Respekt ist eine



Grundvoraussetzung missionalen Gemeindebaus.

Die genannten Merkmale der Ostkultur werden in den allgemeinen Handlungsempfehlungen für den Gemeindebau im Osten unter Punkt 8 wieder aufgegriffen. Nun aber kommen wir zum zweiten Teil der Kontextanalyse, der Kontextanalyse der Stadt Magdeburg (Punkt 6) und der Analyse der sozialen Situation des Stadtteils Magdeburg-Sudenburg (Punkt 7).

## **6. Kontextanalyse der Stadt Magdeburg**

### **6.1 Geschichte der Stadt**

1200 Jahre Geschichte prägen Magdeburg. Für ein besseres Verständnis eines Lebenskontextes, ist es deshalb notwendig diese Geschichte zu kennen. Schon zu vorchristlicher Zeit wurde Magdeburg an der Elbe wegen seines sehr furchtbaren Bodens und des hochwassersicheres Areal auf dem Domfelsen besiedelt (Puhle 2005:13). Um 800 n.Chr. existierte hier die große Festung, die der Stadt ihren Namen verlieh. Weil Magdeburg in einer Verordnung Karls des Großen 805 erstmals urkundlich erwähnt wurde, wird dies als Gründungsjahr festgehalten (ebd:13). Kaiser Otto I. (936-973) ließ in seiner Regierungszeit in Magdeburg eine Pfalz und ein Kloster errichten und machte sie zu seiner Lieblingsstadt, die er seiner Frau Editha zur Hochzeit schenkte (ebd:47). Weil die Stadt an der östlichen Grenze des Reiches lag, war Magdeburg zum Schutz gegen östliche Feinde und für eine mögliche Osterweiterung des Reiches von strategischer Bedeutung. Otto I. war sowohl für seine Frömmigkeit (Gladen 2001:47) als auch für seine starke Machtausübung (ebd:48) bekannt. Diese beiden Komponenten verschmolzen in Ottos theokratischem Missionskonzept (Wetzel 2005: 57) für die slawischen Gebiete östlich der Elbe. Als christlicher Herrscher erachtete er die Slawenmission als Teil seiner Ostpolitik. Magdeburg wurde Erzbistum und Ausgangspunkt der militärischen „Heidenbekämpfung“ (ebd), unterstützt von der Kirche. Von Magdeburg ausgehend wurde systematisch ein Netz von Burgen errichtet, wodurch die christliche Herrschaft bis zur Oder ausgedehnt werden sollte. Die Kaiser nach Otto I. hatten wenig Interesse an Magdeburg. Die Stadt blieb zwar Erzbischofssitz (Puhlen 2005:71), hatte aber kaum anhaltende Missionserfolge in Ostelbien (Wetzel 2005:59). Dennoch entwickelte sich Magdeburg aufgrund seiner wichtigen Lage an der Elbe zu einer der großen Städte des Deutschen Reiches und wurde im 13. Jh. Hansestadt. (ebd:103).

Mit der Reformation Martin Luthers erscheint Magdeburg erneut im Rampenlicht. Luther predigte hier mehrfach, und die Stadt entschloss sich am 17. Juli 1524 als erste Stadt für die Annahme der Reformation. Magdeburg war Vorreiter des neuen Glaubens, Vorreiter der Meinungsfreiheit und des geisteswissenschaftlichen Dialogs. Außer dem Dom übernahmen alle Kirchen der Stadt die Lehre Luthers. In den folgenden Bauernkriegen wappnete sich die Stadt mit

einem sehr soliden Stadtmauersystem, dem stärksten seiner Zeit. Aber als Magdeburg unter die Reichsacht fiel, verlor es trotz seiner starken Befestigung seine Souveränität (Puhle 2005:147).

Im Dreißigjährigen Krieg wurde das gutbefestigte Magdeburg Opfer der grausamen Belagerung Tillys und fiel am 10. Mai 1631. Tilly misshandelte die Magdeburger, ließ über 20.000 Menschen töten und die Stadt ging in Flammen auf. Man berichtet von nur 200 Überlebenden (ebd:184ff).

Otto von Guericke, ein junger Ratsherr, überlebte das Inferno und wurde erfolgreicher Bürgermeister der Stadt, der ihr zu neuer Blüte verhalf. Er war Wissenschaftler und entdeckte u.a. das Vakuum. Seine Erfindung präsentierte er der Bevölkerung sehr wirksam durch zwei Pferde, denen es nicht gelang zwei Halbkugeln, die lediglich durch Vakuum zusammengehalten wurden, auseinanderzuziehen. Noch heute erinnert das Denkmal „Die Magdeburger Reiter“ an dieses Ereignis. Neu erstarkt, erlangte Magdeburg wieder an Bedeutung. Im 18. Jh. wurde die Stadt zur stärksten Festung Preußens ausgebaut. Gleichzeitig wurde Magdeburg zu einer der schönsten barocken Städte des Landes (ebd:201). Zur Zeit Napoleons kapitulierte die Stadt und fiel unter die Herrschaft des neuen Königreichs Westphalen (ebd:201). Der Wiener Kongress machte sie zur Hauptstadt der Provinz Sachsen. Mit der Industrialisierung gewann die Stadt durch ihre Maschinenfabriken Weltruhm, große Bedeutung und Reichtum (Puhle 2005:229).

## **6.2 Einwohner Magdeburgs**

Die Einwohnerzahlen Magdeburgs sind ein Spiegel deutscher Geschichte. War Magdeburg im Mittelalter eine der größten deutschen Städte, so rafften die Pest im 15. und 16. Jh., der Dreißigjährige Krieg und die Choleraepidemie von 1831 viele Menschen dahin. Mit der Industrialisierung im 19. Jh. wuchs die Stadt drastisch. 1849 lebten 58.000 Menschen in der Stadt, 1880 bereits 100.000 und 1890 durch Eingemeindungen noch einmal doppelt so viele. 1930 überschritt die Stadt die 300.000 Grenze und 1940 erreichte die Stadt mit 346.000 Einwohnern den Höchststand ihrer Geschichte.

Der Zweite Weltkrieg forderten von der Stadt mit seinen 38 Bombenangriffen mehr als 5.000 Tote und 15.000 Verletzte. Die Altstadt Magdeburgs wurde am 16. April 1945 völlig zerstört. Nach dem Krieg wuchs die Stadt durch die Flüchtlingsströme aus den deutschen Ostgebieten wieder auf 225.000 Einwohner an und verzeichnete bis 1988 einen Zuwachs auf fast 300.000.

Ein tiefer Einschnitt in der Einwohnerzahl stellt die Wende dar. Seit 1990 verzeichnet die Stadt einen deutlichen Bevölkerungsrückgang von rund 279.000 auf 230.000 in 2008 (Statistisches Landesamt Sachsen-Anhalt), der durch Abwanderung, Geburtenrückgang und Umzug ins Umland verursacht wurde. Damit ist Magdeburg 2008 an 33. Stelle der größten deutschen Städte. Die Bevölkerungsprognose der Bertelsmann-Stiftung für Magdeburg prophezeit der Stadt einen Rückgang

um 11,2 Prozent, also ein Schrumpfen der Stadtbevölkerung auf ca. 200.000 im Jahre 2020 (Bertelsmann).

### **6.3 Bevölkerungsstruktur**

Mit einer Ausländerrate von 3,4% (Statistisches Landesamt Sachsen-Anhalt) liegt Magdeburg weit unter dem Durchschnitt deutscher Großstädte.

Magdeburg ist trotz seiner zahlreichen Schulen, seiner Universität und Hochschule eine alternde Stadt, wie auch andere bundesdeutsche Städte. Der kontinuierliche Rückgang der Kinder und Jugendlichen in den Statistiken ist auffällig. Machten Kinder und Jugendliche 1971 noch 29,1% der Bevölkerung aus, so sind es 2009 nur noch 14,8% der Bevölkerung. 2008 hatten die 40 Stadtteile insgesamt 229.233 Einwohner. 1990 waren es 278.807 Personen<sup>1</sup>. Davon sind insgesamt 27.061 Kinder und Jugendliche bis 17 Jahren. 1990 waren es 59.613 Kinder und Jugendliche. Dementsprechend stieg der Altersdurchschnitt von 37,55 Jahre im Jahre 1971 auf 45,45 Jahre im Jahre 2008. Die Zahl der Kinder bis 6 Jahre halbierte sich seit 1991. Die Schulkinder bis 17 Jahre schrumpfte sogar von 36.000 auf 15.000. Die Elterngeneration von 18-44 Jahre verzeichnete einen Rückgang um ca. 20%. (Magdeburger Statistische Blätter Heft 69). Wie in der gesamten Republik spielt der Geburtenrückgang dabei offensichtlich eine große Rolle. Hinzu kommen Abwanderungen aus wirtschaftlichen Gründen nach der Wende und die Stadtflucht junger Familien, die sich ein Häuschen im grünen Umland leisten können. All diesen Ursachen steht der steigende Bevölkerungsanteil der Senioren gegenüber. 1990 lebten in Magdeburg 36.539 Senioren über 65 Jahre. 2008 waren es 53.931 Senioren (ebd). Laut Prognose des Statistischen Landesamtes Sachsen-Anhalts wird Magdeburg bis 2025 auf 208.272 Menschen schrumpfen und sich infolge des Geburtenrückgangs der Altersdurchschnitts weiter erhöhen. Danach wird sich der Anteil der unter 20 Jährigen von 15,4% auf 16,8% erhöhen, der 20 bis 65 Jährigen von 62,8 % auf 57,0 % sinken und der 65 Jährigen und älteren von 21,7% auf 26,2 % erhöhen. Die negativen Folgen dieser Prognose werden Wohnungsleerstände, sinkende Infrastrukturnachfrage und fehlende Fachkräfte sein.

Die öffentliche Hand ist damit in der Vergangenheit an ihre Grenzen geraten. Seit den 90er Jahren verringern die abnehmende Bevölkerungszahlen ständig die kommunalen Einnahmen und damit die finanzielle Kraft der Stadt. Diese Einschränkung des finanziellen Spielraums der Stadt trifft viele Bereiche wie Schule, Kindergärten, ÖPN-Verkehr, Gesundheit, Wohnen, Soziales, Seniorenprogramme, usw. Magdeburg tut viel, um besonders für junge Menschen und junge Familien attraktiv zu bleiben und sie z.B. nach dem Studium dauerhaft in Magdeburg zu halten. Von besonderer Bedeutung ist da natürlich die Schaffung attraktiver Arbeitsplätze durch die Ansiedlung neuer Unternehmen. Keine leichte Aufgabe!

## **7. Analyse der sozialen Situation des Stadtteils Magdeburg-Sudenburg**

### **(Empirisch-praktischer Teil)**

Sudenburg ist der Stadtteil Magdeburgs, in den Gott uns sandte. Zu Beginn eines missionalen Projektes im Stadtteil ist es nötig, ein realistisches Bild des Ist-Zustandes der sozialen Situation im zukünftigen Wirkungsgebiet zu gewinnen, so detailliert wie es der Zeitrahmen dieser Arbeit erlaubt. Der Ist-Zustand ist die Ausgangsbasis für eine effektive auf Dialog gestützte Planung einer missionalen Arbeit *mit* den Menschen und *für* die Menschen im Kontext. Im Mittelpunkt der Kontextanalyse zur Erforschung der missiologischen Situation Sudenburgs soll neben eigenen Beobachtungen und der Auswertung von Statistiken ein Leitfadeninterview stehen. Begonnen wird mit allgemeinen Informationen zum Stadtteil, danach werden die Sozialen Akteure in Sudenburg vorgestellt, bevor ich mich dem Herzstück des empirischen Teils zuwende, dem Leitfadeninterview.

### **7.1. Allgemeine Informationen zum Stadtteil**

Die folgenden Informationen entnahm ich vor allem zehn Experteninterviews, die ich in Sudenburg im März 2011 durchführte. Sie werden an geeigneter Stelle mit statistischen Daten untermauert. Um die Anonymität zu wahren, verwende ich in den Zitationen bei Personennamen lediglich die Kürzel der Interviews. Im Anhang sind die Transkripte der Interviews zur wissenschaftlichen Nachprüfbarkeit beigelegt.

Sudenburg ist ein Stadtteil mit großer Tradition (FG:50), der sich aber im Laufe der Geschichte sehr wandelte. 1876 fusionierte Sudenburg als eigenständige Stadt mit Magdeburg. Bis heute sehen sich Sudenburger als besonders. Nach der katastrophalen Zerstörung der Innenstadt 1945 spielte Sudenburg, dessen Infrastruktur weniger unter dem Krieg gelitten hatte, wieder eine größere Rolle. Zu DDR Zeiten war die Halberstädter Straße die heimliche Einkaufsmeile ganz Magdeburgs. Im ursprünglich „reinen Arbeiterstadtteil“ (FP:14) findet man nun eine gesunde Durchmischung der Bevölkerungsstruktur mit unterschiedlichen Milieus (HO:15). Die Bewohner der Friedenshöhe werden dabei als Ausnahme betont (HF:27). Darunter gibt es eine Vielzahl von Kulturen. Der Ausländeranteil übersteigt mit 4,4 % (Stadtteilkatalog 2009:207) den Stadtdurchschnitt.

Sudenburg wird, verglichen mit anderen Stadtteilen als relativ jung empfunden (HO:13). Tatsächlich sind 16,2 % der Bewohner jünger als 20 Jahre und 20,6 % sind zwischen 20 und 30 Jahren alt (Stadtteilkatalog 2009:207). Die Quote der 20 bis 30 Jährigen ist allerdings, wie auch bei anderen Universitätsstädten, durch die Studenten geschönt. Der Altersdurchschnitt liegt bei 43,2 Jahren (ebd), fast ein Viertel der Menschen ist 60 Jahre und älter (ebd).

Immer wieder betonen die Interviewpartner den starken positiven Wandel, den Sudenburg seit der Wende vollzog. Sudenburg wird seither als schöner, bunter (FP:58), sauberer (FP:29), offener (FP:82), kinderfreundlicher (FP:82), mit verbesserter Wohn- und Lebensqualität empfunden. Es scheint, dass Sudenburg vor allem in den letzten zwanzig Jahren zu einem attraktiven, lebhaften Stadtteil mit guter Infrastruktur, sehr guten Einkaufsmöglichkeiten, kleinen Cafés und Kneipen und optimaler Verkehrsanbindung an die Innenstadt mutierte, der Angebote für jede Altersgruppe bietet. *Die Magdeburger Volksstimme* kürte Sudenburg 2003 zum besten Magdeburger Wohnquartier (HO:4). Es ist ein Stadtteil zum Wohlfühlen (HH:49). Alle Befragten wohnen bzw. arbeiten gerne in Sudenburg. Die schon lange hier wohnen, sind sehr zufrieden mit dem bisher Erreichten.

Das Beste an Sudenburg sind die vielen engagierten Menschen (FP:73), die Sudenburg mit vielen kreativen Initiativen zu einem Ort mit unglaublich vielen Möglichkeiten machen (HZ:14). Diese Initiativen wie der alljährliche Weihnachtsmarkt, das Osterfeuer, das Straßenfest im Sommer mit dem „Sudenburglauf“ und „Sudenburger Open-Air“ oder das Spielplatzfest, die alle von engagierten Bürgern der Gemeinwesenarbeit (GWA) und der Interessengemeinschaft (IG) ins Leben gerufen wurden, sind sehr beliebt. Die Zusammenarbeit der Akteure (HV:12), das entstandene soziale Netz (FK:68), in dem man sich trotz städtischen Charakters noch persönlich kennt, wird (FG:60) von vielen Initiatoren geschätzt. Aber trotz der vielen Einzelakteure herrscht in Sudenburg keine kollektive Kiez-Einstellung (HZ:20). Auch nicht, obwohl die meisten von ihnen als eher bodenständig und eng beschrieben werden. Wahrscheinlich liegt das daran, dass diese motivierten Akteure es schwer haben in einem Stadtteil, dessen Bürger eigentlich als abwartendes (FP:36), „stures Völkchen“ gilt mit skeptischer Grundhaltung (HF:39), die sehr schnell meckern (FP:42), weil es ihnen schwerfällt, das Positive anzuerkennen (HH:171). Oder es liegt an der negativen Entwicklung der sozialen und wirtschaftlichen Situation Sudenburgs, die mehrere beobachten. Zudem beunruhigen die sozialen Akteure schlecht sanierte Wohnungen, Arbeitslosigkeit, unzureichender Internetzugang, die wachsende Klientel bei der „Tafel“, das Auseinanderdriften von arm und reich, Geschäftsaufgaben und die Zunahme der Kriminalität.

## **7.2 Soziale Akteure in Sudenburg**

Der Wegfall der staatlichen Fürsorge und Institutionen durch die Wende erforderte eine gewaltige Restrukturierung des Sozialwesens in den neuen Bundesländern. Unterstützt von der EU, begann in Magdeburg im Herbst 1998 die Gemeinwesenarbeit (GWA), die als „Magdeburger Modell“ bundesweit Interesse weckte. Sie möchte als stadtteilbezogene Sozial- und Kulturarbeit durch Eigenengagement der Bürger die Lebensqualität in den Stadtteilen verbessern und so eine neue lokale Politik zur zukunftsfähigen Entwicklung Magdeburgs anstoßen (magdeburg.de). Folgende Sozialarbeit gibt

es schon in Sudenburg:

- Sozialarbeit an der Goetheschule (Sekundarschule) mit ca. 250 Schüler der Klassen 5-10 wird vom **Internationaler Bund (IB)** gestaltet, einem freien Träger, der einen Schulsozialarbeiter und eine Pädagogin dort beschäftigt.
- Die **Volkssolidarität** betreibt mit dem Altenservicezentrum (ASZ) den einzigen Offenen Treff für Senioren in Sudenburg.

„Die sozialpolitische Interessenvertretung der Volkssolidarität ist darauf gerichtet, das Soziale in der Gesellschaft zu bewahren und Solidarität als einen Grundwert in gesellschaftlichen Beziehungen und im Zusammenleben der Menschen zu fördern. Im Interesse ihrer Mitglieder, ... setzt sich der Verband für den Erhalt und den Ausbau leistungsfähiger sozialer Sicherungssysteme ein. Dabei stehen die Themen Alterssicherung/Renten, Gesundheit und Pflege im Vordergrund“ (Volkssolidarität.de)

Mit der Straßensammlung im Herbst 2010 unterstützte die Volkssolidarität Kinder aus Sudenburger Familien mit geringem Einkommen. Sie helfen beim Schulstart und organisieren kulturelle Erlebnisse in der Schule oder Kindergartenspielgeräte.

- **Interessengemeinschaft Sudenburg** ist eine Initiative von Einzelhändlern und Bürgern der Halberstädter Straße zum Attraktivitätserhalt ihres Einzugsgebietes.
- **Der Magnet und der Münzer** sind städtische Kinder- und Jugendfreizeiteinrichtungen.
- **Die Feuerwache** ist ein städtisches Kulturzentrum für Kleinkunst. Es arbeitet stadtweit.
- **Die GWA** ist das Forum aller sozialen Akteure im Stadtteil.
- **Die evangelische Kirche** ist Träger mehrerer Institutionen und Einrichtungen in Sudenburg.

### **7.3 Leitfadeninterview zur Erfassung der sozialen Situation Sudenburgs**

Erst in den letzten Jahren entdeckten deutsche Freikirchen als Gesandte Gottes auch wieder ihre soziale Verantwortung für ihren Standort. Andere Akteure der Sozialen Arbeit sind dagegen schon längst im Gemeinwesen. Die beiden großen Kirchen z.B. sind durch ihre diakonischen Einrichtungen, nach der Wende wieder vermehrt fester Bestandteil der Sozialdienstleister in den neuen Bundesländern, wenn auch in einem weitaus geringeren Maße als im Westen Deutschlands. Diesen Weg beschreitet die Diakonie der EKD schon seit Jahren. Grabner (2008:148f) schlägt zur Erforschung eines Kontextes die Frage vor, welche diakonischen Einrichtungen es am Ort bereits gibt und wie Gemeinden dort ihre Kompetenzen einbringen können.

#### **7.3.1 Missiologische Begründung für den Einsatz eines Interviews**

Missionale Gemeinde möchte wenn möglich, mit den ortsansässigen Akteuren zusammenarbeiten.

Ziel des Interviews ist es deshalb:

- den sozialen Akteuren als den Experten im Stadtteil zuzuhören, von ihnen zu lernen und in den Dialog über die sozialen Herausforderungen Sudenburgs zu treten,
- „einen Teil des Kontextes in seiner Komplexität besser zu verstehen und einzelne Aspekte messbar zu machen“ (Faix 2007:34),
- ein breiteres Meinungsspektrum über die Herausforderungen in Sudenburg zu erhalten,
- durch Interviews einiger Schlüsselpersonen, die in Sudenburg arbeiten und/oder leben, eine Innensicht der sozialen Situation des Stadtteils zu bekommen und soziale Missstände zu entdecken,
- sich den gefühlten und wirklichen Bedürfnissen unseres Stadtteils zu nähern,
- Ansatzpunkte einer missionalen Gemeindegearbeit im Stadtteil zu erkunden.

Diese Zielrichtung bedarf einer missiologischen Begründung. Ist es richtig, die Bedürfnisse des Umfelds zum Ausgangspunkt missionalen Handelns zu machen? Soll sich evangelistische Arbeit an Bedürfnissen orientieren? Oder sollte sie mehr auftragsorientiert vorgehen, prioritär dem Verkündigungsauftrag verpflichtet sein, indem das Evangelium als reine Wortverkündigung weitergegeben wird? Die Frage, die hier aufgeworfen wird, ist die Rolle des Kontextes in der Mission. Diese Fragestellung wurde unter Punkt 3 dieser Arbeit bereits ausführlich behandelt.

Ausgehend von einem missional-inkarnatorischen Gemeindeverständnis, das Gemeinde als Instrument der Mission Gottes in der Welt versteht, möchte das Interview ein breites Meinungsspektrum aus unserem Umfeld liefern, um zu erkennen, welche Problemfelder es im Kontext gibt. Zielsetzung des Interviews ist es deshalb zum einen, die gefühlten Bedürfnisse der Sudenburger zu erkennen. Diese Bedürfnisse dienen uns dann nach dem Vorbild Jesu als Anknüpfungspunkte unserer Arbeit. Dabei ist das daraus resultierende soziale Engagement aber nicht bedürfnisorientiert sondern, wie Jesu Dienst, auftragsorientiert.

In den letzten Jahren wird oft die Anwendung von Marketing-Strategien als Mittel des Gemeindegewachstum angepriesen. Marketing erforscht die Bedürfnisse einer Klientel, fragt sich, welches der Bedürfnisse ihr Unternehmen anvisieren kann, und erarbeitet schließlich eine Verkaufsstrategie, wie möglichst viele ihre Bedürfnisse mit dem angebotenen Produkt erfüllen. Marketing arbeitet bedürfnisorientiert. Können wir so auch in der Evangelisation arbeiten? Auf den ersten Blick scheint dies die Art und Weise zu sein, wie der fleischgewordene Jesus den Menschen diente (Gibbs 2000:42). Er kannte ihre Bedürfnisse und Nöte. Er brauchte sie nicht zu erforschen. Und Jesus setzte bei den Bedürfnissen der Menschen ein, zu denen er gesandt war. Allerdings bestimmte nicht die Not der Menschen sein Handeln, sondern Jesus tat den Willen dessen, der ihn gesandt hat (Joh 6:38). Er handelte auftragsorientiert. Ihm ging es nicht nur um die alltäglichen Bedürfnisse der Menschen (Joh 6:26f). Jesus sah hinter die gefühlten, offensichtlichen Nöte seines

Umfeldes. Als Heiland kannte er die eigentliche Krankheit der Menschen, die Sünde, und packte das Übel an der Wurzel, statt nur die Symptome zu kurieren. Die gefühlten Bedürfnisse sind ja oft nur Symptome von gesellschaftlichen Missständen, die durch sündige Strukturen ausgelöst werden. Jesus kam, um das Böse in der Welt in jeder Gestalt zu zerstören. Das war seine Mission.

Als Leib Jesu sind wir berufen, seine Mission fortzuführen. Wir sollten die Nöten der Menschen kennen, zu denen Gott uns sandte, um gezielt dort anzuknüpfen. Dazu müssen wir unseren Kontextes genau erforschen, die Bedürfnisse der Menschen ihre Sprache, auch ihrer Sprache des Herzens erlernen, ihr Denken entdecken, damit wir für sie verständlich und glaubhaft die Botschaft der Liebe Gottes kommunizieren können (Gibbs 2000:37). Wie ihr Herr hat auch Gemeinde den Auftrag, die sündigen Strukturen in ihrem Kontext zu entdecken und sie auf inkarnatorische Weise zu transformieren.

- Die Not der Menschen darf nicht unser Handeln bestimmen, sondern unser Auftrag.
- Auch wir bleiben nicht bei der offensichtlichen, gefühlten Not der Menschen stehen, denn diese ist nicht das Hauptproblem. Sondern wie Jesus bieten wir für das zugrundeliegende Übel, die Sünde, Heilung an, indem wir das Evangelium verkündigen. Es ist deshalb wichtig, über die gefühlten Bedürfnisse der Bevölkerung hinaus die geistliche Dimension der Sünde und der Vergebung miteinzubeziehen. Erst darin unterscheidet sich missionaler Gemeindebau von sozialer Arbeit. Wir sind keine Sozialarbeiter sondern wollen das Reich Gottes in unserem Stadtteil bauen (Rusaw 2004:25).

Sich den konkreten Bedürfnisse der Menschen unseres Stadtteils zu nähern und soziale Missstände im gemeindlichen Umfeld aufzudecken, ist Ziel und Zweck des Leitfadeninterviews.

### **7.3.2 Zur Methode des Leitfadeninterviews**

In dieser Arbeit soll das Leitfadeninterview, genauer ein Experteninterview, als ein Instrumentarium zur Kontextanalyse eingesetzt werden. Ein Leitfadeninterview ist ein qualitatives Interview, das in der Erforschung eines ethnographischen Feldes zur Ermittlung von Expertenwissen eingesetzt wird. Leitfadeninterviews erfragen die subjektive Perspektive eines Beobachters (Hopf 2006:350) oder Mitglieds eines sozialen Feldes.

Ich entschied mich für diese Befragungstechnik der qualitativ-empirischen Sozialforschung aus zwei Gründen: Zum einen ermöglicht es mir, von den Schlüsselpersonen Sudenburgs wertvolle Einblicke in das Leben der Menschen im Stadtteil zu erhalten. Sie sind größtenteils selbst Sudenburger, also Insider, und sind als Führungspersönlichkeiten im Stadtteil die Experten, die die Bedürfnisse, Herausforderungen und Träume der Leute kennen. Der Leitfaden eines Experteninterviews gewährt innerhalb eines Interviews das Bündeln der Aussagen zu thematischen Einheiten und



das Vergleichen dieser Aussagen in unterschiedlichen Interviews (Meuser & Nagel 2010:466). Zum anderen dient ein solches Interview als weiterer Schritt im Dialog zwischen der Gemeinde und den sozialen Akteuren im Kontext. Dialog ist eine Voraussetzung für eine gewinnbringende Zusammenarbeit. Missionale Gemeinde, der es um die Mitgestaltung und Transformation ihres Kontextes geht, kann dieses Ziel nur ansteuern, wenn sie diese Schlüsselpersonen mit im Boot hat. Diese engagieren sich bereits für das Gemeinwohl Sudenburgs und sind deshalb die potenziellen Mitarbeiter, die „Change-Agents“ (Reimer 2009) im missionalen Gemeindebau. Es ist wichtig, ihnen zuzuhören, ihre Meinung zu hören und ihre Arbeit wertzuschätzen. Dies schafft Vertrauen.

Ein Leitfadenterview ist eine mündliche Einzelbefragung mit vorbereiteten Fragen, die zur Stegreiferzählung auffordern (Hopf 2006:355). Es werden dem Befragte keine Antworten vorgegeben, wie bei einem standardisierten Interview, sondern er kann seine Erfahrungen mit eigenen Worten weitergeben. Das Leitfadenterview hat eher den Charakter eines natürlichen Gesprächs als den einer Befragung. Allerdings bietet der Leitfaden als Fragegerüst die Möglichkeit, Daten aus mehreren Interviews miteinander zu vergleichen (Seel 2004). Das Leitfadenterview stellt offene Fragen (ebd:353), die dem Befragten die Möglichkeit bieten, zu einem eingegrenzten Thema frei mit ihren eigenen Worten und aus eigener Sicht zu berichten, zu erklären und Gegebenheiten zu interpretieren. Der narrative Charakter des Interviews (Hopf 2006:351) darf den Interviewer aber nicht zur Wertung des Gesagten und langen Gesprächsbeiträgen verleiten. Er soll lediglich durch aktives Zuhören zum Erzählen auffordern (ebd:356). Der Rote Faden, den der Interviewer stets verfolgt, um nützliche Daten zu erhalten, darf keinesfalls den natürlichen Gesprächscharakter beeinträchtigen. Die Fragen sollten dem Befragten Raum geben zu komplexen Äußerungen, Dinge auszusprechen, die er vielleicht nicht zu Ende gedacht hat oder die eventuell im Widerspruch zu seinen früheren Äußerungen stehen. Nur in einem offenen Gespräch kommen Aspekte, die zur Beleuchtung der Situation beitragen, die der Forscher vorher aber nicht im Blick hatte, eher zur Sprache als in standardisierten Interviews (Schmidt 2007:354). Gerade diese neuen Aspekte, die von den Experten selbst zur Sprache kommen, sind für den Forscher von großem Interesse. Offen und entspannt ist die Atmosphäre für den Befragten auch deshalb, weil die Fragen des Leitfadens nicht rigide verfolgt werden müssen. Auch die Reihenfolge der Fragen ist nicht zwingend einzuhalten (uni-hildesheim.de). Der Zeitaufwand sollte sich im Interesse der Befragten auf ca. 25 Minuten beschränken. In jedem Fall sollte ein respektvolles Gesprächsklima herrschen, denn das Interview ist nur ein Etappenziel des Dialogs, in dem missionale Gemeinde mit ihrem Umfeld stehen sollte. Aus dem Gesagten bewerte ich das Leitfadenterview als geeignetes Mittel, um weitere Informationen über die gesellschaftliche Situation in Sudenburg in Erfahrung zu bringen.

### **7.3.3 Die Interviewpartner**

Das Interview soll mit Schlüsselpersonen unseres Stadtteils durchgeführt werden. Diese sollten Personen sein,

- die viel mit Bürgern unterschiedlicher Milieus zu tun haben,
- die durch ihre gesellschaftliche Stellung eine Innenperspektive unseres Stadtteils haben und trotzdem einen Überblick,
- die möglichst selbst Sudenburger sind oder zumindest ortsansässig, denn mit dem Wohnort identifiziert und engagiert man sich man meisten,
- die um die Herausforderungen und Nöte der Sudenburger Bevölkerung wissen und zu deren Arbeit es gehört, Probleme in Sudenburg zu lösen oder Nöte zu lindern,
- die ein leidenschaftliches Interesse haben, die Situation in unserem Stadtteil mitzugestalten.

Die unter diesen Kriterien ausgewählte Personen sind:

- Herr F., Rechtsanwalt in Sudenburg (S), und engagierter Vorsitzender der Interessengemeinschaft (IG) Sudenburg. Er wird in der Auswertung mit dem Kürzel HF zitiert.
- Ehepaar L., ca. 70 Jahre, gebürtige Sudenburger, leben und arbeiten jahrzehntelang als Lehrer in S, engagierten er sich in der GWA- Arbeit, in der IG Sudenburg und parteipolitisch in der Stadt, Mitbegründer der SPD in Magdeburg, Herr L. ist ehemaliger Stadtrat
- Frau P., lebt und arbeitet seit Jahrzehnten in S. Sie ist Leiterin einer KITA und ist seit Jahren engagierte Vorsitzende der GWA Sudenburg-Lemsdorf. Sie war Sudenburgerin des Jahres 2009. Sie wird in der Auswertung mit dem Kürzel FP zitiert.
- Herr K., in der Auswertung mit HK zitiert, ist Sozialarbeiter im Kinder- und Jugendzentrum „Magnet“, Sudenburg. Er arbeitet dort seit fünf Jahren und bietet sinnvolle Freizeitbeschäftigung und im Sommer ein einwöchiges Zeltlager an. Momentan erreicht die Einrichtung 30-50 Kindern aus zumeist sozial schwachen Familien im Alter von 6-13 Jahren.
- Herr V., in der Auswertung mit HV zitiert, ist Sozialarbeiter der Goetheschule in Sudenburg mit ca. 250 Schülern. Herr V. bietet Einzelfallhilfe an auffälligen und hilfeschuchenden Schülern an, Familienarbeit und begleitet Schülerprojekte.
- Frau K., in der Auswertung mit FK zitiert, ist Sozialarbeiterin, Leiterin des Altenservicezentrum der Volkssolidarität, Sudenburg und arbeitet seit 2008 im Stadtteil. Ihre Organisation hat Seniorenangebote und Angebote für Langzeitarbeitslose 50 plus und beteiligt sich an der GWA-Arbeit.
- Frau G., in der Auswertung mit FG zitiert, kennt den Stadtteil aus ihrer Kindheit. Seit 1998 ist sie aktiv im Stadtteil. Sie leitet ein Kulturzentrum in Sudenburg mit Publikum aus ganz

Magdeburg. Sie ist Lokalhistorikerin, Initiatorin des Erzählcafés (seit 1995), einer monatlichen Veranstaltung zur Geschichte S. Sie macht Stadtführungen in Sudenburg, ist Autorin mehrerer Bücher zur Geschichte S und engagiert sich in der GWA und der IG.

- Frau E., Pfarrerin der evangelischen Kirche in Sudenburg. Die Gemeinde betreibt einen Kindergarten in S und beteiligt sich in der Sozialarbeit im Stadtteil. Frau E erteilt Religionsunterricht in S. Ihr Interview wurde aus Zeitgründen nicht ausgewertet.
- Herr H., in der Auswertung mit HH zitiert, ist CDU-Politiker der ersten Stunde, ehemaliger Landtagsabgeordneter seit Jahren im Stadtrat für den Wahlkreis S, überzeugter Katholik.
- Herr O., in der Auswertung mit HO zitiert, ist gebürtiger Sudenburger, lebt gern in S. Seit 2004 Stadtrat der „Linke“ für den Wahlbereich S/Lehmsdorf, seit März 2011 ist er Landtagsabgeordneter. Er ist Spielplatzpate für Schneidersgarten, seit Jahren im Vorstand der GWA Sudenburg/Lehmsdorf.
- Herr Z., in der Auswertung als HZ zitiert, ist seit 2002 Akteur im Stadtteil. Er ist Initiator des „Sudenburglaufs“ (seit 2003), S. „Open-Air“, und Mitarbeiter des S. Weihnachtsmarkts.

### **7.3.4 Vorstudie**

Vor der Durchführung einer Datenerhebung schlägt Faix (2007) eine explorative Voruntersuchung vor, in der die Interviewfragen in der Praxis auf Verständlichkeit hin untersucht werden. Ich führte das Interview mit einem Ehepaar des Stadtteils durch und machte folgende Erfahrungen:

- Ich stellte keine Schwierigkeiten bezüglich der Verständlichkeit fest.
- Ein Interview sollte nur mit einer Person zur selben Zeit stattfinden.
- Der Gesprächscharakter des Interviews darf mich als Interviewer nicht zu wertenden, kommentierenden Beiträgen verleiten.
- Ich brauche mehr Geduld beim Zuhören, um mehr Raum für wertvolle Informationen zu geben und diese nicht abzublocken.
- Damit die anschließende Transkription zu bewältigen ist, reduziere ich die Interviews auf ca. 30 min und konzentriere die Auswertung der Daten später auf die Fragen 3-8. Die Informationen aus den ersten beiden Fragen dienen zur Erstellung des Profils der Interviewpartner. Die Antworten zur Frage 9 geben mir wichtige Hinweise zum Gemeindebau im Stadtteil. Deren Auswertung kopple ich aber von der Kontextanalyse ab.

### **7.3.5 Fragebogen zur sozialen Situation in Magdeburg-Sudenburg**

#### **Einführende Bemerkungen zum Fragebogen**

Vor der Durchführung erhält der Interviewpartner (Ip) folgende kurze Einführung zum Interview:

„Ich schreibe z. Zt. an einer Masterarbeit in Theologie an der Universität in Südafrika, der größten Fernuniversität der Welt. Die Aufgabe, die ich mir darin gestellt habe, ist die Entwicklung eines Konzepts einer freikirchlichen Gemeindearbeit in Sudenburg, die sich aus christlicher Motivation mehr als bisher den Menschen des Stadtteil widmet. Diese Interviews sind Teil der Kontextanalyse meiner Masterarbeit, um die Lebenssituation der Menschen unseres Stadtteils zu verstehen. Deshalb führe ich diese Befragung mit Menschen durch, die Sudenburg und seine Herausforderungen kennen und die sich hier schon lange engagieren. Deshalb bin ich auf Sie gekommen. Ich bin Mitarbeiterin der Scala. Als christliche Kirche liegen uns die Menschen in Sudenburg am Herzen. Wir wollen uns - mehr noch als bisher - für sie in unserem Stadtteil engagieren. Mein persönlicher Traum ist es, eine Freikirche für Sudenburger neu zu „erfinden“, wo Menschen unseres Stadtteils christlichen Glauben in ihrem Alltag ganz natürlich erfahren können und neuen Mut und Hoffnung für ihr Leben schöpfen. Danke, dass Sie für mich Zeit gefunden haben.“

Ich weise darauf hin, dass die Angaben anonym behandelt werden, und frage nach der Zustimmung für einen Tonbandmitschnitt. Falls er/sie das ablehnt, schreibe ich handschriftlich mit.

#### **Die Fragen**

Die Fragen wurden nach verschiedenen Kriterien gestellt. Sie sollen offengehalten, für den Interviewpartner verständlich und für das Forschungsprojekt zielgerichtet sein. Um den Erzählfluss aufrechtzuerhalten, werde ich Fragen einstreuen (Helfferich 2005) wie z.B.: „Wie ging es weiter?“, „Was fällt Ihnen sonst noch ein?“, „Und sonst?“, „Und weiter?“.

#### **Frage 1: Sie sind ortsansässig. Wie lange leben bzw. arbeiten Sie in Sudenburg? Weitere Angaben zur Person (freiwillig)**

Begründung: Die ersten Fragen werden als „Warm-Up“ verstanden. Sie sollen eine gute Gesprächsatmosphäre entstehen lassen, dem Interviewpartner (Ip) Interesse an seiner Person und Wertschätzung vermitteln. Sie sind offen gehalten und wahren damit seine Privatsphäre. Der Ip muss nicht mehr von sich preisgeben, als er möchte, kann sich aber auch präsentieren, wenn er möchte.

#### **Frage 2: Was sind Sie von Beruf bzw. welche Position verleiht Ihnen Einblick in die Situation in Sudenburg? Beschreiben Sie bitte Ihr Engagement in unserem Stadtteil.**

Begründung: Diese Frage gibt Anhaltspunkte für die Brauchbarkeit der Daten, die mir der Ip im

Laufe des Gesprächs vermittelt. Seine Position im öffentlichen Leben, die dazugehörenden Fähigkeiten und seine persönlichen politischen, sozialen oder wirtschaftlichen Interessen in S verleihen ihm mehr Einblick in unsere Stadt als dem Normalverbraucher. Soziale Arbeit in S beginnt nicht erst mit dem gesellschaftsrelevanten Engagement der Gemeinde Jesu vor Ort. Sie hat bereits viele Facetten und viele Akteure. Der Fragebogen kann helfen diese bereits bestehenden Initiativen kennenzulernen und den Bedarf des Stadtteils besser zu erfassen. Die Gemeinde kann so ihre Einsatzmöglichkeiten und Partnerschaft mit bereits bestehenden Projekten ausloten. Die EKD rät zu folgenden Fragen zur Kontextanalyse: (Rinn zitiert in Grabner 2008:148f)

*Welche potenziellen Partner für Aktionen im ›Zwischenraum‹ gibt es vor Ort? Wie können solche Partner für gemeinsame Projekte gewonnen werden? Welche sind möglich? Wie kommt das spezifisch Evangelische dabei zur Sprache? Wie können Schwellen gesenkt werden? Kann das Stadtteil- oder Dorffest als Gemeindefest oder umgekehrt gefeiert werden? »Wie kann die Kirche zum Ort der alltäglichen Begegnungen werden, um die Nachbarschaft zu stärken?«*

**Frage 3: Wie würden Sie Sudenburg beschreiben? Wie würden Sie seine Bürger charakterisieren?**

Begründung: Diese offene Frage soll den Ip zum Gespräch über Sudenburg anregen und sich dem Thema nähern.

**Frage 4: Sudenburg stellt sich auf seiner Internetseite vor mit „Magdeburgs Stadtteil mit Tradition und Herz“. Was macht Sudenburg besonders? Was zeichnet unseren Stadtteil aus? Was mögen Sie an Sudenburg? Wieso leben/ arbeiten Sie gerade hier?**

Begründung: Meinungsfragen sollte man zuerst positiv und erst dann negativ stellen (König 1969). Ich beginne daher mit dem Positiven. Der Werbeslogan „Magdeburgs Stadtteil mit Tradition und Herz“ schafft Verbundenheit zwischen der Interviewerin und dem Ip. Die Interviewerin identifiziert sich mit der Stadt und drückt damit aus: „Ich denke positiv über unseren Stadtteil“

**Frage 5: Was sind die Schwachpunkte, Probleme, Herausforderungen ... der Stadt?**

Begründung: Dies ist *die* zentrale Frage des Interviews. Hier ist es besonders wichtig, die Frage offenzuhalten, um dem Ip Raum zum Gespräch zu geben. Die missiologische Begründung des bedürfnis- und dennoch auftragsorientierten Ansatzes erörterte ich bereits an anderer Stelle.

**Frage 6: Was sind Ihrer Meinung nach die größten Bedürfnisse der Sudenburger Bürger?**

Begründung: Diese Frage pointiert die vorhergehende Frage nochmals. und lässt dem Ip die Möglichkeit seine eigene Meinung zu formulieren. Der Ip hat als Teil des Stadtteils eine Innenperspektive. Gemeinde ist auf die Einschätzung der Menschen vor Ort angewiesen.

**Frage 7: Wie könnte man diesen Bedürfnissen begegnen? Was bräuchte man, um die Probleme zu beheben?**

Begründung: Gemeinde ist lediglich *ein* sozialer Akteur im Stadtteil. Lange bevor sich Gemeinde Jesu in S um Stadtteilarbeit kümmerte, ergriffen Bürger die Initiative für ihren Stadtteil. Wir können und sollen die Welt nicht alleine verändern, sondern andere Kapazitäten mit einbinden. Deshalb sind wir auf Rat und Hilfe der sozialen Akteure im Kontext angewiesen. Die Frage soll dem Ip zudem Wertschätzung seiner Meinung vermitteln. Jeder hat es gern, wenn man seinen Rat erfragt.

**Frage 8: Wenn Sie noch mehr Ressourcen zur Verfügung hätten, was würden Sie in S ändern?**

Begründung: Wieder bin ich am Rat des Befragten interessiert. Ich möchte von seinen Kapazitäten, seinem Einblick in die Stadt profitieren, die mir bei der evangelistischen Arbeit eventuell eine neue Perspektive oder Handlungsraum eröffnet. Zudem möchte die Frage ihn zum Nachdenken anregen, was er selbst einsetzen könnte, um Probleme unseres Stadtteils zu beheben, und ob und wie wir miteinander bei künftigen Aktionen kooperieren könnten. Die Frage ist neutral gestellt und enthält keinen Vorwurf (z.B. an den Bürgermeister: Warum haben sie noch nichts dagegen getan?). Sollte die Frage die Grenzen der Vorstellungskraft der Befragten übersteigen, erzwingen ich keine Antwort durch zu langes Schweigen.

**Frage 9: Welchen Platz erwarten Sie persönlich von den christlichen Kirchen in Sudenburg?**

Begründung: Kirche arbeitet auftragsorientiert und muss nicht die Erwartungen der Bevölkerung bedienen. Nichtsdestotrotz ist es wichtig, die Erwartungen der Menschen des Umfelds zu kennen. Wir möchten nicht an ihnen vorbei, sondern mit ihnen zusammen arbeiten. Fehler der Vergangenheit können so gehört und hoffentlich vermieden werden, konkrete Kooperationen in Projekten können schon angedacht werden.

**7.3.6 Die Durchführung der Interviews**

Die Durchführung fand in der Zeit vom 14.-25. Feb. 2011 statt. Die Interviewpartner wurden Ende Januar per Email angefragt. Auch die Terminabsprachen fanden über Email statt. Der Ort der Interviews variierte vom Arbeitsplatz bis zur Privatwohnung der Befragten. Die Dauer der Interviews variierte zwischen 20 und 80 Minuten. Aufgezeichnet wurden die Interviews mit einem digitalen Aufnahmegerät. Interviewt wurde in allen Fällen durch die Forscherin selbst.

**7.3.7 Datenaufarbeitung der Interviews**

Die durchgeführten Interviews, die als MP-3-Mitschnitt vorlagen, wurden verschriftet. Die trans-

kribierten Interviews befinden sich im Anhang. Das Ziel der Interviews ist es, wie gesagt, eine Innenperspektive der sozialen Situation des Stadtteils zu erhalten. Dieses Ziel bestimmt die Transkriptionsmethode. Die Interviews wurden deshalb größtenteils wörtlich übertragen (Mayring 2002:91). Um die Transkription zu vereinfachen, wurden stellenweise Textpassagen, die für die Datensammlung unerheblich schienen (Meuser & Nagel 2010:466), wie Abschweifungen und Ausschmückungen ausgelassen oder zusammengefasst und in Klammern gesetzt. Ich folge weitgehend den Transkriptionsregeln des Institut Empirica (siehe Anhang). Sprachstile der Interviewpartner oder Elemente wie z.B. Begrüßung sind unerheblich für die Untersuchung und wurden nicht transkribiert. Wie bei der zusammenfassenden Inhaltsangabe nach Mayring (2007:472) ist das Ziel, „das Material so zu reduzieren, dass die wesentlichen Inhalte erhalten bleiben, aber ein überschaubarer Kurztext entsteht“. Um die Anonymität zu wahren, wurde auch auf persönliche Daten verzichtet.

### **7.3.8 Datenanalyse**

Aus der Fülle der unterschiedlichen Auswertungstechniken entschied ich mich für eine Kombination der Methoden von Meuser & Nagel (2010) und von Schmidt (2010). Schmidt arbeitete ihr Analyseverfahren speziell für Leitfadeninterviews aus. Beide Modelle ordnen und fassen die gewonnenen Daten nach Themen oder Einzelaspekten unter inhaltsanalytischen Gesichtspunkten zusammen (Schmidt 2010:473f). Die Methode nach Schmidt erscheint mir deshalb ein geeignetes Instrumentarium zur Datenanalyse, weil sie aus den gegebenen Informationen heraus die Forschungsschwerpunkte generiert. Sie bringt damit die Themen zutage, die in Sudenburg für die Bürger selbst von Bedeutung sind, ganz ohne Vorgaben der Forscherin. Die vorherrschenden Herausforderungen des Stadtteils herauszufinden, ist genau das Ziel des Interviews und der gesamten Kontextanalyse.

Der erste Auswertungsschritt, den ich der Analyseverfahren von Schmidt vorschalten möchte, ist das Paraphrasieren eines Interviews (Meuser & Nagel 2010:466), den ich schon wie oben beschrieben bei der Transkription vollzogen habe. Dieses Paraphrasieren von Textpassagen verdichtet die Daten, erspart Zeit beim Transkribieren, ist aber bereits eine Interpretation.

#### Entwickeln von Auswertungskategorien:

Der erste Schritt wurde für jedes Interview einzeln vollzogen. Jedes Transkript wurde zunächst auf inhaltliche Themen und deren Aspekte hin untersucht. Diese wurden notiert. Nach mehrmaligem Lesen der einzelnen Transkripte fasste ich die Daten dann unter Überschriften zusammen, den sogenannten Auswertungskategorien. Diese Auswertungskategorien entnahm ich nur zum Teil aus

dem Interviewleitfaden, ergänzte sie aber mit den Themen, die die Befragten selbst zur Sprache brachten (Schmidt 2009:474). Dabei wurden auch die Formulierungen der Befragten aufgegriffen und notiert (ebd:475). Der offene Charakter dieser Analysemethode berücksichtigt Aspekte der sozialen Situation Sudenburgs, die ich selbst noch nicht kannte oder denen ich nicht die gleiche Bedeutung zugemessen hätte wie die befragten Experten (Schmidt 2010:474). So wurde von mehreren Personen der Wandel des Stadtteils seit der Wende thematisiert, sowohl das Positive wie auch das Negative. Eine andere Kategorie, die aus den Transkripten selbst kam, war die Affektion für den Stadtteil, da Affektion für das Engagement im Stadtteil unerlässlich ist. Auffallend war dabei, dass je länger jemand in Sudenburg arbeitete und je engagierter er war, desto positiver äußerte er sich über den Ort. Dass „trennscharf formuliert“ Auswertungskategorien (Schmidt 2010:478) die spätere Interpretation erleichtern, sah ich an den Überschneidungen, die sich in den Kategorien „Bedürfnisse der Sudenburger“ und „Herausforderungen in Sudenburg“ ergaben. Trotzdem behielt ich beide Kategorien bei, da die Schnittmenge gering war. Bei der Durchführung der Datenanalyse flossen diese beschriebenen Schritte schon mit dem Erstellen des Auswertungsleitfadens zusammen, da mir die Trennung der beiden Schritte nicht praktikabel erschien.

#### Erstellen eines Auswertungsleitfadens (Schmidt 2010:476)

In diesem Analyseschritt wurde nun die Ebene des einzelnen Interviews verlassen. Aus allen Interviews wurden die genannten Themen zusammengefasst. Diese Kategorien dienten als Suchraster für alle Interviews. Einige Auswertungskategorien wurden im Verlauf der Auswertung geändert, verworfen oder zusammengezogen, weil sie sich als unpassend erwiesen (Schmidt 2005:452). Die zur Interpretation der Interviews ausgewählten Auswertungskategorien sind:

- Beschreibung Sudenburgs,
- Charakter der Bürger,
- Herausforderung Sudenburgs,
- Affektion für Sudenburg,
- „Das mag ich an Sudenburg“,
- Wünsche, Träume und Ideen für Sudenburg,
- Bedürfnisse der Sudenburger,
- Was bräuchte man, um die Probleme Sudenburgs zu beheben?
- Veränderungen Sudenburgs nach der Wende, die ich bedaure.



### Kodieren

Unter Kodieren versteht Schmidt (2005:454 u. 2010:478), anders als die Grounded Theorie nach Glaser und Strauß, eine Zuordnung der Daten zu den erarbeiteten Auswertungskategorien. Auch Meuser & Nagel (2010:466) nennen die thematische Zuordnung der Daten Kodieren. Sie weisen darauf hin, dass eine Aussage eines Interviews auch mehreren Kategorien zugeordnet werden kann. Ich folgte in der Analyse Schmidt (2010:478), die dagegen vorschlägt, eine Aussage nur einer Kategorie zuzuordnen, um dominante Tendenzen zwischen den Interviews feststellen zu können. Bei allen Auswertungsschritten versah ich die Daten mit Quellenhinweisen in Form von Interviewkürzeln und Zeilenangaben (Schmidt 2005:453). Aus allen Interviews wurden nun alle verwertbaren Daten gesucht, die zu einem Thema passten und den Auswertungskategorien zugeordnet. Dabei spielte es keine Rolle mehr, von wem die Daten stammten oder an welcher Stelle sie im Interview geäußert wurden. Da es mir bei den Interviews nicht nur um den Dialog mit den Akteuren im Stadtteil ging, sondern auch darum, ein umfassendes Meinungsbild der sozialen Situation Sudenburgs zu gewinnen, kodierte ich nicht jedes einzelne Interview für sich. Ich verließ die Wahrnehmung des einzelnen und weitete sie auf die Information anderer aus. Damit verlagerte ich meinen Schwerpunkt vom Experten selbst auf die Informationen, die er mir lieferte. Von diesen Informationen erwartete ich mir ein Gesamtbild der sozialen Situation. Ich wollte wissen, welche Themen die meisten Befragten bewegen und was sie dazu sagten. Zur besseren Übersicht erstellte ich zu den Kategorien „Herausforderungen Sudenburgs“ und „Bedürfnisse der Sudenburger“ Mindmaps, die sich im Anhang befinden.

### Quantifizierende Materialübersichten (ebd:454)

Zur besseren Übersichtlichkeit werden nun die Ergebnisse der bisherigen Auswertung tabellarisch dargestellt. Die Häufigkeit der in den verschiedenen Interviews genannten Themen soll dadurch sichtbar werden. Diese Tabellen sind zwar noch nicht das Ergebnis (ebd: 454), sie müssen später in einer qualitativen Auswertung analysiert werden, aber sie lassen gewisse Tendenzen und Zusammenhänge für die endgültige Interpretation erkennen. Der Einsatz quantitativer Arbeitsschritte in einer qualitativen Methode ist umstritten (Schmidt 2010:482), weil sie aber übereinstimmende Tendenzen des Meinungsbildes im Stadtteil veranschaulichen, sind sie für das Herausfinden der Sudenburger Bedürfnisse sehr geeignet. Folgende Tabelle zeigt die genannten Themen, die zu den Auswertungskategorien kodiert wurden. Die Zahl dahinter zeigt die Häufigkeit, mit der diese Themen genannt wurden.

	Kategorie „Herausforderung“	Kategorie „Bedürfnisse“	Kategorie „Das find ich gut an S“
	Sozialer Wandel 23	Bedarf an mehr Akteuren 19	Gute Infrastruktur 16
	Attraktivitätserhalt 14	Begegnungszentrum 7	Flair, Wohnkultur 14
	„Schandflecken“ 12	Internetversorgung 7	Menschliches Miteinander 12
Fehl	Demographischer Wandel 11	Mehr Grün/Park 4	Engagierte Menschen 8
Fehl	Fehlender Internetzugang 10	Arbeitsplätze 3	Soziale Angebote 6
	Verkehr 7		Weihnachtsmarkt 6
	Arbeitslosigkeit 6		Schöne Gebäude 5
	Zu wenig Grün 5		

Anmerkung: Wo es logisch erschien, wurden Themen unterschiedlichen Kategorien zugeordnet.

Interpretation (Schmidt 2010:482)

Nach dieser qualitativen Gesamtschau der Interviews wurden sie anhand der erarbeiteten Auswertungskategorien nochmals gelesen und abschließend interpretiert. Dieser Schritt ermöglichte sowohl ein Gesamtbild der Situation in Sudenburg als auch das Hören einzelner Experten im Stadtteil. Um die Überprüfbarkeit zu gewährleisten, die für eine wissenschaftliche Arbeit unerlässlich ist, wurden alle genannten Arbeitsschritte protokolliert. Die Arbeitsschritte, die hier nicht in Erscheinung treten, sind der Arbeit im Anhang beigefügt. Die Interviewpartner werden mit den oben genannten Kürzeln zitiert.

**7.3.9 Ergebnisse des Leitfadenterviews**

Die größte Herausforderung sehen die Befragten im **sozialen Wandel** Sudenburgs. Insgesamt 23-mal wird auf ihn hingewiesen, wobei 7 Anmerkungen dazu von einer Person kommen, die zwar schon 12 Jahre im Stadtteil arbeitet, aber weniger mit bildungsfernen Menschen zu tun hat. 4 der 9 Interviewpartner schätzen den sozialen Wandel als Problem ein. Das Auseinandertreiben der Milieus und damit die Erweiterung der sozialen Schere „macht vor Sudenburg nicht Halt“ (HO:190) und „darf nicht schönegeredet werden“ (ebd). Mit Sorge betrachten die Akteure diese neue Herausforderung. Das Stigma „Sozialer Brennpunkt“ (HV:8) fällt und wird auch lokalisiert auf die Wolfenbüttler und Helmstedter Straße. Eine Zunahme der sozial Schwachen, dem „Sudenburger Adel“ (HH:31), der vom Staat lebt, wird beobachtet. Die Ursachen werden in der Arbeitslosigkeit, dem gesellschaftlichen Wandel der letzten Jahre und auch durch Selbstverschuldung gesehen. Tatsächlich leben 21,3% der Sudenburger in einer Bedarfsgemeinschaft. Das sind fast 40% mehr als im Stadtdurchschnitt (Stadtteilkatalog 2009:207f). Sichtbar wird dieser Negativtrend an der Zunahme der Klientel der „Tafel“ (FG:87), der Suchtprobleme (HV:9), den zunehmenden Familienproblemen und den unansehnlichen Wohngebieten mit wachsendem Leerstand, Verwahrlosungstendenzen und der zunehmenden Verschmutzung. Sorge machen den Akteuren der Leerstand von Gewerbeflächen auf der „Halber“ und von schlecht oder gar unsaniertem Wohnraum. Immer wieder wird in diesem

Zusammenhang von der Friedeshöhe gesprochen. Man fürchtet um die Attraktivität des Stadtteils, weil billiger Wohnraum Zuzug gerade der Milieus fördern würde, die die sonst als gesund empfundene Milieumischung zum Kippen brächte. Hier hinein fällt auch die Unterversorgung mit DSL, die Mittelschicht fernhält, und der Zuwachs der Billigläden auf der „Halber“, der diese Klientel anzieht. Die Entwicklung der letzten 15 Jahre zum sozialen Brennpunkt macht die Leiterin eines Kulturzentrums ratlos. Ganz offensichtlich gehört sie zu einem anderen Milieu und kann deshalb auch das Desinteresse an Kultur eines Großteils der Sudenburger Bürger nicht nachvollziehen.

Obwohl die **Arbeitslosigkeit** in S nur 9-mal thematisiert wurde, führe ich sie an dieser Stelle aus, weil sie unter die Rubrik „sozialer Wandel“ fällt. Ich behandle sie aber wegen der Betroffenheit der Interviewpartner gesondert. 6 der Äußerungen ordnete ich den „Herausforderungen“ und 3 den „Bedürfnissen“ zu. 3 Personen nannten die Arbeitslosigkeit als das Hauptproblem von S. Eine weitere beginnt die Beschreibung Sudenburgs mit „ein Stadtteil mit einer hohen Arbeitslosigkeit“ (HV:7). Tatsächlich liegt hier die Arbeitslosenquote mit 13,3% um ein Drittel höher als im Stadtdurchschnitt (Stadtteilkatalog 2009:207f). Einig waren sich die Befragten, dass Arbeitslosigkeit kein stadtteilspezifisches Thema ist, aber eines, dem man Beachtung schenken muss. Bemerkbar macht sich die Arbeitslosigkeit im Stadtteil

- an dem Auseinanderdriften zwischen Arm und Reich, die sich in der „Ausdifferenzierung der Milieus in S“ (HO:190) ablesen lässt,
- an der „Vererbung“ der Harz IV-Mentalität an die nächste Generation,
- an der zunehmenden Armut der Kinder,
- an der Zunahme der „Tafel“ Besucher,
- an der Depression von Arbeitslosen.

Eine Problemlösung wird von keinem der Befragten ausgesprochen.

Angesichts der großen Herausforderungen auf dem sozialen Gebiet ist nur folgerichtig, dass trotz des Lobes für die vielen engagierten Sudenburger, der **Bedarf nach mehr Akteuren** am häufigsten genannt wurde. Die Befragten sahen auch angesichts des demographischen Wandels noch vieles, was zu tun wäre. Dazu wünschten sie sich mehr Initiative für das Gemeinwesen von den Bürgern selbst und von Institutionen. Erstaunlicherweise wurde der Mitarbeitermangel dabei stärker betont als der Geldmangel. Folgende konkrete Einsatzmöglichkeiten wurden gesehen:

- Eine aktivierende GWA-Arbeit, die Bürger zur Eigeninitiative ermutigt.
- Angebote für Kinder im Bereich Streetwork, Mittagessen und Hausaufgabenbetreuung (HK:17).

- Offene Jugendarbeit (HV:31), Treffpunkte für Jugendliche (HZ:146), Hilfe bei der Berufsfindung (HK:20).
- Zeitintensive Familienarbeit (HV:29), die erziehungsunterstützend wirkt.
- Beratungsangebote für Menschen in Notlagen (Schulden, Sucht, Pflege).
- Angebote für Senioren aller Art, die ihnen das Leben erleichtern und S seniorengerechter werden lassen, wie z.B. Anbieter von Seniorengemeinschaften.

Gefragt nach ihren Erwartungen an die christlichen Kirchen im Stadtteil, sprachen sich bis auf eine Person, die ihre Einrichtung wertneutral führen möchte (HK:33), alle Interviewten für eine Kooperation mit den Christen aus, obwohl sie bis auf eine Person alle ihre Kirchendistanz zum Ausdruck brachten. Allerdings sollte die Zusammenarbeit seitens der Kirche eine undogmatische Öffnung sein (FK). Zwei Personen wünschten sich eine Zusammenarbeit, die den „kirchlichen Gedanken nicht nach außen trägt“ (HZ:170) und stattdessen die christlichen Werte lediglich „lebt“.

Vier der Akteure nannten als Bedürfnis Sudenburgs ein **Kommunikationszentrum**. 8-mal wurde dies thematisiert. Gebraucht würde ein Anlaufpunkt für alle möglichen Alters- und Interessengruppen (Kinder, Jugendliche, Alleinerziehende, Eltern, Senioren, Arbeitslose). Das Zentrum sollte zwar auch ein Bürgerbüro beheimaten, aber der Beratungs- und Betreuungsbedarf wird höher eingeschätzt. Hier könnte es Sportangebote für Jugendliche, ein warmes Mittagessen und Hausaufgabenbetreuung für Schulkinder, Familienarbeit, Schuldner- und Suchtberatung geben. Ein Servicezentrum „von Sudenburgern für Sudenburger“, wo Menschen des Stadtteils sich treffen, verlinkt werden, Ressourcen geteilt werden, man sich gegenseitig helfen kann und das Leben miteinander teilt. Dieses Zentrum müsste nicht aus dem Boden gestampft werden. Der Traum könnte sich erfüllen, wenn verschiedene Akteure schon bestehende Zentren wie die „Feuerwache“, das ASZ, die „Scala“ oder den „Magnet“ mit unterstützen, ihre Angebote ausbauen und Mitarbeiter und Geld bereitstellen würden. Ein solches Zentrum brächte Menschen zusammen und dadurch entstünde eine größere Sudenburger Identität.

Auffällig sind dabei Worte wie: Treffpunkt, Kommunikation, Vernetzung, Verknüpfung, Beratung, Begegnung, Betreuung ... Hier kommen die sozialen Bedürfnisse Sudenburgs zur Sprache. Es geht nicht um materielle Dinge, nicht mehr um Einkaufen, Industrieansiedlung, Attraktivitätserhalt Sudenburgs. Kurzum, hier geht es nicht mehr ums Geld, sondern um den Menschen an sich. Hier geht es darum, das Zusammenleben in Sudenburg zu fördern und die Kiez-Einstellung, das Wir-Gefühl der Menschen zu stärken.

Die Sorge um den **Attraktivitätserhalt** des Stadtteils insgesamt und der „Halber“ insbesondere hat in den Interviews großes Gewicht. Stolz setzen mich mehrere meiner Gesprächspartner davon in Kenntnis, dass Sudenburg vor Jahren zum beliebtesten Stadtteil

Magdeburgs und sein Weihnachtsmarkt nun zum dritten Mal zum schönsten der Stadt gekürt wurde. In der DDR-Zeit war die „Halber“ „heimliche Einkaufsmeile“ (HG:18) Magdeburgs, nachdem 1945 die Hauptgeschäftsstraße in der Innenstadt komplett zerstört war. Nach der Wende gab es viele Geschäftsaufgaben und damit Leerstand. Die traditionellen Einzelhändler und kleinen Boutiquen wichen großen Ketten und Billigläden in Sudenburg selbst und der Konkurrenz der großen Center im übrigen Stadtgebiet. Dem Ruhm vergangener Zeiten trauern viele Befragte nach. Sie wünschen sich die „Halber“ als attraktive Einkaufsmeile zurück und fürchten weiteren Attraktivitätsverlust durch eine flache Angebotspalette. In den Bereich der Attraktivität fällt auch der Ruf nach dem DSL in Sudenburg, der Händler und willkommene Zuzüge aus dem gehobenen Milieu erhoffen lässt.

Das Thema „**Internetzugang**“ wurde von den Befragten in verschiedenen Facetten 17-mal genannt. 7-mal ordnete ich die Äußerungen den „Bedürfnissen“ zu und 10-mal den „Herausforderungen“. Damit war es eins der Topthemen. Interessanterweise wurde es aber nur von vier Personen genannt, plus der Person der unausgewerteten Vorstudie. Das hat bei genauerem Hinsehen mehrere Gründe:

- Nur drei der Interviewpartner sind als Gewerbetreibende auf das Internet angewiesen.
- Zwei der Befragten arbeiten in einem besserversorgten Gebiet, mehrere von ihnen wohnen in anderen, „besseren“ Stadtteilen.
- Großunternehmen (z.B. Sparkasse) oder Institutionen im Stadtteil haben einen kostspieligen eigenen Zugang zum Internet, den sich ein Privathaushalt nicht erlauben kann.
- Die Befragten kommen aus der Sozialen Arbeit und bewerten andere Herausforderungen stärker.

Die Gründe, weshalb der fehlende Internetzugang als problematisch empfunden wurde, ist vor allem die Attraktivitätsminderung des Stadtteils für den Handel und das Wegbleiben der Studenten. Dies zieht Folgeprobleme mit sich wie etwa die Verstärkung des demographischen Wandels und des Wohnungsleerstandes.

Obwohl S als „ein recht junger Stadtteil“ (FK:24) beschrieben wird, ist der **demographische Wandel** auch in S spürbar. 2009 war fast ein Viertel der Sudenburger über 60 Jahre alt. Der demographische Wandel ist, wie die Arbeitslosigkeit, auch kein stadtteilspezifisches Problem, aber ihm muss Rechnung getragen werden. Ausführlich referierte ein Stadtrat der Opposition über die Frage, wie der Stadtteil so zu gestalten sei, dass er den Bedürfnissen einer älter werdenden Bevölkerung gerecht wird (HO:207-252). Er schlägt eine barrierefreie Endhaltestelle in der Friedeshöhe vor, wo sich das Sozialamt befindet (HO:75), und wünscht sich insgesamt eine seniorengerechtere Stadtplanung mit Weitsicht für die kommende Seniorenwelle. In diesem Zusammenhang nennt er den Rückbau der fünfgeschossigen Wohnblocks auf der Friedeshöhe, mehr Pflegeein-

richtungen vor Ort, um Senioren im Stadtteil zu halten, und ein Nachdenken über neue Wohnformen im Alter (HH:238) wie z.B. Seniorenwohngemeinschaften. Tatsächlich gab es 2009 für 1.457 Personen, die älter als 70 Jahre sind, nur 450 Altenpflegeplätze vor Ort (Stadtteilkatalog 2009 :207ff). Dabei gilt es zu bedenken, dass der Bedarf an Altenpflege in den nächsten Jahren ansteigen wird. Andere Akteure sehen den Bedarf von mehr Treffpunkten oder Freizeitangebote wie z.B. Tanz für Senioren (FK:114). Das Altenservicezentrum der Volksfürsorge ist momentan der einzige Offene Treff für Senioren. Mehrere Befragte schlagen Maßnahmen vor, um durch den Zuzug Jüngerer das Altern Sudenburgs abzufedern:

- neue Bebauungsflächen sollten Familien mit Kindern und Junge anziehen (HF:65),
- mit besserer DSL-Versorgung würden mehr Studenten in Sudenburg wohnen (FG:68),
- mehr Schulen würde mehr Jugendliche bringen (FP:134),
- die Familienfreundlichkeit müsste erhöht werden (FK:25).

Neun Anmerkungen wurden in den Interviews zu den Grünanlagen in Sudenburg gemacht. Tenor dabei war der Wunsch nach **mehr Grün in Sudenburg**. Die dichte Bebauung des gewachsenen Stadtbildes lässt für diesen Wunsch allerdings wenig Raum, das war allen Beteiligten klar. Auf dem Platz, den die Stadt vor Jahren als Parkfläche andachte, entsteht demnächst ein Aldi-Markt, der für einige Befragte völlig überflüssig ist. Mir persönlich wurde in den Gesprächen klar, warum in den GWA-Sitzungen so viel über das Fällen von Bäumen debattiert wird. Interessanterweise erscheint Sudenburg in der Luftaufnahme als sehr grüner Stadtteil, was er wirklich auch ist. Allerdings sind die grünen Lungen Sudenburgs in Privatbesitz. Es sind die unzähligen Gartensparten, die für eine ostdeutsche Stadt so typisch sind. Grün gibt es also, aber es ist nicht für alle zugänglich.

Die Analyse der Statistiken zeigen, dass Magdeburg, ähnlich wie andere deutsche Städte, eine schrumpfende Stadt ist mit einer drastischen Zunahme der Senioren bei gleichzeitigem Geburtenrückgang. Dies führt Magdeburg an den Rand ihrer finanziellen Belastbarkeit in puncto Infrastruktur und Sozialleistungen. Sowohl der demographische als auch der gesellschaftliche Wandel, der sich im Auseinanderdriften von arm und reich zeigt, ist auch in S konkret. S erlebt als ursprünglich reiner Arbeiterstadtteil eine Veränderung der Milieulandkarte. Mehrere beobachteten negative Entwicklungen der sozialen und wirtschaftlichen Situation S. Schlecht sanierte Wohnungen, Arbeitslosigkeit, unzureichender Internetzugang, die wachsende Klientel bei der „Tafel“, das Auseinanderdriften von arm und reich, all das sahen die Befragten mit Besorgnis. Eine skeptische Grundhaltung bestimmt die Atmosphäre im Stadtteil, weil es Sudenburgern schwerfällt, das Positive anzuerkennen und sehr schnell meckern. Geschäftsaufgaben und die Zunahme der Kriminalität beunruhigen die sozialen Akteure. Trotzdem wird die Veränderung des Stadtteils nach

der Wende als sehr positiv bewertet. In den letzten zwanzig Jahren entpuppte sich S wieder zu einem attraktiven Wohngebiet. Das Beste an S sind die vielen engagierten Menschen, die viele Initiativen hervorbringen. S hat wirklich eine vorbildhafte GWA-Arbeit mit vielen engagierten Akteuren.

Die aus der Kontextanalyse gewonnenen Erkenntnisse erfordern nun eine missiologische Interpretation. Dazu dient der Forschungsbericht (Reimer 2007:26) im folgenden Kapitel. Er soll Konzepte für einen konzeptuellen Gemeindebau in Ostdeutschland hervorbringen, „die in die missionarische Aktion münden“ (ebd).

## **Kapitel III**

### **Forschungsbericht**

Dieses Kapitel möchte die gewonnenen Daten der Kontextanalyse, wie im Praxiszyklus dargestellt, unter der Leitung des Heiligen Geistes an biblischen Befunden prüfen und missiologisch interpretieren (Reimer 2007:26). Hier fließen die ekklesiologische Reflexion von Kapitel I mit der Kontextanalyse aus Kapitel II zusammen. Die Gegebenheiten in Ostdeutschland allgemein und in Sudenburg speziell sollen hier geistlich beurteilt werden. Weil der Kontext nicht die einzige Quelle der Theologie sein kann, bedarf eine Kontextbeschreibung der Interpretation durch das Evangelium. Der Heilige Geist weitet den Blick auf die spirituelle Not der Menschen, die sie selbst nicht wahrnehmen. Eine kontextuelle Theologie für Ostdeutschland braucht also ein „clear commitment to biblical authority“ (Hiebert in Frost 2006:89), die dem Kontext übergeordnet ist. Sie soll aufzeigen, welche Elemente der ostdeutschen Kultur im Sinne Gottes sind und welche Elemente der Kultur dem Willen Gottes widerstreben und Erneuerung brauchen. Da wir selbst auch kulturell geprägt sind, kann das nur selbstkritisch unter der Führung des Heiligen Geistes gelingen. Es muss darum gehen, unseren Kontext mit den Augen Gottes zu sehen. Ohne diese missiologische Reflexion würden allein die Bedürfnisse des Kontextes die Agenda der Gemeinde vorgeben. Missionale Gemeinde arbeitet aber nicht bedürfnisorientiert, sondern wie Jesus auftragsorientiert. Sie in erster Linie Gott verpflichtet ist, der sie sandte. Sie verfolgt seine Ziele und wird darum über die gefühlten Bedürfnisse der Bevölkerung hinaus die geistliche Dimension miteinbeziehen. Erst in der theologischen Bewertung des Kontextes unterscheidet sich missionale Arbeit von sozialer Arbeit.

Die These dieser Arbeit ist, dass der ostdeutsche Kontext ein besonderer ist und deshalb einen kontextuellen Gemeindebau braucht. Was aber sind die Besonderheiten der neuen Bundesländer, die man beachten sollte? Entsprechend der Kontextanalyse sind es: Konfessionslosigkeit, Areligiosität und Säkularisierung, die Auswirkungen eines ungebremsen Individualismus, die wirtschaftlichen Herausforderungen als Folge der Globalisierung mit der gefühlten sozialen Ausgrenzung, die Wendeerfahrung, die bei vielen biographische Brüche und Orientierungslosigkeit verursachten. Natürlich sind Individualismus und Globalisierung Themen, die für die gesamte Republik zutreffen, aber wie die Analyse zeigt, treffen sie Ostdeutsche mit einer stärkeren Wucht. Die genannten Komponenten verschmelzen zur ostdeutschen Kultur in 2011.

Eine Kontextanalyse ist fruchtlos, wenn sie nicht in die Praxis einfließt. „Zweck des Forschungsberichtes ist das Hervorbringen von (neuen) missiologischen Theorien und Konzepte, die in die missionarische Aktion mündet“ (ebd). Diese Forderung möchte der vorliegende



Forschungsbericht erfüllen, indem er in Handlungsempfehlungen für missionalen Gemeindebau in den neuen Bundesländern mündet. Dies soll in zwei Teilen geschehen. Im ersten Teil werden die Besonderheiten des ostdeutschen Kontextes mit den Leitlinien missionaler Gemeinde zusammengeführt und als Ergebnis daraus allgemeine Handlungsempfehlungen für einen kontextuellen Gemeindebau im Osten formuliert. Im zweiten Teil werden die Handlungsempfehlungen konkret für Sudenburg angewandt.

## **8. Allgemeine Handlungsempfehlungen für einen kontextuellen Gemeindebau im Osten Deutschlands 20 Jahre nach der Wende**

Das Anliegen der *missio Dei* ist, Menschen wieder mit Gott in Verbindung zu bringen. Deshalb sandte Gott seinen Sohn. Durch sein Opfer können Menschen wieder in Beziehung zu Gott leben. Seither sandte Gott seine Kirche als Botschafter, um die Welt wieder mit ihm in Verbindung zu bringen. Wie kann dies in Ostdeutschland geschehen? Wie sieht Mission bei Areligiösen aus, „die das Gespräch über Gott, Glaube und Religion gar nicht suchen, die gar nicht wissen, worüber man da reden kann, oder die tendenziell nicht mit der Kirche reden wollen“ (Grabner 2008:145). Wie kann man postmoderne, individualistisch geprägte Areligiöse ostdeutscher Herkunft, die teils unter den Nachwehen der Wende leiden, zu Jünger Jesu machen?

### **Gemeindebau im Osten braucht Gebet um Erweckung**

Gott allein kann Menschen zu sich ziehen. Er ist der Handelnde in der *missio Dei*. Sein Geist erweckt zum Leben. Gott erwählt Menschen und beruft sie in sein Volk. Die folgenden Ausführungen basieren auf dieser Grundüberzeugung. Sie reflektieren lediglich den Beitrag der Gemeinde Jesu in der *missio Dei*. Dem souveränen Handeln Gottes sind dadurch keine Grenzen gesetzt. Gott kann in Ostdeutschland eine Erweckung schenken, die den Kontext radikal verändert und unsere Kontextanalyse hinfällig macht. Deshalb ist das Gebet um das Heilshandeln Gottes an Einzelnen oder auch einer Bewegung Vieler hin zu Gott der erste Punkt, den ich nennen möchte.

Entsprechend des tripolaren Weltverständnisses der Bibel, das die Welt im Spannungsfeld zwischen Mensch-Gott-Satan versteht, gilt es, unseren Kontext auch als vom Satan korrumpierte Welt zu sehen (Reimer 2009:186f). Konfessionslosigkeit und die rein materialistische Weltanschauung sind im untersuchten Kontext ganz offensichtlich antichristliche Strukturen. Gesät wurden sie vom DDR-Regime mit dem Schulfach „Marxismus-Leninismus“ und dem politischen Kampf gegen das Christentum. Ganz bewusst wollte der SED-Staat mit der christlichen Tradition brechen und eine atheistische Gesellschaft schaffen. Aus den dargelegten Gründen nahmen ihre Bürger eine antichristliche Haltung mehr oder weniger bereitwillig an. Christen kehrten besonders in den

Anfangsjahren der DDR massenweise Gott und der christlichen Tradition den Rücken, um mit dem Staat konform zu sein. Als Außenstehender steht es mir nicht zu, über die oft notvolle oder brutal erzwungene Entscheidung einzelner gegen Gott und Kirche zu urteilen. Trotzdem hat eine Abkehr von Gott immer auch eine weitreichende geistliche Dimension im Leben eines Menschen und eines Volkes (Mt 10:32f), die im Gemeindebau zu bedenken ist. Gepaart mit der generellen Negativhaltung, die intuitiv allem Christlichen entgegengebracht wird, sind Ostdeutsche „hoch resistent für Missionsbemühungen aller Art!“ (Tiefensee in ebd:106). Ihnen wurde der Zugang zu Gott genommen und nachhaltig verbaut.

Es wäre fatal zu denken, dass man Konfessionslosigkeit und materialistischer Weltsicht allein mit vernünftigen Argumente überwinden könnte. Wir müssen mit geistlichen Waffen kämpfen (2.Kor 10:4f). Diese gottlose Haltung ist ein Bollwerk des Satans, das sich derart verselbstständigte, dass sie in der nachfolgenden Generation intuitiv weiterlebt. Weil nur Gott die Bollwerke des Teufels überwinden kann, ist seine Gemeinde zum Gebet herausgefordert. In Jesus sind die Werke des Teufels zerstört (1.Joh 3:8). Er hat versprochen, seine Gemeinde trotz der teuflischen Macht zu bauen (Mt 16:18). Mit dieser Verheißung rechnen wir fest und möchten Gottes Gnade für Menschen erbitten, die ihn ablehnen, ohne jemals die Chance gehabt zu haben, ihn kennenzulernen. „Areligiöse werden keine Christen aufgrund kreativer Gemeindegarbeit ... sondern weil Gott ihr Herz berührt“ (Garth 2009:279). Jesus selbst ruft seine Gemeinde dazu auf, für die Mission zu beten (Mt 9:38). Wer Areligiöse mit dem Evangelium erreichen will, der will ein Wunder (ebd:278). Und Wunder kann man nur erbitten.

Deshalb braucht es verschiedene Gebetsinitiativen. Zuerst natürlich sollten ostdeutsche Christen, gebürtige und zugezogene, Gott inständig für ihre Region bitten. Sie leben mit den Menschen, kennen ihre wirtschaftlichen Herausforderungen, ihre seelische und geistliche Not, lieben die Menschen und können engagiert für sie beten, im Vertrauen auf die Verheißung auf gemeinschaftlichem Gebet. Gebetstreffen sollten sich aber nicht auf das eigene Gründungsteam oder die eigene Gemeinde begrenzen, sondern alle Christen einer Stadt oder einer Region zusammenbringen. Die Hürden in der ostdeutschen Mission erfordern Gebetshilfe von anderen. Gebetsinitiativen im Westen der Republik wären anzustoßen. Unsere Nation würde gerade durch Fürbitte zusammenwachsen. Gebet verbindet. Auch Christen weltweit können Mission in Deutschland unterstützen.

Aber: Das Wunder, dass Konfessionslose mit einem „wasserdichten“ materialistischen Weltbild zum lebendigen Gott kommen, soll durch seine Gemeinde geschehen; nicht von uns selbst gewirkt, sondern vom Heiligen Geist (ebd). Weil Gott uns, seine Mitarbeiter, so adelt, sind wir verpflichtet, unseren Beitrag zu seiner Mission gut zu durchdenken. Das Folgende behandelt

besonders jene Faktoren, die Gemeindegrowth fördern können, auf die Gemeinde Einfluss hat (McGavran 1991:37).

### **Gemeindebau im Osten braucht kontextuelle Verkündigung**

Die Kontextanalyse wies mehrere typisch ostdeutsche Charaktereigenschaften nach wie:

- ein zunehmendes ostdeutsches Wir-Gefühl,
- einen einenden Erfahrungsschatz aus der DDR-Zeit,
- eine sozialistische Prägung, die besonders in politischen Positionen sichtbar wird,
- eine nachhaltige Konfessionslosigkeit,
- schmerzhaftes Wendeerfahrungen,
- das Gefühl Bürger 2. Klasse zu sein und dem Westen gegenüber im Nachteil zu sein,
- das kollektive Verlustempfinden der Heimat,
- die massiven Herausforderungen des globalen Arbeitsmarktes,
- die weitverbreitete Gefahr der Arbeitslosigkeit u.v.a.m.

Diese Charakteristika zeugen von einer eigenständigen ostdeutschen Kultur 2011. Weil es ein theologischer Imperativ ist, dass jede eigenständige Kultur eine Kontextualisierung des Evangeliums bedarf, braucht auch Ostdeutschland eine kontextuelle Verkündigung. Das hat mehrere konkrete Gründe:

- Das zunehmende Wir-Gefühl der Ostdeutschen und das Empfinden, bei der Wende vom Westen überfahren worden zu sein, verbieten es, die eigenständige kulturelle Prägung Ostdeutschlands weiter zu ignorieren. Der Respekt vor der unterschiedlichen Lebenserfahrung der Menschen im Osten macht kontextuelle Verkündigung unumgänglich.
- Unsere Verkündigung muss Ostdeutschen eine reale Chance bieten, sich mit dem Evangelium auseinanderzusetzen, bevor sie sich dafür oder dagegen entscheiden (Schröder 2007:16). Die meisten kennen die Botschaft der Bibel nicht und haben keine Ahnung, dass das etwas mit ihrem Leben zu tun haben könnte. Beides zu ändern, ist Ziel missionarischer Verkündigung.

„Die frohe Botschaft ... muss umgesprochen werden in die Lebens- und Verstehenswelt von Menschen, die dem Glauben und der Kirche fernstehen, so dass sie verstehen können, dass Gott sie liebt und ein Teil ihres Lebens werden möchte“ (Garth 2009:280).

- Nur mit einer Kontextualisierung wird es gelingen, das Evangelium in den neuen Bundesländern zu beheimaten. Ostdeutsche müssen spüren, dass die Sache mit Gott und Kirche etwas für sie ist und nicht nur überholtes Kulturgut kapitalistischer Gesellschaften.

Wie kommuniziert man das Evangelium auf ostdeutsch? Die Beschäftigung mit der ostdeutschen

Lebenswelt, insbesondere die Auseinandersetzung mit der Konfessionslosigkeit (Schwerin 2002: 291), sind für die ostdeutsche Gemeinde längst überfällig. Die Kontextanalyse zeigt, dass die Säkularisierung nirgendwo sonst in Europa so fortgeschritten ist wie in unserem Kontext. Ostdeutsche Konfessionslose sind, anders als im Westen, nicht nur atheistisch, sondern areligiös (Schröder 2007:113). Sie leben auch nach der Wende ihre gottlose DDR-Prägung weiter und sehen keinen Bedarf, dies zu ändern. Viele leben schon in der dritten Generation ganz gut ohne Gott und Kirche. Mit einer automatischen Verbesserung dieser DDR-Prägung kann man nicht rechnen, weil die Areligiosität bei ostdeutschen Jugendlichen sogar noch ausgeprägter ist. Dieses ostdeutsche Phänomen ist im Gemeindebau im Osten dringend zu bedenken (Schröder 2007:255). Leider geschah eine intensive Auseinandersetzung mit der Konfessionslosigkeit bisher selten (ebd:216). Sie würde und müsste aber unser Verständnis für Ostdeutsche und die Praxis des Verkündigungsauftrages grundlegend verändern (Schwerin 2002:291). Hier werden nur einige Elemente kontextueller Verkündigung angestoßen:

Trotz ihrer Areligiösität oder gerade deshalb sind viele von ihnen auf der Suche nach dem Lebenssinn, wie ich selbst in vielen Gesprächen feststellte. Diese Suche verfolgen sie allerdings innerhalb ihres materialistischen Weltbildes (ebd:209). Um Antworten zu geben, wird man sich mit dem ostdeutschen Weltbild auseinandersetzen müssen. Was wurde den Menschen von Kindesbeinen an in „Marxismus-Leninismus“ gelehrt? Welchen Lebenssinn vermittelte ihre alte Ideologie, und welchen Lebenssinn bietet ihnen nun Gott an? Dies erfordert vom Verkündiger intensives Studium der sozialistischen Ideale und intensives Zuhören, um die Sehnsüchte und Werte der Menschen zu verstehen. Verkündigung darf keinesfalls ein propagandistischer Monolog sein. Von Propaganda hat man im Osten genug. Der Inhalt der evangelistischen Predigt muss aus dem Dialog (Reimer 2009:177) mit Konfessionslosen entstehen, um nicht über ihre Köpfe hinwegzupredigen. Ihre Fragen sollten angesprochen werden. Garth (2009:281) nennt aus seiner Gemeindepraxis Themen, auf die Ostdeutsche Antworten haben müssen. Sehr gute Erfahrungen wurden im Osten mit Glaubensgrundkursen gemacht, die ostdeutsche Fragen behandeln. Eine dieser Fragen ist z.B.: „Wie passen Glaube und wissenschaftliches Weltbild zusammen?“ (ebd). Wir sind herausgefordert, Ostdeutschen das Evangelium so zu verkündigen, dass sie es verstehen und wie nach der Pfingstpredigt (Apg 2:37) fragen, was sie tun können, um zu Christus zu finden. Die missionarische Predigt zielt auf Bekehrung ab. Inhalt der Verkündigung ist das Heil in Christus und nicht Moral oder Wohlfühlthemen (Garth 2004). Dabei können wir wieder neu mit der lebensverändernden Kraft des Wortes Gottes rechnen (1.Kor 2:4).

Um dem Verkündigungsauftrag in Ostdeutschland, wo Menschen kaum in Gemeinderäume kommen, gerecht zu werden, muss missionale Gemeinde außerhalb der Kirche, mitten im Alltag

über Jesus reden: bei der Arbeit, im Fitnesscenter, in der kommunalen Begegnungsstätte, in der Kneipe, am Esstisch oder im Fernsehsessel. Weil das Evangelium Fleisch wurde, findet beim missionalen Gemeindebau in Ostdeutschland die Verkündigung des Evangeliums vorwiegend nicht bei der Sonntagspredigt in einem sakralen Raum statt. Ostdeutsche brauchen prophetisches Reden in ihre Welt hinein. Wirkungsvoll ist der persönliche Bericht von Christen, die Gottes Handeln in ihrem Leben erfahren haben. In Erfahrungsberichten kommt das Evangelium Noch-Nicht-Christen ganz nah. Am meisten berühren Zeugnisse von ehemaligen ostdeutschen Konfessionslosen, also Menschen wie sie, die Gott erlebten (Garth 2009:279). Diese veranschaulichen, dass Gott auch Heiden, wie sich viele Ostdeutsche stolz nennen, begegnet.

Den Menschen, denen Konfessionslosigkeit und beinhardt Materialismus über Generationen den Zugang zu Gott versperrte, muss missionale Gemeinde neue, kreative Zugänge zum Evangelium schaffen. So wie Gott auf Menschen zugeht, die ihn nicht suchen, so macht es auch seine Gemeinde motiviert durch die Liebe Jesu. Die Hemmschwelle, zu Christus zu finden, muss bewusst herabgesetzt werden (McGavran 1990:196). Das geschieht etwa durch Gottesdienstformen, die keine Gebrauchsanweisung für Kirchenfremde erfordern. Areligiöse brauchen neue Formen des Gottesdienstes, die es ihnen leichtmachen, zu Jesus zu finden. Einige Merkmale dazu sind: einladend, ausdrücklich für Nichtmitglieder, allgemeinverständliche Sprache und Liturgie, Mainstreammusik, ansprechende Raumgestaltung und Sitzposition, Symbole und Rituale, die den ganzen Menschen berühren, interaktive Elemente, die Beteiligung und Kontakt zu geistlichen Dingen eröffnen u.v.a.m. Leider macht es ein typischer FeG-Gottesdienst Konfessionslosen nicht leicht, das Evangelium zu verstehen (Schröder 2007:217). Hier gilt es, kreativ zu werden. Ostdeutsche meinen: „Kirche ist nichts für mich“. Sie sollen erfahren, dass das nicht stimmt. Der Gottesdienst darf aber, wie gesagt, keinesfalls der einzige Ort sein, an dem Christen Evangelium verkünden.

Die Ursachen der ostdeutschen Resistenz gegenüber dem Christentum zeigen, wie die Öffnung der Menschen für das Evangelium unterstützt werden kann. Erzeugt wurde diese Resistenz, wie bereits geschildert, durch einen Frontalangriff auf das Christentum mit mehreren Spitzen. Diese waren der Gesellschaftswandel durch die Industrialisierung, die Verbannung des Christentums aus der Öffentlichkeit in der SED-Diktatur, die gesellschaftliche Ächtung und die gezielte sozialistische Attacke auf die christliche Sozialisation. Die drei letztgenannten Faktoren möchte ich nun beleuchten.

### **Gemeindebau im Osten sollte christliche Sozialisation und Bildung fördern**

Die effektivste Waffe des Sozialismus gegen das Christentum ist wohl die Attacke gegen die christ-

liche Sozialisation. Diese geschah in mehrfacher Hinsicht:

- in der Institutionalisierung der Primärerziehung durch den Staat, der die Familienbindung schwächte und die religiöse Erziehung im Elternhaus erschwerte,
- im Ersatz der Konfirmation durch die Jugendweihe, der die Kirchenbindung ersetzte und für die sozialistische Religionspropaganda ein voller Erfolg war,
- und durch die Unterdrückung kirchlicher Jugendarbeit.

Wurde die Konfessionslosigkeit in der DDR-Zeit durch die Verbannung der christlichen Erziehung aus der Öffentlichkeit und der Familie und die Versiegelung mit der Jugendweihe erzeugt, so zeigt das erneut den Wert christlicher Unterweisung, wie die Bibel ihn erwartet (Deut 6:6-9). Wir müssen auf allen erdenklichen Wegen christliche Erziehung fördern. Sowohl in der Familie, als auch in öffentlichen Institutionen wie Schule und Kindergarten und natürlich im kirchlichen Bereich sollten Eltern und besonders Kindern wieder Zugang zu christlicher Erziehung erhalten. Kinder- und Jugendarbeit gewinnt aus dieser Perspektive neue Wichtigkeit, denn: „Was Hänschen nicht lernt, lernt Hans nimmermehr.“ Wollen wir die Wurzeln der Gottlosigkeit unschädlich machen, sollten wir versuchen, genau das zu pflanzen, was die SED ausgerissen hat. Wir brauchen Programme christlicher Sozialisation auf allen Ebenen der Erziehung und Erwachsenenbildung. Die Gründung christlicher Kindergärten und Schulen, die Kooperation mit bereits vorhandenen Trägern von Kinderbetreuung in Schule und Freizeit, offene christliche Jugendclubs, die bewusste Öffnung von kirchlichen Kinder- und Jugendprogrammen für Kinder aus areligiösen Familien, die Einführung einer christlichen Alternative zur Jugendweihe u.v.a.m. wären für den ostdeutschen Kontext besonders nötig. Weil die Glaubensvermittlung erwiesenermaßen vor allem in der Familie geschieht, kommt der Schulung der Eltern in puncto Glaubensunterweisung neue Brisanz zu (vgl. dazu auch „Kirche mit Hoffnung“ Hoffnung, ekd.de). Sowohl die Stärkung christlicher Eltern wie auch das Heranführen areligiöser Eltern an christliche Erziehung, etwa durch Erziehungskurse, gehören zum Kern gemeindlicher Arbeit.

Wie das Evangelium selbst, so muss auch freikirchliche Jugendarbeit ganzheitlich sein und kann sich nicht in Wortverkündigung erschöpfen. Kinder, die unter zerrütteten Familien, Heimatlosigkeit, Sinnlosigkeit, kurzum an einem Liebesdefizit leiden, reicht biblische Unterweisung im klassischen Sinne nicht. Weil Eltern und Schule der Begleitung Heranwachsender nicht angemessen nachkommen können, sollten in Ostdeutschland Orte für Kinder geschaffen werden, wo sie Gottes Zuwendung und Wertschätzung am eigenen Leib erfahren können. Kinder in unserem Land hungern nicht nur nach Essen. Sie leiden oft an seelischer und geistlicher Unterversorgung.

Erstaunlicherweise hat gerade die Kinder- und Jugendarbeit in freikirchlichen Gemeindegründungen einen geringeren Stellenwert als Gottesdienst und Hauskreise. Nur etwa die

Hälfte der neuen Freikirchen arbeiten mit Kindern und Jugendlichen (Schröder 2007:204). Die DDR, die NS-Zeit und auch die Frankfurter Schule beweisen, was schon die Bibel lehrt: eine Gesellschaft wird durch Erziehung der heranwachsenden Generationen geprägt und verändert. Weil das so ist, stellt sich die Frage, warum christliche Sozialisation in den Gemeindegründungen der neuen Bundesländer eine so unbedeutende Rolle spielt. Die Vermutung liegt nahe, dass es in Gemeindegründung weniger um die Verbreitung des Evangeliums geht und mehr um das Errichten einer Gemeinde. Manchem mag diese Diskussion vielleicht unwesentlich erscheinen. Aber dieser Unterschied legt die theologische Basis und Motivation einer Gemeindegründung offen und bestimmt ihre Arbeitsweise. Missionaler Gemeinde geht es nicht in erster Linie darum, eine Institution ins Leben zu rufen, sondern gemäß ihrer Sendung um die Ausweitung des göttlichen Herrschaftsbereichs, indem Menschen zu Jüngern gemacht werden und andere die Liebe Gottes ganzheitlich erfahren. In einer Zeit, in der Eltern zunehmend mit der Erziehung überfordert sind oder sich aus wirtschaftlichen Gründen zu wenig Zeit für die Begleitung ihrer Kinder nehmen, kann christliche Jugendarbeit einen großen Beitrag zur positiven Gesellschaftsentwicklung leisten.

Wegen der zentralen Rolle der Jugendweihe bei der Säkularisierung der DDR-Gesellschaft verdient die Teenagerzeit besondere Beachtung. Der Entkirchlichungspolitik der SED gelang es mit der Jugendweihe, einen sozialistischen Ritus als Konkurrenz zur Konfirmation einzusetzen. Mit diesem neuen Ritus verselbstständigte sich die Konfessionslosigkeit innerhalb weniger Jahre. Hier gilt es, Terrain für Gott zurückzugewinnen. Gewiss genügt aus freikirchlicher Sicht hier nicht das Wiederbeleben der Konfirmation. Es geht ja nicht nur um die Korrektur eines kulturellen Elementes. Aber ein Modell, das auch Freikirchen aufhorchen lässt, ist die Jugendfeier im Bistum Magdeburg (Kunz 2002:71). Die von Kritikern als „Konfirmation light“ (ebd) verrufene kirchliche Alternative zur traditionellen Jugendweihe ist ein Experiment. Es arbeitet teilnehmerzentriert und dialogisch und greift die Themen, die die areligiösen Teenager selbst vorschlagen auf und gibt ihnen christliche Antworten darauf. Ein Jahr lang begleitet die evangelische Kirche so Teenager ins Erwachsenenalter und gestaltet am Ende mit ihnen zusammen ein feierliches Ritual zur Lebenswende (ebd:72). Die Initiative reagiert damit auf die Suche von Eltern nach einer sinnvollen Alternative zur Jugendweihe (ebd:74), die Jugendlichen in der Regel keine Begleitung bietet. Die Magdeburger Jugendfeier versucht somit, den DDR-Spieß umzudrehen und einen neuen, christlichen Ritus der Lebenswende einzuführen. Doch es geht nicht nur um einen Ritus, sondern darum, areligiösen Eltern und Jugendlichen einen Zugang zum Evangelium zu schaffen. Eine Konfirmandenbefragung (Kessler & Dohnert 2002:55) ergab, dass gerade eine ganzheitliche Jugendarbeit, die Fragen der Teenager aufnimmt und einen Schwerpunkt auf gemeinschaftliches Erlebnis legt, Zuspruch findet und Areligiösen einen positiven Erstkontakt zum Glauben vermitteln

kann. Dialog, Gemeinschaft und Ganzheitlichkeit aber sind Komponenten missionaler Gemeindearbeit.

### **Gemeindebau im Osten sollte eine stärkere christliche Präsenz in der Öffentlichkeit fördern**

Gemeinde Jesu kann es heute in Deutschland nicht darum gehen, die ehemalige Position der Kirche zurückzuerobieren oder den Einflussbereich einer bestimmten Denomination zu verstärken. Gerade in Ostdeutschland ist Kirche eine Minderheitskirche. Missionaler Gemeinde geht es darum, das Evangelium in den Kontext zu bringen. Dabei gilt: Je mehr Christen öffentlich präsent sind, desto mehr bekommen Ostdeutsche die Gelegenheit, mit Gott in Kontakt zu kommen. Präsenz erlangen Christen durch diakonische, pädagogische und missionarische Initiativen und Gemeindegründungen. „Mehr Gemeinden, damit mehr Menschen zu Christus finden“, beschreibt die Motivation von Gemeindegründung der Inlandmission der FeG. Gemeindegründungen sind erwiesenermaßen die effektivste Methode, mehr Menschen Gelegenheit zu geben, Gott kennenzulernen. Allerdings helfen innenfokussierte Gemeinden, die zu sehr mit sich selbst beschäftigt sind, hier nicht weiter. Gebraucht werden sendungsbewusste Gemeinden, die öffentlich präsent sind, und Christen, die keine Inselmentalität leben, sondern den Kontakt mit ihrem Umfeld bewusst suchen. Gottes Präsenz bei den Menschen ist das inkarnatorische Modell für missionale Gemeinde, die gesellschaftliche Präsenz sucht.

Der Rückzug aus der Öffentlichkeit, den Europas Christen seit der Aufklärung (Newbegin 1986:22) und besonders unter der SED-Diktatur praktizierten, muss beendet werden. Die Trennung in geistliches und gesellschaftliches Leben, das der Säkularisierung Tür und Tor öffnet und Religion zur reinen Privatsache machte, entspricht nicht dem biblischen Weltbild. Gottes Reich umfasst alle Bereiche menschlichen Lebens. Deshalb gehört die Herrschaft unseres Gottes nicht nur hinter Kirchenmauern, sondern auch in die Öffentlichkeit. Christen dürfen den öffentlichen Raum nicht zerstörerischen Mächten überlassen (Faix & Weißenborn 2009:127). Christen in Ostdeutschland müssen wieder öffentlich präsent sein. Nicht um ihrer selbst willen, sondern nach dem Willen dessen, der sie gesandt hat. Nur so werden Menschen, die nicht zur Gemeinde kommen, damit in Berührung kommen. Es braucht Kontaktflächen, wo Menschen Christen begegnen.

Christen sollten ihr prophetisches Mandat für die gesellschaftlichen Missstände ausüben. Mit Zusammenschlüssen von Christen auf Stadt- oder Landesebene verschaffen sie sich mehr Gehör als einzelne Gemeinden. Aber mahnende Wortmeldungen allein reichen bei weitem nicht aus, Jesus in der Gesellschaft mehr Raum zu schaffen. Christen sollten in der Öffentlichkeit nicht nur Oppositionelle sein, sondern „für“ die Menschen sein, weil wir eine *gute* Nachricht weiterzugeben haben. Christen sollten leitende Posten im Beruf anstreben; nicht nur für ihre



Karriere sondern vor allem als Licht des Evangeliums in ihrem Einflussbereich. Nicht zuletzt sollten Christen im Alltag mutig und demütig von ihren Erfahrungen mit Gott reden. Wir sollten vom Recht der Meinungsfreiheit rege Gebrauch machen, um christliches Gedankengut mit allen möglichen Medien unter die Menschen zu bringen. Unser Licht dürfen wir in dieser dunklen Welt nicht mehr verstecken. Will Gemeinde im Osten aus ihrem gesellschaftlichen Abseits herauskommen, darf sie nicht weiter ihre politische Rolle als Salz und Licht ignorieren. Sie muss aktiv werden, damit Menschen in Ostdeutschland spüren, dass Kirche was *für sie* tut und was *für sie* ist.

### **Gemeindebau im Osten muss Vertrauen zurückgewinnen**

Die Weitergabe des Evangeliums ist Kommunikation. Damit Kommunikation gelingt, braucht es Vertrauen als Grundvoraussetzung. Es öffnet oder verschließt Türen des Miteinanders. Christen wurde aber durch die NS- und die DDR-Propaganda Vertrauen entzogen. Sie waren weder vertrauenswürdige Staatsbürger noch Erzieher, noch vertrauenswürdige Partner in der Gesellschaftsgestaltung. Man grenzte sie aus dem Staatsdienst aus, entzog ihnen den Einfluss auf Kinder, sprach ihnen Kompetenz ab und verbannte sie aus der Öffentlichkeit (Schwerin 2002:294). Christsein war verpönt, die Transzendenz einfach lächerlich und altmodisch. Die DDR produzierte bewusst eine Feindschaft gegen das Christentum. Diese Ablehnung ist auch nach zwanzig Jahren Religionsfreiheit nicht verdunstet. Christsein ist nach wie vor negativ besetzt. Dies muss der Gemeindebau Ost berücksichtigen (Schwerin 2002:294). Zusätzlich schürt nun der Institutionenverdross der Postmoderne Misstrauen gegen die Kirche. Im Osten ist die postmoderne Tendenz zur Entideologisierung (sinus-institut.de) durch den Zusammenbruch des Sozialismus noch um ein Vielfaches stärker als in der übrigen westlichen Welt. Der Fall des Sozialismus hinterlässt tiefe Wunden. Wahrheit, Autorität, Offenbarung und religiösen Institutionen, die diese vertreten, begegnet man mit Skepsis. Zu oft wurde man von hohlen Ideologien enttäuscht.

Wie können also Christen in den neuen Bundesländern wieder Vertrauen gewinnen? Dazu schlägt Mayers (1987:7) die „prior question of trust (PQT)“ vor. Mit Hilfe dieser Frage überprüfe man, ob das, was man denkt, sagt oder tut Vertrauen zum anderen fördert, hemmt oder gar zerstört. Christen müssen sich das Vertrauen der Ostdeutschen erst verdienen. Dies geschieht sowohl auf persönlicher Beziehungsebene als auch mit gesellschaftlichem Engagement. Bei der Kommunikation spielt die zwischenmenschliche Ebene eine zentrale Rolle. Die Beziehung entscheidet darüber, ob mir jemand zuhört oder nicht. Daher sollte das Hauptinteresse darauf gerichtet sein, gute Beziehungen zur Bevölkerung zu knüpfen. Die innere Ablehnung der Ex-DDR-Bürger kann nur durch positive Erfahrungen mit Christen überwunden werden. Selbst Personen, die

Religion gänzlich ablehnen, bewundern Menschen, die sich für andere einsetzen. Von Menschen, die man bewundert, lernt man was (Simon 1997:157). Christen sind Vorbilder, an denen man Nachfolge lernen kann. Gelingt Gemeinde Jesu das in Ostdeutschland, erfüllt sie ihre Mission.

Christen aus dem Westen sollten mit doppeltem Misstrauen rechnen, zum einen wegen ihres Glaubens, zum andern wegen ihrer Herkunft. Für viele ist die Wende ein traumatisches Erlebnis, an dem der Westen schuld ist. Die Zurückhaltung oder gar offene Ablehnung sollten „Wessis“ auf diesem Hintergrund verstehen und gütig darauf reagieren. Barrieren werden auch hier nur durch vertrauensbildende Maßnahmen abgebaut. Besonders bei Gesprächen über die Wende gilt es für Christen aus dem Westen, zuzuhören, statt Bundespolitik zu verteidigen. Westdeutsche Missionare sollten die kulturellen Unterschiede nicht ignorieren (Schröder 2007:140) und sich dringend interkulturelle Fähigkeiten aneignen (Mayers 1987, Hesselgrave 1991). Ziel darf es nicht sein, die eigene Weltanschauung zu verteidigen, sondern die Akzeptanz des Gegenübers zu gewinnen. Diese ist unerlässlich, um Gehör für das Evangelium zu finden (Engel 1989:24). Hier ist Demut und christliche Opferbereitschaft gefordert.

### **Gemeindebau im Osten braucht einladende Gemeinden**

Die DDR war eine Kollektivgesellschaft, der Viele nachtrauern. Die Hausgemeinschaft, das Kollegium und die Familie boten ein Zusammengehörigkeitsgefühl, das sie heute vermissen. Die Entsolidarisierung der Individualgesellschaft, die Auflösung der familiären Bande, wechselnde Partnerschaften und Arbeitsplätze lassen den Hunger nach verbindlichen, bedeutsamen Beziehungen und Freundschaften unbefriedigt. Eine Reich-Gottes-Gemeinschaft kann dies bieten. Weil Gott und nicht das Individuum im Mittelpunkt steht, ist sie eine Alternative zum Individualismus, in der Areligiöse die Liebe Gottes erfahren können.

Ostdeutsche leiden unter gesellschaftlicher Exklusion oder fühlen sich als Bürger zweiter Klasse. Das Evangelium des Friedens aber verbindet und schließt nicht aus. Obwohl missionale Gemeinde klar unterscheidet zwischen Menschen, die „drinnen“ und „draußen“ sind vom Reich Gottes, lässt sie Nichtmitglieder gern in den Genuss christlicher Gemeinschaft kommen. Christen die Areligiösen eine offene, einladende Gemeinschaft und Wertschätzung anbieten, folgen dem Beispiel Jesu (Mk 2:15ff). Sie setzen damit ein Zeichen des Reiches Gottes, eine Kontrastgesellschaft, die nach anderen Regeln lebt als ihre Umwelt, die nur Gleichgesinnte integriert. Zur *koinonia* können alle dazugehören, sogar die, die noch nicht glauben. „Belonging before believing“ ist ein elementares Prinzip postmoderner Gemeinden (Scharnowski 2008:91). Gemeinde muss dazu aber bereit sein, sich Konfessionslosen zu öffnen und von ihren Fragen zu lernen (Kirche mit Hoffnung, ekd.de).

Postmoderne wie Ostdeutsche misstrauen der Kirche. Die Wärme christlicher Gemeinschaft könnte postmoderne, ostdeutsche Skepsis gegenüber Gott dahinschmelzen lassen. Viele Ostdeutsche haben keine Ahnung vom Evangelium. Im Zusammenleben mit Christen aber haben sie die Möglichkeit, christlichen Glauben hautnah zu erleben und auszutesten (Scharnowski 2008:91). Sie begreifen so das Evangelium ganzheitlich, weil es ihnen nicht nur gepredigt, sondern vorgelebt wird. Vor allem Senioren und Arbeitslose, die nicht mehr in der Arbeitswelt integriert sind, plagt das Gefühl, nutzlos zu sein. Diesen Menschen kann missionale Gemeinde durch Übertragung eines Ehrenamtes Wertschätzung geben. Dazu ist eine Gemeindegliedschaft nicht generell erforderlich (Schröder 2007:159). Auch das Modell der „Beteiligungskirche“ der EKD (ekd.de) rät dazu. Die Ganzheitlichkeit des Evangeliums kann hier besonders in praktischer und handwerklicher Mitarbeit zum Ausdruck kommen. Besonders Männer engagieren sich gerne freiwillig, wenn man ihre Kompetenz abfragt (Schulz 2009:26). Passiver Kirchgang dagegen wird von den selben Männern meist gemieden. Dies fordert praktische, handfeste Gemeindeaktivitäten, wo Männer miteinander anpacken können, ihre Kompetenzen einbringen können, Wertschätzung erfahren und das Evangelium bei der Arbeit mit Christen erleben, statt nur hören. Christen sollten kreativ werden, um die ostdeutsche Sehnsucht nach echter Gemeinschaft zu stillen (Schröder 2007:259).

Gemeinde muss Ostdeutsche überzeugen, dass Kirche was für sie ist. Gemeinden müssen den Wunsch wecken, dazugehören zu wollen. Weil Menschen nur dem Aufmerksamkeit schenken, was sie interessant finden und sie anzieht (Engel 1989:56), sollten Christen offen auf Andersdenkende zugehen. Sie sollten Hoffnung verbreiten und Geborgenheit anbieten, die viele Enttäuschte im ostdeutschen Kontext suchen. Kleine innenfokussierte, gesellschaftlich irrelevante Gemeinden, in denen womöglich noch Streit herrscht, können das aber nicht. Sie bestärken nur die Abwehr gegen Christen und erhöhen damit die Hemmschwelle, zum Glauben zu kommen.

### **Gemeindebau im Osten sollte Menschen die Möglichkeit schaffen, Gott zu erfahren**

Missionale Gemeinde ist beauftragt und bevollmächtigt, Menschen, die in einem materialistischen Weltbild gefangen sind und überhaupt nicht mehr nach Gott fragen, den Weg zum transzendenten Gott zu eröffnen. Dabei vertraut sie allein Gottes Kraft, die in ihr wirkt (Mt 28:19; Apg 1:8); denn wer Konfessionslose mit dem Evangelium erreichen will, rechnet mit Wundern (Garth 2009:278). Schröder (2007:140) sieht keine Möglichkeit, Konfessionslose auf der religiösen Ebene anzusprechen. Sicher hat sie Recht, wenn sie damit allein intellektuelle Wortverkündigung meint. Sie brauchen keine (theo)logischen Argumente mehr für Gott wie die Generation vor ihnen. Ostdeutsche möchten nicht von Gott *hören*. Sie sind Wahrheiten gegenüber misstrauisch. Auch in den Interviews in Sudenburg begegnete mir die Angst vor dem Dogmatismus der Christen. Die

protestantische Betonung, die die Predigt als alleiniges Mittel der Glaubensvermittlung sieht, ist hier zu überdenken. Menschen müssen Gott in ihrem Leben *sehen* und *erfahren*. „Das zentrale Erkenntnisorgan der Postmoderne ist nicht mehr nur der Verstand, sondern auch das Herz, das Gefühl und alle Sinne“ (Künkler 2007:20). Es geht ihnen nicht mehr um Wahrheitsfindung, sondern um Erfahrung. Gesucht wird eine authentische, ganzheitliche Religion. Areligiöse kann man nicht nur mit Argumenten zum Glauben bewegen (Garth 2009:280). Nur eine reale Begegnung mit dem Transzendenten erschüttert eine immanente Lebensphilosophie.

In diesem Zusammenhang gewinnen Rituale neben der biblischen Unterweisung wieder mehr Bedeutung. Spirituelle Erfahrungen können Christen nicht schaffen, aber sie können Nicht-Christen in verschiedenen Lebenssituationen Gebet, Segnung, Bibellese, christliche Gemeinschaft, Gastfreundschaft u.a.m. anbieten, auch wenn sie noch skeptisch sind. Kirchen und Freikirchen in Ostdeutschland sollten Menschen in ihrer Lebenswelt Möglichkeiten schaffen, mit Gott in Berührung zu kommen. Dazu braucht es keinen sakralen Rahmen oder Raum. Nach dem inkarnatorischen Ansatz bringt Gemeinde Gott zu den Menschen und wartet nicht, bis Ostdeutsche in ihre Räume kommen. Aber auch im gottesdienstlichen Rahmen sollten gerade Freikirchen neue Wege der Liturgie und Erfahrung für den ostdeutschen Kontext erproben wie etwa die „rituelle Lebensbegleitung“ (Schröder 2007:159).

Die Gemeindebilder des NT lehren uns, dass die Gemeinde Gottes Anschauungsmodell für die Welt ist. Sie verkörpert Jesus, macht Gott sichtbar und erfahrbar. Ihre Mission ist nicht nur *kerygma*, sondern auch *koinonia* und *diakonia*. Der biblische Gott beschränkte sich in seinen Begegnungen mit den Menschen nicht auf die intellektuelle Wahrnehmung. Sein Evangelium besteht nicht nur in Worten, sondern vor allem in Kraft (1. Kor 2:4). Diese Kraft müssen Ostdeutsche erleben. „Veränderte Leben sind ein kraftvoller Hinweis auf Gottes verwandelnde Realität“ (Garth 2009:279). Das gelebte christliche Zeugnis veranschaulicht Ostdeutschen das Evangelium. Menschen brauchen Orthopraxie statt Orthodoxie. Christsein sollte daher nicht als Ideologie oder Institution erscheinen, sondern als die Möglichkeit Gott erfahren zu können.

### **Gemeinde im Osten sollte transformierend in der ostdeutschen Gesellschaft wirken**

Transformation beginnt bei der Erneuerung des Einzelnen durch Christus. Aber missionaler Gemeinde geht es um mehr als Einzelbekehrungen und Gemeindegründung. Sie möchte, dass das Heil Gottes in der ostdeutschen Gesellschaft Raum gewinnt. Dazu muss sie die Mächte, die den ostdeutschen Kontext von Gott entfremden, identifizieren und sündige Gesellschaftsstrukturen erkennen (Faix & Weißenborn 2009:126). Die Geschichte lehrt, dass gesellschaftliche Faktoren direkten Einfluss auf das Wachstum der Gemeinde Jesu haben (McGavran 1990:37). Welche Mächte be-

günstigen oder hemmen (Schröder 2007:44) aber den Gemeindebau in Ostdeutschland? Zwei Mächte, die sündige Gesellschaftsstrukturen in unserer Gesellschaft begünstigen, sind die Globalisierung und die Individualisierung. Gepaart mit der Industrialisierung fielen dem Individualismus schon im 19. Jh. traditionelle Bindungen zum Opfer. Damit erhielt die Säkularisierung Auftrieb. In unserer Zeit ist der Individualismus noch um ein Vielfaches verstärkt. Weil Globalisierung und Individualisierung miteinander verwoben sind, greifen die folgenden Ausführungen ineinander.

Die Postmoderne postuliert den Individualismus und leidet gleichzeitig unter ihm. Was für die gesamte Republik gilt, das trifft die Menschen unseres Kontextes, die kollektivistisch geprägt waren, noch härter. Besonders Ostdeutsche beklagen den ungebremsen Individualismus unserer Tage. Er wirkt sich destruktiv auf Ehen, Familienbeziehungen, das Miteinander der Generationen und das solidarische Gesellschaftsgefüge aus. Erosion der klassischen Familienstrukturen, Entsolidarisierung der Gesellschaft, verstärkte Abgrenzung der unterschiedlichen Milieus und Auseinanderdriften von arm und reich (sinus 2010) sind zu beobachtende Folgen dieses Individualismus. Unsere Gesellschaft wird zerrissener, weil gesellschaftliche Normen nicht mehr allgemeingültig anerkannt werden. Schon die Wende stellte Lebenskonzepte auf den Kopf. Doch das persönliche Leben verändert sich unter dem wirtschaftlichen Druck der Globalisierung und dem Wert der individuellen Freiheit ständig weiter. Die Pluralität mit der Tendenz zur Beliebigkeit macht das Leben anstrengend. Jeder hat die Qual der Wahl. Überall in Deutschland verlieren Menschen dadurch die Orientierung und sind auf der Suche nach einem Anker, nach Halt und Geborgenheit, was sich in einer Tendenz zum „Regrounding“ äußert (sinus 2010).

Hier kann christliche Gesellschaftstransformation ansetzen. Erörtert wurde bereits, dass Christen ihrem prophetischen Mandat gerecht werden sollen und sich auch an der Wertedebatte beteiligen sollten (Schwerin 2002:291). Doch Gemeinde Jesu hat unserem Kontext mehr zu bieten als mahnende Worte. Ihr Leben als Reich-Gottes-Gemeinschaft ist ein Gegenmodell zum Individualismus. Sie ist kein Verein von Individualisten, sondern der Leib Christi, der gemeinschaftlich seine Berufung lebt. Sie bringt so Gottes neue Weltordnung in gelebter *koinonia* den Menschen ihres Kontextes nahe. Weil es im Reich Gottes um liebevolle, dienende Gemeinschaft und nicht um die Selbstverwirklichung von Individuen geht, sollte der Lebensstil der Gemeinde dem Individualismus entgegenstehen. Diese neue Art der Gemeinschaft ist integraler Teil ihrer Sendung. Sie verkündet damit, dass es Versöhnung und echte Gemeinschaft gibt, und macht Einsamen Mut. Um Christi willen besucht sie Entwurzelte und Einsame und integriert sie. Als Gemeinde begnadeter Sünder ist sie keineswegs perfekt, aber sie ist ein Zeichen für die kommende perfekte Welt. Eine Gemeinde, die *koinonia* lebt, die offen ist für Menschen aller Rassen und

Milieus, bei der alle gleichwertig sind und die sogar Familienbindungen übersteigt, ist ein lebendiges Zeichen von Gottes Welt; einer Welt, mit der ostdeutsche Materialisten noch nie in Berührung kamen. Gemeinde kann so der unheilvollen Gesellschaftsentwicklung entgegenwirken, indem sie den pervertierten Individualismus unserer Zeit als widergöttlich anprangert und ihm als Reich-Gottes-Gemeinschaft eine gelebte Gegenkultur entgegensetzt. Dazu muss allerdings die individualistische DNA der Freikirchen, die sich etwa in der Freiheit als Leitmotiv der FeG-Gründerväter (Betz 2003:6) äußert, von Gottes Geist transformiert werden. Freikirchen sind selbst Kinder ihrer Zeit. Trotzdem nutzten sie den Zeitgeist zu ihrer Entstehung (Schröder 2007:41f) und wirkten ihm so gleichzeitig entgegen. Gesellschaftliche Umbrüche können eben von der Gemeinde als Bedrohung oder als Chance begriffen werden. Gemeinde im Osten sollte die Chancen ihrer Zeit nutzen.

Die Geschichte lehrt, dass Kirche die Arbeiterschaft mit der Urbanisierung oft ihrem miserablen Schicksal überließ. Während Sozialdemokraten und Kommunisten für die Rechte der Arbeiter kämpften, setzte sich der deutsche Protestantismus nur punktuell zur Bekämpfung sozialer Ungerechtigkeit ein. Größtenteils hielt er sich aus der Gesellschaftsentwicklung heraus. Die Arbeiterklasse distanzierte sich von der Kirche und umgekehrt (Schulz 2009:38). In dieser Zeit entstanden zwar auch beispielhafte diakonische Projekte, wie z.B. die Innere Mission (Meier 2009:84), aber das waren nur vereinzelte Lichtblicke. Positiver verlief die Entwicklung in England, wo sich gerade Evangelikale für die notleidende Arbeiterschaft engagierten. Evangelikale sollten heute in den tiefgreifenden Veränderungen, die die Globalisierung mit sich bringt, nicht tatenlos zusehen. Gerade im Osten leiden viele Menschen unter den Folgen der Globalisierung wie Arbeitslosigkeit, sozialer Abstieg, extreme Mobilität und Flexibilität. Am härtesten trifft das die Arbeiterschaft, die zu DDR-Zeiten eine Arbeitsplatzgarantie hatten und Prestige genossen. Hier müsste Gemeinde Jesu etwas *für* die Menschen im Osten tun, um die Folgen der Globalisierung zu mildern und womöglich zu entkräften. Weil Evangelium ganzheitlich ist, darf Freikirche nicht bei ihrer apolitischen Haltung stehenbleiben. Sie kann damit zugleich ihr Stigma als politisch uninteressiert aufweichen und Vertrauen in der Arbeiterschaft gewinnen. Gemeinde kann so demonstrieren, dass Christsein sehr wohl was für sie ist. Russaw und Swanson (2004:13) haben Recht: „People don't care how much you know until they know how much you care.“

Ansätze sind vielerorts bereits gemacht mit Gesellschaftsstudien zur Postmoderne, neuen Gemeindemodellen und Sozialprojekten, die diakonisch unter Randgruppen arbeiten. Zwar ist Politik nicht der Hauptauftrag der Gemeinde, sondern Evangelisation (Schröder 2007:157), aber das Evangelium ist ganzheitlich. Limitiert sich Kirche im Osten, als *ekklesia* lediglich auf geistliches Gebiet, und ignoriert ihren sozialpolitisch Auftrag (Reimer 2009:156), so macht sie sich selbst

überflüssig (Mt 5:13b). Aber gerade aus dieser Abseitsposition soll sie kontextueller Gemeindebau heraushelfen.

### **Gemeinde im Osten sollte Versöhnung leben**

Der Glaube an den gemeinsamen Herrn eint Christen aus verschiedenen Völkern zum neutestamentlichen Volk Gottes. In der Gemeinde leben sie versöhnt miteinander. Die Einheit trotz kultureller oder ethnischer Unterschiede ist ein Charakteristikum christlicher Gemeinde. Aus diesem Grunde muss es im kontextuellen Gemeindebau im Osten auch um Versöhnung zwischen Ost- und Westdeutschen gehen. Traurigerweise haben viele Ostdeutsche in den letzten Jahren negative Erfahrungen mit „Besser-Wessis“ gemacht.

Bei der Wiedervereinigung ging es immer um die Angleichung von Ost und West oder besser die Integration von Ostdeutschland. Wegen der volkswirtschaftlichen Pleite der DDR und dem Fall des Sozialismus ging man bei der Wiedervereinigung nur davon aus, dass sich der Osten an den Westen annähert. Der Westen blieb davon unberührt. Wiedervereinigung war nicht als eine Vereinigung gleichwertiger Partner gedacht. Ostdeutsche fühlten sich durch die eingeführten Westnormen vom Westen übernommen. Sie empfinden Westdeutsche als arrogant. Ostdeutsche vermissen von den Altbundesbürgern den Respekt vor der ostdeutschen Lebensleistung und für das Herbeiführen der friedlichen Revolution. Sobbe (2009:260) schildert die Spannungen, die es zwischen westdeutschen Inlandmissionaren und Ostdeutschen gab. Im Bereich der interkulturellen Kommunikation waren die westdeutschen Gemeindegründer der Anfangsjahren vermutlich genauso unerfahren wie die „Wessis“, die für den Aufbau der Ostwirtschaft kamen. Sie nahmen die Ostkultur anfangs nicht als eigenständig wahr und arbeiteten nach Westmaßstäben und Konzepten. Ostdeutsche fühlten sich bevormundet und ihre Art nicht respektiert. Eine fruchtbare Zusammenarbeit zwischen Ost- und Westdeutschen in der Gemeinde war wegen der kulturellen Differenzen schwer. Die Gemeindegarbeit wurde von vielen solcher Konflikte gebremst.

Der völlig überraschende historische Moment ließ kaum Zeit zum Nachdenken und Planen der Wiedervereinigung. Nun aber, zwanzig Jahre danach, gilt es umzudenken, sowohl in der Gesellschaft wie auch im ostdeutschen Gemeindebau. Hier dürfen wir die Fehler der Missionsgeschichte des 19./20. Jh. nicht wiederholen (Frost & Hirsch 2006:87) und westdeutsche Freikirchenkultur zur Norm erheben, wie es eifrige Gemeindegründungspioniere nach der Wende in Ostdeutschland taten.

Heute muss die Gemeinde Jesu der kulturellen Abwertung des Ostens durch den Westen entgegenwirken. Keine Kultur ist in Gottes Augen besser als eine andere. Wir sollten im Deutschland zwanzig Jahre nach der Wiedervereinigung unterschiedliche Perspektiven von Ost und

West respektieren ganz ohne Polarisieren und Werten. Dies würde Respekt voreinander beweisen. Dieser Respekt drückt sich aus im Zuhören, in der Neugier für Land und Leute, im Verständnis für die ostdeutschen Wendeerfahrungen, in Wertschätzung und Freundschaften. Damit ein versöhntes Miteinander wachsen kann, müssen Mauern in den Köpfen und Herzen zwischen West- und Ostdeutschen fallen, Vertrauen entstehen und Versöhnung passieren. Besonders sendungsbewusste Westdeutsche brauchen hier sehr viel Demut und Respekt.

Die politische Diskussion um die Vollendung der deutsch-deutschen Einheit gibt auch der Gemeinde gute Impulse. So möchten *Die Grünen (Parlament 6.9.2010)* die Vorbildrolle des Westens aufgeben und im Zusammenleben die Potenziale des Ostens statt seine Defizite fokussieren. Auch Gemeinden in Westdeutschland könnten von den Erfahrungen ostdeutscher Gemeinden im kontextuellen Gemeindebau für eine säkularisierte Gesellschaft profitieren, wie sie auch von den Erfahrungen der weltweiten Gemeinde profitiert, statt ostdeutsche Gemeinden zu ermutigen Gemeinde nach westdeutschen Prinzipien zu bauen. Das Praktizieren der Prinzipien aus Phil 2 hätte transformatorische Kraft in unserer Gesellschaft. Dies könnte ein Paradebeispiel für Wiedervereinigung unseres Landes sein. Kontextueller Gemeindebau im Osten muss sich daher um Versöhnung von Ost- und Westdeutschen bemühen, quasi als Vollzug der Wiedervereinigung auf Gemeindebasis und als Modell für das Umfeld. Erst dann ist sie ein glaubhafter Botschafter des Friedens (2.Kor 5:18ff), der für die Einheit unserer Nation so nötig wäre.

### **Gemeinde im Osten sollte Seelsorge anbieten**

Viele Ostdeutsche haben Brüche in ihrem Leben erfahren. Die Wende brachte den Systemwechsel, der für die meisten Arbeitsplatzwechsel, Karrierebrüche, Umzug, Familientrennungen, Scheidungen und zerbrochene Freundschaften nach sich zog. Wie viele erfuhren nach der Wende, dass ihre Nächsten sie bespitzelten. Das alles lastet auf ostdeutschen Seelen. Hinzu kommen die unerfüllten Hoffnungen an die Einheit, die bei Manchem eine „besorgniserregende psychosoziale Situation“ verursachte ([wiedervereinigung.de](http://wiedervereinigung.de)). Die Reaktionen reichen von Rückzug ins Private, politisches Desinteresses, Leben in verschiedenen Wirklichkeiten, wie schon in der DDR, und resignative Selbstaufgabe, wenn man dem psychosozialen Stress nicht mehr gewachsen ist. Die Ethnologie definiert solchen Stress als Kulturschock, den Ostdeutsche demnach im eigenen Land erlitten haben und der je nach Person von der Identifikation mit der neuen Kultur bis hin zur völligen Handlungsunfähigkeit erlebt wird. Auch die psychologischen Altlasten der DDR, die Menschen heute noch plagen, ist Anlass zur Besorgnis. Die Selbstmordrate ist in Deutschlands Osten weiterhin wesentlich höher als im Westen ([lvz-online.de](http://lvz-online.de)). Bei alledem gibt es nur wenige Seelsorger. Weil der Großteil der Bevölkerung keine Kirchenmitglieder sind, haben sie auch wenig Zugang zu Seel-



sorge. Psychotherapeuten haben lange Wartelisten. Menschen wissen oft nicht, wohin sie sich in ihrer Not wenden können. In dieser Situation braucht es Seelsorger. Das müssen nicht nur Professionelle sein. Menschen könnten so Gottes Hilfe und Vergebung erfahren. Allerdings entstammen viele der problembeladenen Menschen aus der Unterschicht und dem prekären Milieu. Gemeinde muss sich darüber im Klaren sein, dass sie mit einem Seelsorgeangebot meist Menschen aus diesem Milieu anzieht, das kein typisch freikirchliches Klientel ist. Dies führt zum nächsten Punkt.

### **Gemeinde im Osten muss milieuübergreifend arbeiten**

Das Evangelium gilt Menschen aller Kulturen, Schichten und Milieus. Die Milieuforschung zeigt aber, dass Kirchen, meist ungewollt, milieuverengt arbeiten (Braune-Krickau 2009:251). Ihre Mitglieder stammen mehrheitlich aus dem bürgerlichen Milieu, ihre Angebote orientieren sich meist an der bürgerlichen Mitte und sie rekrutieren neue Mitglieder vornehmlich aus diesem Milieu. Schröder (2007:239) weist nach, dass dies auch für Freikirchen zutrifft. Gemeindegründer im Osten erreichten bisher besonders Menschen ihres Bildungsniveaus und Alters. Zudem riegeln sich Freikirchen in oft familiären Gemeinschaften ab, mit der Tendenz zur Konformität (ebd).

Diese Milieuverengung beschränkt das Wachstum der Freikirchen in Ostdeutschland erheblich. Zum einen ist die bürgerliche Mitte in den neuen Bundesländern viel kleiner als im Westen. In der DDR-Gesellschaft gab es kaum eine bürgerliche Mittelschicht, und sie war anders geprägt als im Westen (Vester 1995:17). Das bürgerliche Milieu war im sozialistischen Arbeiter- und-Bauern-Staat verpönt (Schröder 2007:109) und ist deshalb bis heute ein negativ behaftetes Milieu, zu dem jemand nicht unbedingt gehören will. Zum anderen schrumpft die bürgerliche Mitte generell auf der gesamtdeutschen Milieukarte zugunsten der postmodernen und hedonistischen Milieus (sinus 2010). Der Osten wird also mehrheitlich von Bevölkerungsgruppen bewohnt, die normalerweise nicht zur freikirchlichen Klientel gehören. So verhindert eine Milieuverengung die Ausbreitung des Evangeliums in den neuen Bundesländern. Weil Milieus gern unter sich bleiben (Wegner 2002:25), finden Arbeiter keinen Eingang in das bürgerliche Milieu, und Menschen des bürgerlichen Milieus halten ihr Milieu mit vielen unbewussten Mechanismen, dem Habitus (ebd:44), geschlossen. Die Distanz der Kirche zur Arbeiterklasse, von der Industrialisierung ausgelöst (Schulz 2009:38), besteht also nach wie vor. Ein Großteil der Ost-Bevölkerung wurde deshalb noch nie mit dem Evangelium erreicht. Viele Landstriche im Osten - wie z.B. auch Sachsen-Anhalt - erlebten noch nie eine flächendeckende Erweckung.

Weil *missio Dei* alle Menschen im Blick hat, ist die Mission der Gemeinde grenzübergreifend. Gemeinde Jesu soll aus sich herausgehen (Mt 28:19f). Missionare verlassen deshalb ihren Kontext und gehen auf Menschen anderer Kulturen zu. Im deutsch-deutschen Kontext

oder im milieuübergreifenden Dienst handelt es sich dabei nicht um Landes- und Sprachgrenzen, wohl aber um kulturelle Grenzen. Soll also die Mission im Osten gelingen, ist eine milieuübergreifende Gemeindearbeit absolut notwendig, denn die nötige Grenzüberschreitung darf ja nicht den ostdeutschen Menschen abverlangt werden. Sie sollten keine kulturellen Grenzen überschreiten müssen, um Christ zu werden (McGavran 1990:196).

Will Gemeinde ihre Milieuverengung überwinden, muss sie initiativ werden. Sie sollte die eigene Milieuzugehörigkeit reflektieren, Gemeindeprogramme daraufhin prüfen und gezielt auf Menschen anderer Milieus zugehen. Fremde Gottesdienstformen, unverständlicher Wortschatz z.B. bei der Bibelübersetzung oder christlicher Literatur, ein weltfremder Frömmigkeitsstil u.v.a.m. erschweren den Zugang zum Evangelium. Aber nicht nur das schafft Barrieren. Besonders im persönlichen Miteinander sollte man Kommunikationsfallen vermeiden (Sinus 2009:173). Weil der Lebensstil, der Geschmack, die politische Einstellung u.v.a.m. je nach Milieus differieren, sollte man vorsichtig sein. Zu schnell gerät man bei Diskussionen in das Fahrwasser des eigenen milieu-spezifischen Habitus mit der Tendenz, sich gegen andere Milieus abzugrenzen (Wegner 2002:44). Hier ist christliche Demut und Liebe besonders gefragt. Christen sollte es nicht daran liegen, ihre eigenen milieugefärbten Meinungen zu verteidigen, sondern in erster Linie daran, Menschen aus allen Kulturen und Milieus für Jesus zu gewinnen. Hier wird wieder die Notwendigkeit interkultureller Fähigkeiten klar.

Gebraucht werden Gemeinden, die milieuübergreifend arbeiten und nicht nur wie gewohnt in der Mittelschicht agieren. Wir brauchen Christen, die auf die Milieus der Menschen im Osten zugehen. *DDR-Nostalgische* (sinus.de) und *junge Hedoniten* (ebd), *Materialisten* (ebd) und *Moderne Performer* (ebd) brauchen Christen, die ihre Wellenlänge haben, ihnen das Evangelium nahebringen und Gemeinden, die ihnen ein Zuhause bieten. In unserer zunehmend fragmentierten Gesellschaftsstruktur ist es für Gemeinde Jesu unausweichlich, sich für Menschen unterschiedlicher Milieus zu öffnen, um Menschen unterschiedlicher Gesellschaftsschichten mit dem Evangelium zu erreichen. Christen sollten in allen gesellschaftlichen Milieus präsent sein. Das passiert nicht mit einem Ansatz, der für alle passend sein will, das erfordert kontextuelle Verkündigung und neue Gemeindeformen, die im Dialog mit dem Kontext entstehen und die traditionellen Gemeindestrukturen aufbrechen. Unterschiedliche Milieus und Kulturen brauchen unterschiedliche Ansätze. Weil in den neuen Bundesländern das Arbeitermilieu dominiert, muss Gemeindebau im Osten dringend Modelle entwickeln, die dieses Milieu für das Evangelium erreicht und es dort beheimatet. Aber auch das wachsende Milieu der Postmodernen braucht Zugänge zu Gott.

## **9. Konkrete Handlungsempfehlungen für kontextuellen Gemeindebau in MD-Sudenburg**

Diese missiologische Arbeit drängt von Anfang an in die Praxis. Deshalb werden nun die allgemeinen Handlungsempfehlungen für missionale Gemeinde in Ostdeutschland auf die konkrete Situation in Magdeburg-Sudenburg angewandt. Wie also sollte eine missionale Gemeinde für Sudenburg aussehen?

Zur Zeit gibt es in Sudenburg noch keine FeG. Neben der evangelischen und der katholischen Kirchengemeinde gibt es eine Baptistengemeinde mit ca. 70 Mitgliedern und ca. 100 Gottesdienstbesuchern aus ganz Magdeburg. Die Gemeinde kaufte das Scala, das ehemals renommierte Sudenburger Kino. Weil aber kaum ein Mitglied aus Sudenburg selbst kommt, ist die Gemeinde wenig mit dem Stadtteil verbunden außer der jährlichen Beteiligung am Sudenburger Straßenfest. Die Scala-Gemeinde wird bisher von Sudenburger Bürgern als verschlossen empfunden.

Missionale Gemeinde in Sudenburg sollte die Merkmale aufweisen, die unter den Leitlinien für missionalen Gemeindebau formuliert werden:

- Gemeinde versteht sich als Teil der missio dei in Sudenburg.
- Sie ist im Stadtteil verortet und engagiert sich in Sudenburg um Gottes Liebe zu vermitteln
- Sie sollte betend arbeiten und als sendungsbewusste Gemeinde öffentlich präsent sein.
- Sie agiert ganzheitlich, milieuübergreifend und gesellschaftstransformativ.
- Sie sucht Wege kontextueller Verkündigung und fördert christliche Sozialisation.
- Sie wirkt einladend und ermöglicht Ostdeutschen Erfahrungen mit Gott.

Die Stadtteilanalyse zeigt, dass die Sudenburger Akteure angesichts der Negativentwicklung der sozialen Situation auf verschiedenen Ebenen Hilfe brauchen. Die Befragten fühlen sich überfordert und teilweise ratlos und mutlos, angesichts der immensen Probleme im Stadtteil. Sie wünschen sich mehr Akteure und die Entstehung eines Stadtteilzentrums mit Angeboten für alle möglichen Interessen- und Altersgruppen. Solch ein Zentrum wäre ein dringend benötigter Treffpunkt, der die Kommunikation der Bürger untereinander fördern würde und Lebenshilfe bieten könnte. Hier kann missionale Gemeinde in Sudenburg mitanpacken und durch ihr Engagement Gottes Liebe im Dienst am Menschen unter Beweis stellen. Im Sinne einer ganzheitlichen Verkündigung des Evangeliums empfehle ich deshalb die Mitgestaltung eines Stadtteilzentrums in Kooperation mit den örtlichen Akteuren. Für ein derartiges Engagement sprechen folgende Gründe:

Die Bedürfnisse nach Begegnung und Lebenshilfe trifft die Kernkompetenz der Gemeinde Jesu, die nach Gottes Idee Modell menschlichen Zusammenlebens für ihr Umfeld ist. Dem Auseinanderdriften von arm und reich und der Milieus in Sudenburg kann eine christliche

Gemeinschaft entgegenwirken, die für alle offen ist und in der Liebe herrscht. Sie weist damit auf Gott selber hin, den Friedensstifter. Weil viele unter dem Individualismus leiden und noch dem kollektiven Leben der DDR nachtrauern, könnte so ein Zentrum unter dem Motto „Gemeinsam statt einsam“ die Bevölkerung zusammenbringen. Einsame, Hilfesuchende und Ausgeschlossene könnten hier Wertschätzung, Annahme und christliche Lebenshilfe bekommen. Christliche Gemeinschaft lädt Konfessionslose ein, Gottes Liebe zu erfahren.

Eine Kooperation mit den ortsansässigen Akteuren ist dabei einem konkurrierenden christlichen Angebot in Gemeinderäumen vorzuziehen (Rusaw & Swanson 2004:41). Mithilfe der Christen in bereits bestehenden Programmen ist in vielfacher Hinsicht effektiver als eigene Gemeindeprojekte, weil:

- Gemeinde zu den Menschen kommt und nicht umgekehrt,
- ein Schulterschluss mit bestehenden Initiativen Wertschätzung ausdrückt, Beziehungen entstehen lässt und damit Vertrauen zu den Schlüsselpersonen in Sudenburg schafft,
- Räume und Ressourcen effektiver genutzt werden können,
- Christen so Kontaktflächen mit Nicht-Christen schaffen,
- Gemeinde so dort aktiv ist, wo es die Bevölkerung interessiert,
- Christen die Bevölkerung näher kennenlernen und in den Dialog mit ihr treten können.

Bei Konfessionslosen, die anscheinend gegen geistliche Dinge immun sind, verschafft sich Gemeinde durch soziales Engagement Gehör. Wenn Sudenburger spüren, dass Kirche sich um sie kümmert, erwägen sie hoffentlich eher, dass Kirche auch etwas für sie sein könnte. Das wird ihre Skepsis zerstreuen und das Image der Kirche verändern. Christen sollten in Sudenburg als Menschen wahrgenommen werden, die sich *für* die Bevölkerung interessieren und offen sind für ihre Belange. Je nach Gaben ihrer Glieder kann Gemeinde die Programme der sozialen Akteure bereichern durch:

- offene Kinder- und Jugendarbeit mit Mittagessen und Hausaufgabenbetreuung,
- Treffpunkte für Jugendliche (HZ:146), Hilfe bei der Berufsfindung (HK:20),
- erziehungsunterstützende Familienarbeit (HV:29), Sorge um Alleinerziehende,
- aktivierende GWA-Arbeit, die Bürger in verschiedenen Eigeninitiativen ermutigt,
- Beratungsangebote für Menschen in Notlagen (Schulden, Sucht, Pflege),
- Glaubensgrundkurse, die aus dem Dialog mit den Bürgern entstehen,
- Seelsorgeangebote für Konfessionslose, deren Bedarf die Kontextanalyse belegt,
- Begleitung und Trainingsprogramme für Erwerbslose, um ihnen zu einem Arbeitverhältnis zu verhelfen,

- Angebote für Senioren. Die drastische Zunahme der Senioren bei gleichzeitigem Geburtenrückgang führt Magdeburg, wie andere deutsche Städte auch, immer mehr an den Rand ihrer finanziellen Belastbarkeit in puncto Infrastruktur und Sozialleistungen. Missionale Gemeinde kann hier transformatorisch handeln und Sudenburg zu einem seniorenrechtlichen Stadtteil verhelfen. Die Zunahme der alleinstehenden Senioren fordern auch in Sudenburg neue Wohnformen. Denkbar wäre ein Mehrgenerationenhaus oder Seniorenwohngemeinschaften als Gegengewicht zum Individualismus unserer Zeit.

All diese Programme sollten ein erkennbares christliches Profil haben. Weil Gemeinde Gesandte Gottes ist, darf sie das Ziel, Menschen mit Jesus bekanntzumachen, nicht aus den Augen verlieren. Ihr Verkündigungsauftrag darf von ihrem sozialen Engagement nicht verdeckt werden. Bei allen Programmen sollte Gemeinde aber nicht zur Institution reduziert werden.

Das Engagement in einem Stadtteilzentrum kommt der Forderung nach öffentlicher Präsenz nach. Missionale Gemeinde will gesehen und gehört werden. Dass es dazu nicht genügt, ein Gebäude in der Stadt zu besitzen, das nur stundenweise am Sonntag geöffnet ist, bestätigen die Interviewpartner, die bisher Evangelikale in Sudenburg als eine in sich gekehrte Gruppe wahrnahmen. Durch die aktive Mitarbeit im Stadtteil und gleichzeitiger Beteiligung am Sudenburger Straßenfest, Weihnachtsmarkt, Laternenumzug, Osterfeuer, den GWA-Sitzungen usw. sind Christen präsent und bieten Sudenburgern Berührungspunkte mit Gott. Darüber hinaus sollte man auch andere Möglichkeiten suchen, öffentlich präsent zu sein, um Gott sichtbar zu machen: Über einen Internetauftritt auf *Sudenburg.de*, eine permanente Präsenz, etwa ein Laden auf der „Halber“, muss dringend nachgedacht werden. Ein Projekt in diese Richtung ist das „Seniorenkino“, das in Kooperation mit dem ASZ initiiert wird. Damit wird das Sudenburger Kino wieder der Öffentlichkeit zugänglich gemacht. Allerdings darf dies nicht die Schwellenangst außer Acht lassen, die Konfessionslose bei kirchlichen Gebäuden haben. Weil öffentliche Präsenz aber auch eine rechtliche Komponente hat, wäre zur Gründung einer FeG eine Vereinsgründung hilfreich, die eine rechtliche Identität schafft.

Das Engagement in einem Stadtteilzentrum sollte von folgenden Schritten begleitet werden:

### **Gebetsgruppe für Sudenburg starten**

Weil Gott allein der Handelnde der *missio Dei* ist, ist Gebet für Sudenburg unerlässlich. Mit der negativen Grundhaltung, die Ostdeutsche generell gegenüber Christlichem hegen, ist in Sudenburg besonders zu rechnen, weil ihre Bürger mehrheitlich dem Arbeitermilieu entstammen. Erschwerend kommt hinzu, dass viele ältere Sudenburger als ehemaligem Sitz der Stasi-Zentrale Parteitreue und somit Kirchengegner waren. Dies behindert die Kommunikation des Evangeliums. In diesem

ablehnenden Arbeitermilieu gilt es, Terrain für Gott zu gewinnen. Gott allein kann diese Ablehnung zum Schmelzen bringen, die materialistische Weltanschauung aufbrechen und Sündenerkenntnis und Buße bewirken. Im Gebet wirkt Gott auch an den Betern. Gott macht sein Anliegen der Errettung zu ihrem Anliegen und befähigt sie für ihre Sendung im Stadtteil.

### **Teambildung**

Weil Christen keine Einzelkämpfer sind, sondern Glieder des Leibes Jesu, der Christus in der Welt verkörpert, muss Evangelisation im Team geschehen, das nach dem „Leibprinzip“ arbeitet. Die FeG-Inlandmission rät zu einem Startteam. Dies kann aus einer Gebetsgruppe entstehen. Ideal wäre es, wenn Christen, die schon im Stadtteil wohnen, oder eine Gruppe der bereits ortsansässigen Gemeinde sich in eine stadtteilbezogene Gemeindegemeinschaft senden ließe.

### **Als Gesandte Gottes mitten in Sudenburg leben**

Für inkarnatorische Mission ist es elementar, wie Jesus unter den Menschen zu wohnen, zu denen man gesandt ist, um Jesu Liebe bekanntzumachen. Das Leben im Stadtteil schafft Identifikation und lässt Vertrauen entstehen. In der Nachbarschaft, im Alltag und bei Festen entstehen ganz natürlich Kontakte und Vertrauen. So haben Sudenburger Gelegenheit, Gottes Realität zu erfahren. Jede Evangelisation beginnt mit Kontakten, Begegnungen und Gesprächen. Der Schwerpunkt dieser Beziehungspflege sollte sowohl auf Sudenburger Schlüsselpersonen liegen, als auch auf Menschen, die eine Offenheit für das Evangelium zeigen.

### **Vertrauen schaffen**

Missionale Gemeinde muss sich deshalb bemühen, Vertrauen in der Bevölkerung aufzubauen, das Wege öffnet. Aus Ablehnung muss Neugierde auf Christliches werden. Die PQT-Fragen nach Mayers (1987:7) können dabei helfen. Vertrauen entsteht, wenn sich Menschen von Christen angenommen fühlen. Annahme aber ist genau das Zentrum der *missio Dei*; die Liebe Gottes zu den Menschen und die Liebe seiner Kinder zur Welt. Diese Liebe zeigen Christen Sudenburgern, wenn sie Zeit mit ihnen verbringen, ihnen zuhören, statt nur von sich und ihrem Gott zu reden, wenn sie Sudenburger akzeptieren, wie sie sind, ihnen mit Respekt und Wohlwollen begegnen, sich für ihre Belange im Stadtteil engagieren und an ihrer Seite anpacken. Sudenburger brauchen gute Erfahrungen mit Christen. So wächst Vertrauen. All das trifft für Westdeutsche in besonderem Maße zu, da Ostdeutsche sehr sensibel für westdeutsche Arroganz sind.

## Kontextuelle Verkündigung

Missionale Gemeinde will Jesus bekannt machen und Raum schaffen für Gottes Herrschaft in Sudenburg, wo Gott aus der Gesellschaft verbannt war. Die Angebote des Stadtteilzentrums sollten deshalb Wort und Tat in der Balance halten und ein unverkennbar christliches Profil haben. Missionarische Lebensbegleitung und Glaubensgrundkurse, die aus dem Dialog mit der Bevölkerung entstehen, werden hier genauso angeboten wie Gottesdienste für Konfessionslose. Sie sollten hier die Möglichkeit haben, auf unterschiedliche Weise mit Gott in Berührung zu kommen, Antworten auf ihre Lebensfragen erhalten und Heil für Leib und Seele erfahren. Sendungsbewusste Gemeinde macht keinen Hehl daraus, wem sie dient. Sudenburg braucht die rettende Botschaft von Jesus. Hier müssen aber Worte, Formen und Orte gefunden werden, wie und wo Verkündigung effektiv geschehen kann.

- Um z.B. den Senioren, die nie einen Gottesdienst besuchen, die Weihnachtsgeschichte nahezubringen, soll in Kooperation mit dem ASZ die Weihnachtsgeschichte von der Seniorenlaienspielgruppe einstudiert werden. Dies könnte dann auf dem Sudenburger Weihnachtsmarkt vorgespielt werden.
- Eine andere Art der kontextuellen Verkündigung bietet ein Ostergarten, der in der Osterzeit in der „Feuerwache“ stattfinden könnte. Mit allen Sinnen bietet er die Möglichkeit, das Ostergeschehen zu verstehen. Deutschlandweit findet der Ostergarten besonders bei Schulklassen Anklang. Ob das in Sudenburg auch so sein kann, gilt es zu erproben.
- Der „Lebendige Adventskalender“ ist seit 2010 eine Aktion im Advent der IG-Sudenburg, angestoßen und betreut durch Christen. Ziel der Aktion ist es, das Weihnachtsgeschehen mit kreativen Angeboten zu vermitteln und damit die Vorstellung „Weihnachten ist Märchenzeit“ im Kontext zu verändern.

Diese Art der Verkündigung kommt der postmodernen Tendenz zur ganzheitlichen Wahrnehmung entgegen. Das Spielen und die Visualisierung biblischer Geschichten stellt den Menschen Jesus vor.

Kontextuelle Verkündigung muss auf die Fragen der Menschen vor Ort eingehen, die im Dialog mit den Sudenburgern herauszufinden sind. Sudenburg ist traditionell ein Arbeiterviertel. Der Habitus des Arbeitermilieus muss deshalb bei kontextueller Arbeit in Sudenburg dringend beachtet werden. Soll das Evangelium in Sudenburg bekannt werden, muss auch in diesem Milieu gearbeitet werden. Zu erproben sind Glaubenskurse für Konfessionslose, wie sie z.B. in Berlin gute Früchte trugen (Garth 2009).

Kontextuelle Gottesdienstformen für Sudenburg, die bewusst das Arbeitermilieu anspricht und nicht die Prägung der Mittelschicht haben, müssen neu erfunden werden. Diese entwickeln sich in der Zusammenarbeit mit den Menschen vor Ort. Es wird schwer möglich sein, mit *einer*

Gottesdienstform *allen* Sudenburger Milieus gerechtzuwerden. Langfristig müssen sich unterschiedliche Prägungen herausbilden, gestaltet von den Menschen selbst, die ihrer Anbetung Ausdruck verleihen wollen.

Weil christliche Erziehung ein effektives Mittel der Gesellschaftstransformation ist, braucht Sudenburg neben offener Jugend- und Kinderarbeit im Stadtteilzentrum auch eine christliche Alternative zur Jugendweihe. Von Erfahrungen der evangelischen Kirche in diesem Bereich können wir lernen und eine freikirchliche Variante entfalten. Die Prägung dieser freikirchlichen Jugendweihe sollte ganzheitlich sein und das Programm im Dialog mit Teens und Eltern entstehen.

### **Gottesdienste für Konfessionslose**

Missionale Gemeinde in Sudenburg sollte nicht gottesdienstzentriert sein, aber sie bietet Gottesdienste für Konfessionslose an, um Sudenburgern Gottesbegegnung zu ermöglichen. Gottesdienste sollten Konfessionslose möglichst wenig Hindernisse bieten, ihn zu besuchen und zu verstehen. Folgendes erscheint mir dazu wichtig. Er sollte:

- in einem öffentlich zugänglichen Raum des Stadtteilzentrums stattfinden,
- leichtverständliche Formen, Sprache und Mainstreammusik verwenden,
- mit einem günstigen, aber dennoch kostenpflichtigen Essen verbunden werden, das Gespräche ermöglicht,
- für alle Milieus und Kulturen offen sein,
- ungezwungen und doch würdevoll begangen werden,
- sich „Gottesdienst“ oder „Kirche“ nennen, um von der Bevölkerung identifiziert werden zu können,
- zu einer Zeit stattfinden, der für das Gros der Bevölkerung passend ist,
- interaktive Elemente beinhalten, die Konfessionslosen Erfahrung mit Gott ermöglichen,
- Erfahrungsberichte von (ostdeutschen) Christen einplanen,
- biblische Lehre bieten, die auf ostdeutsche Fragen eingeht.

Ein derart ganzheitliches Engagement in einem Stadtteilzentrum schafft Vertrauen bei der Bevölkerung und bewirkt nach Jesu Verheißung Veränderung. Einzelne Menschen werden durch die Kraft Gottes verändert und der Stadtteil wird positiv geprägt. Mit der *dynamis* Gottes, die Neues schafft, kann missionale Gemeinde für Sudenburger rechnen. Aber nicht nur die anderen werden verändert. Der Dienst am Nächsten wird auch die Gemeinde verändern. Christen werden erfüllt sein davon, ihre Gaben für andere einzusetzen. Sie werden die Freude erleben, als Gesandte Gottes für und mit Gott am Werk zu sein, bevollmächtigt vom Heiligen Geist.



## Schluss

Das schleppende Wachstum der Freikirchen in den neuen Bundesländern seit der Wende gab den Anstoß zu der vorgelegten Arbeit. Die These dieser Arbeit ist, dass der Osten Deutschlands einen kontextuellen Gemeindebau braucht. Die Eigenständigkeit der ostdeutschen Kultur wurde in den vergangenen Jahren nicht ausreichend beim Gemeindebau bedacht.

Kapitel I legte die theologische Basis für einen kontextuellen Gemeindebau in den Bereichen Ekklesiologie und Kontextuelle Theologie. Es wurde deutlich, dass die traditionellen *notae ecclesiae* als Basis für die Herausforderungen einer Kirche im 21. Jh. nicht ausreichen. Die postchristliche Ära, in der sich Kirche insbesondere in den neuen Bundesländern befindet, stellt sie vor die unausweichliche Aufgabe, sich erneut auf ihre neutestamentliche Identität zurückzubedenken, um daraus neu ihre Bestimmung und ihre Sendung zu erfassen. Aus diesem Grund wurden die neutestamentlichen Bilder für Gemeinde nach der Identität von Gemeinde untersucht.

Die Gemeinde-Bilder des NT bekundeten wie aus einem Munde die missionarische Natur der Gemeinde Jesu. Gemeinde nach dem NT ist missionale Gemeinde. Sie ist Gesandte Gottes wie Jesus selbst. Ihre missionale Identität ist nicht nur *ein* ekklesiologisches Wesensmerkmal unter vielen. Es ist der Ausgangspunkt, der Grund, der Sinn, die Bestimmung und das Ziel der Gemeinde Jesu auf Erden. Seit Pfingsten führt Gemeinde unter der Leitung und mit der Ausrüstung des Heiligen Geistes die *missio Dei* in der gleichen Art und Weise fort wie Jesus. Die Inkarnation ist das Modell missionaler Gemeinde. Aus ihrer Identität entspringen die Wesensmerkmale, die die Leitlinien einer missionalen Ekklesiologie wie folgt formulieren: Missionale Gemeinde ist betend, inkarnatorisch, lokal, kontextuell, heilig, christozentrisch, einladend, grenzübergreifend, bevollmächtigt, (über)zeugend, ganzheitlich, diakonisch, transformatorisch und opferbereit.

Weil sich Kirche in den neuen Bundesländer im Missionskontext befindet, muss sie erneut zur missionalen Bewegung werden.

Dass missionale Gemeinde zwingend kontextuell arbeitet, zeigen die Ausführungen zur Kontextuellen Theologie, die das zweite Standbein meiner theologischen Basis ist. Weil die Inkarnation und Sendung Jesu das beste Beispiel dafür sind, dass Gott selbst seine Offenbarung an die Menschen kontextualisierte, ist Kontextuelle Theologie ein theologischer Imperativ (Bevans 1992:1) und kontextueller Gemeindebau damit unabdingbar. Nach der Arbeitsweise Kontextueller Theologie nahm die vorliegende Arbeit deshalb den Kontext der neuen Bundesländer neben Bibel und Tradition als dritte theologische Quelle hinzu (Beer 1995:9). Das eindeutige Bekenntnis zur Autorität der Bibel bewahrt davor, in die Beliebigkeit abzurutschen (Hiebert, zitiert in Frost & Hirsch 2006:89).

Die durchgeführte Kontextanalyse in Kapitel II sollte Themen des realen Lebens der Menschen in den neuen Bundesländer allgemein und speziell des Magdeburger Stadtteils Sudenburg vor Augen führen. Als zentrale Themen für den ostdeutschen Kontext traten zu Tage:

- die Konfessionslosigkeit, die sich in der Ost-Bevölkerung verselbstständigte und die häufig eine Areligiösität darstellt,
- damit einher geht ein rein materialistisches Weltbild, das Menschen gegen Transzendenz immunisiert zu haben scheint,
- die allgegenwärtige und oft als schmerzhaft empfundene Wendeerfahrung Ostdeutscher, die ein tiefer Einschnitt in ihre Gesellschaft und Biographie darstellt,
- das kollektive Gefühl Bürger Zweiter Klasse zu sein trotz sozialer Absicherung,
- die nachhaltige sozialistische Prägung, die sich im politischen Urteilsvermögen äußert,
- das ostdeutsche Wir-Gefühl, das im Arbeitermilieu besonders stark ist,
- die negativen Erfahrungen mit Westdeutschen u.a.m.

Der Forschungsbericht in Kapitel III greift dann diese Themen des ostdeutschen Kontextes auf, reflektiert sie im Lichte der Bibel und führt sie mit den erarbeiteten Leitlinien missionaler Ekklesiologie zusammen. Weil Kontextuelle Theologie eine Tat-Theologie ist (Bosch 1991:425), geht es ihr nicht nur um Orthodoxie, sondern um Orthopraxie. Weil christlicher Glaube in jeder Generation und Kultur neu durchdacht, formuliert und gelebt werden soll (Bosch 1991:452), stellt sich die Frage, wie solch ein kontextueller Gemeindebau für die neuen Bundesländer sein muss, damit Menschen das Evangelium verstehen, zu Nachfolgern Jesu werden und die Welt in Gottes Vorstellungen verändern. Dieser Aufgabe stellt sich der Forschungsbericht und formuliert folgende Handlungsempfehlungen für kontextuellen Gemeindebau im Osten. Gemeinde im Osten

- braucht Gebet um Erweckung,
- braucht kontextuelle Verkündigung,
- sollte christliche Sozialisation und Bildung fördern,
- sollte eine stärkere christliche Präsenz in der Öffentlichkeit fördern,
- muss Vertrauen aufbauen,
- braucht einladende Gemeinden,
- sollte Möglichkeiten schaffen Gott zu erfahren,
- sollte transformativ in der ostdeutschen Gesellschaft wirken,
- sollte Versöhnung leben,
- sollte Seelsorge für Konfessionslose anbieten,
- sollte milieuübergreifend arbeiten,

Wie aber können diese Handlungsempfehlungen im Magdeburger Stadtteil Sudenburg angewandt werden? Die vorliegende Arbeit endet mit konkreten Handlungsempfehlungen für kontextuellen Gemeindebau in Sudenburg (Punkt 9). Hier fließen die gewonnen Einblicke, die die Kontextanalyse in Sudenburg gewährte, mit den Leitlinien missionaler Ekklesiologie (Punkt 2.5) und den allgemeinen Handlungsempfehlungen für den ostdeutschen Kontext (Punkt 8) zusammen. Die entwickelten Handlungsempfehlungen sind als Anstöße für die freikirchliche Gemeindepraxis in Sudenburg gedacht.

Mein Wunsch ist es, dass die vorgelegte Arbeit dazu beiträgt, dass Ostdeutsche in Magdeburg-Sudenburg und anderenorts Jesus kennenlernen, zu Jünger Jesu werden und in ihrem Umfeld an Gottes Reich bauen. Der Teil unseres Landes, der sich über Jahrzehnte gewollt oder gezwungenermaßen von Gott entfernte, soll zu Gott umkehren. Gottes Reich soll wieder in Sudenburg Gestalt gewinnen, wo einst die Stasi Gottes Einfluss aus Sachsen-Anhalt verbannte und Christen das Leben schwermachte. Möge diese Arbeit dazu dienen, die Hemmschwellen für eine Umkehr Ostdeutscher möglichst gering zu halten. Kein Ostdeutscher muss zuerst Westnormen erfüllen, um Gottes Kind zu werden. Möge das Evangelium zu einer *Frohen Botschaft* für Ostdeutschland werden.

**Jesus selbst wird durch seinen Leib mehr Gemeinden in Ostdeutschland aufbauen!  
Keine Macht dieser Welt kann ihn daran hindern. Auf diese Zusage trauen wir!**

## Bibliographie

- Ahbe, Thomas. 2004. [http://www.bpb.de/publikationen/9HIQ30,0,Die\\_Konstruktion\\_der\\_Ostdeutschen.html](http://www.bpb.de/publikationen/9HIQ30,0,Die_Konstruktion_der_Ostdeutschen.html) [Stand 31.März 2011].
- Beer, Peter 1995. *Kontextuelle Theologie*. Paderborn: Ferdinand Schöningh.  
<http://www.bertelsmann-stiftung.de> [Stand 13.Sept. 2010].
- Betz, Otto 1994. Mission III. Neues Testament. *TRE* 23, 23-31.
- Betz, Ulrich 2003. Von der Freiheit will ich singen. Zur Ekklesiologie in Freien evangelischen Gemeinden. *Theologisches Gespräch* 27.
- Bevans, Stephen, B. 2000. *Models of contextual Theology*. 7<sup>th</sup> ed. Maryknoll: Orbis Books.
- Beyerhaus, Peter 1996. *Er sandte sein Wort: Theologie der christlichen Mission* Bd1. Die Bibel in der Mission. Wuppertal: Brockhaus.
- Bosch, David 1991. *Transforming Mission*. Maryknoll: Orbis Books.  
[http://www.bpb.de/publikationen/40QIUX,0,0,Leitkultur\\_als\\_Wertekonsens.html](http://www.bpb.de/publikationen/40QIUX,0,0,Leitkultur_als_Wertekonsens.html). [Stand 25.September 2010].
- Bourdieu, Pierre 1992. *Die verborgenen Mechanismen der Macht*. Hamburg: ASV.
- Braune-Krickau 2009. Eine Einführung in die unterschiedlichen Milieus, in Faix, Tobias, Weißenborn, Thomas, Aschoff, Peter (Hg.) *Zeitgeist 2: Moderne Heimatkunde*. Marburg: Francke, 247-260.
- Bremer, Helmut, Vester, Michael (Hg.) *Soziale Milieus und Kirche*. Würzburg: Ergon Verlag S. 25-51.
- Bröckling, Ulrich, u.a. 2004. *Glossar der Gegenwart*. Frankfurt/Main: Suhrkamp.
- Campell, Gary 2003. *Die fünf Sprachen der Liebe: Wie Kommunikation in der Ehe gelingt*. Marburg: Francke.
- Christsein Heute* 3/2008. Stellungnahme der Bundesleitung (des Bundes FeG) zu Charismatik und Gemeinde. Witten: Bundes-Verlag.
- Clowney, Edmund P. 1995. *The Church*. Leicester: InterVarsity Press.
- Clowney, Edmund 1988. *The Message of 1. Peter*. Downers Grove, USA: Inter-Varsity Press
- Coenen, Lothar 1978. *Theologisches Begriffslexikon zum Neuen Testament* Bd. 2. 2. Aufl. der Studienausgabe. Wuppertal: Brockhaus, 784-795.
- Dahl, Stephan 2001. *Einführung in die Interkulturelle Kommunikation*.<http://www.intercultural-network.de/einfuehrung/> [Stand 4. Jan. 2010].
- Dinter Astrid, Heimbrock, Hans-Günter & Söderblom, Kerstin (Hg.). 2007. *Einführung in die Empirische Theologie: Gelebte Religion erforschen*. Göttingen: Vandenhoeck & Ruprecht.
- Doyé, Götz & Keßler, Hildrun (Hg.) 2002. *Konfessionslos und religiös: Gemeindepädagogische Perspektiven*. Leipzig: Evangelische Verlagsanstalt.  
[http://www.ekd.de/download/broschuere\\_2011\\_mit\\_Links.pdf](http://www.ekd.de/download/broschuere_2011_mit_Links.pdf) [Stand 11. Juli 20011].  
<http://www.ekir.de/ekir/dokumente/Tab01.pdf> [Stand 11. Juli 20011].  
[http://www.ekmd.de/attachment/aa234c91bdabf36adbf227d333e5305b/3d1549f64c5e11dfa501ad2640f166a866a8/Kirchliches\\_Leben\\_in\\_Zahlen\\_EKM\\_2008.pdf](http://www.ekmd.de/attachment/aa234c91bdabf36adbf227d333e5305b/3d1549f64c5e11dfa501ad2640f166a866a8/Kirchliches_Leben_in_Zahlen_EKM_2008.pdf) [Stand 10. Juli 2011].  
<http://www.ekir.de/www/downloads/Tab01.pdf> [Stand 2. August 2010].  
[http://www.eltern.t-online.de/deutsche-einheit-nachwende-jugend/id\\_42254674/index](http://www.eltern.t-online.de/deutsche-einheit-nachwende-jugend/id_42254674/index) [14. Juli 2010].
- Engel, James 1989. *Zeitgemäße christliche Kommunikation*. Bad Liebenzell: Verlag der Liebenzeller Mission.

- Faix, Tobias. 2007 *Gottesvorstellungen bei Jugendlichen: Eine qualitative Erhebung aus der Sicht der empirischen Missionswissenschaft*. Berlin: LIT-Verlag.
- Faix, Tobias 2009. Heimatverlust? Globalisierung und die Folgen für unseren Alltag, in Faix, Tobias, Weißenborn & Thomas, Aschoff, Peter (Hg.) *Zeitgeist 2: Moderne Heimatkunde*. Marburg: Francke, 27-34.
- Faix, Tobias & Stängle Gabriel 2009. Warum wir über Transformation reden. Gesellschaftstransformation. Eine Einführung, in Faix, Tobias, Reimer Johannes & Brecht, Volker (Hg.) *Die Welt verändern. Grundfragen einer Theologie der Transformation*. Marburg: Franke. 11-22.
- Faix, Tobias & Weißenborn Thomas 2009. Transformation als Aspekt der Soteriologie, in Ebeling Rainer, Meier, Alfred. *Missionale Theologie* Marburg: Franke, 113-128.
- Flick, Uwe, von Kardoff, Ernst & Ines Steinke (Hg.) 2005. *Qualitative Forschung: Ein Handbuch*, Reinbek bei Hamburg: Rowohlt.
- Frost, Michael & Hirsch, Alan 2006. *The shaping of things to come: Innovation and Mission for the 21<sup>st</sup> century Church*. Sixth Printing. Peabody: Hendrickson.
- Garth, Alexander 2004. Eine Missionsgemeinde für Konfessionslose.  
[www.kirchenreform.de/missionsgemeinde\\_konfessionslose.html](http://www.kirchenreform.de/missionsgemeinde_konfessionslose.html) [Stand 12.Mai 2011].
- Garth, Alexander 2009. Areligiöse in Ostdeutschland, in Faix, Tobias, Weißenborn, Thomas & Aschoff, Peter (Hg.): *Zeitgeist 2. Postmoderne Heimatkunde*. Marburg: Francke, 276-281.
- Geißler, Rainer 2008. *Die Sozialstruktur Deutschlands: Zur gesellschaftlichen Entwicklung mit einer Bilanz zur Vereinigung*. 5. Aufl. Wiesbaden: Verlag für Sozialwissenschaft.
- Gibbs, Eddi 2000. *Church next. Quantum chances in how we do ministry*. Downers Grove: InterVarsity.
- Gladen, Jutta 2001. *Auf den Spuren Ottos des Großen: Eine historische Entdeckungsreise entlang der Straße der Romantik*. Halle (Saale): Mitteldeutscher Verlag.
- Grabner, Wolf-Jürgen 2008. Konfessionslosigkeit: Einstellungen und Erwartungen an das kirchliche Handeln, in *Kirche empirisch: Ein Werkbuch zur vierten EKD-Erhebung über Kirchenmitgliedschaft und zu anderen empirischen Studien*. Gütersloh: Verlagshaus.
- Hardmeier, Roland 2009. Die Vision der Jüdischen Propheten als Grundlage des missionalen Gemeindebaus, in Ebeling Rainer & Meier, Alfred. *Missionale Theologie*. Marburg: Franke, 11-25.
- Hans-Böckler-Stiftung 2003. *Armut und Reichtum in Deutschland Forschungsinitiativen für mehr Verteilungsgerechtigkeit*. Düsseldorf: DGB.
- Hille, Rolf 1998. Ekklesiologie der Deutschen Evangelischen Allianz, in Stadelmann 1998, 4-8.
- Hörster, Gerhard 2004. *Theologie des Neuen Testaments*. Wuppertal: Brockhaus.
- Hunsberger, George R. 2003. Evangelical Conversion toward a Missional Ecclesiology. in Stackhouse 2003, 105-132.
- Helfferrich, Cornelia 2005. *Die Qualität qualitativer Daten: Manual für die Durchführung qualitativer Interviews*. Wiesbaden: Verlag für Sozialwissenschaften.
- Herkommer, Sebastian 2008. Ausgrenzung und Ungleichheit: Thesen zum neuen Charakter unserer Klassengesellschaft, in: Anhorn, Roland (Hg.) u.a. . *Sozialer Ausschluss und Soziale Arbeit*. Wiesbaden: Verlag für Sozialwissenschaften, 63-82.
- Hesselgrave, David J. 1980. *Planting Churches Cross-Culturally. A Guide for Home and Foreign Missions*. Grand Rapids: Baker Book House Company.
- Hesselgrave, David. 1991. *Communicating Christ Cross-Culturally*. 2. Aufl. Grand Rapids: Zondervan.
- Hopf, Christel 2006. Qualitative Interviews in *Qualitative Forschung: Ein Handbuch*, Reinbek bei Hamburg: Rowohlt, 349-360

- Hofmann, Michael 2001. Strukturwandel und Wandel sozialer Milieus in Ostdeutschland.  
[http://www.hof.uni-halle.de/journal/hefte/Volltexte/2001\\_1.pdf](http://www.hof.uni-halle.de/journal/hefte/Volltexte/2001_1.pdf) [Stand:12. Jan.2010]
- Hofmann, Michael 2009. Wandel sozialer Milieus in Ostdeutschland.  
[http://www.kas.de/wf/doc/kas\\_15671-1522-1-30.pdf?090206141622](http://www.kas.de/wf/doc/kas_15671-1522-1-30.pdf?090206141622). [Stand: 30. Mai 2011].
- Käser, Lothar 1997. *Fremde Kulturen. Eine Einführung in die Ethnologie für Entwicklungshelfer und kirchliche Mitarbeiter in Übersee*. Erlangen: Verlag der Evangelisch-Lutherischen Mission.
- Kairos- Dokument 1998. <http://oikoumene.net/zeug/zeug/.kairos/zeug.kairos.europa/index.html>  
 [Stand 10. Juni 2009].
- Kessler, Heidrun & Döhnert Albrecht 2002. Konfirmandenarbeit zwischen Tradition und Herausforderung, in Doyé , Götz & Keßler, Hildrun (Hg.): *Konfessionslos und religiös. Gemeindepädagogische Perspektiven: Eckart Schwerin zum 65. Geburtstag*. Leipzig: Evangelische Verlagsanstalt, 29-57.
- Kirche mit Hoffnung 1998. Leitlinien künftiger kirchlicher Arbeit in Ostdeutschland  
[http://www.ekd.de/international/hoffnung\\_1998\\_hoffnung3.html](http://www.ekd.de/international/hoffnung_1998_hoffnung3.html) [Stand 10. Mai 2011].
- Kollmorgen, Raj 2008. *Missachtung und Diskurs. Zur diskursiven Konstruktion von Anerkennung und Missachtung der Ostdeutschen nach der Vereinigung*. Magdeburg:Institut für Soziologie
- König, René (Hg). 1957. *Das Interview: Formen, Technik, Auswertung*. 2. erw. Aufl. Köln: Verlag für Politik und Wirtschaft.
- Köstenberger, Andreas, J. & O'Brien, Peter T. 2001. *Salvation to the Ends of the Earth: A biblical theology of missions*. Leicester: Apollos/IVP.
- Krais Beate & Gebauer, Günther 2002. *Habitus*. Bielefeld: Transcript Verlag.
- Kritzinger, JNJ. 2002. A Question of Mission -a Mission of Questions, in *The Making of the African Person: Essays in Honor of W A Saayman*. Madge Karecki (ed). Menlo Park: SAMS.
- Kunz, Christoph 2002. Die Jugendfeier zur Lebenswende im Bistum Magdeburg, in Doyé , Götz & Keßler, Hildrun (Hg.): *Konfessionslos und religiös. Gemeindepädagogische Perspektiven: Eckart Schwerin zum 65. Geburtstag*. Leipzig: Evangelische Verlagsanstalt, 71-74.
- Kuen, Alfred 1975. *Gemeinde nach Gottes Bauplan*. Lahr: St. Johannis Druckerei.
- Kuen, Alfred 1992. Royaume de Dieu, in *Nouveau Dictionnaire biblique. Révisé et augmenté*, Saint-Légier: Edition Emmaüs, 1139-1142.
- Kühn, 2010. *Parlament* 6.Sept. 2010.
- Künkler, Tobias. 2007. Kurze Geschichte der Postmoderne, in: Faix, Tobias & Weißenborn, Thomas (Hg) 2007. *Zeitgeist: Kultur und Evangelium in der Postmoderne*. Marburg:Francke, 12-24.
- Luzbetak, Louis 1988. *The Church and Cultures: New perspectives in missiological anthropology*. Mayknoll: Orbis.
- Leipziger Volkszeitung* <http://nachrichten.lvz-online.de/nachrichten/mitteldeutschland/selbstmordrate-in-ostdeutschland-deutlich-hoher-als-in-alten-bundeslaendern/r-mitteldeutschland-a-12741.html> [Stand:27.Januar 2011].
- Lingenfelter, Sherwood, G. 1996. *Agents of Transformation*. Grand Rapids: Baker Academic.  
<http://www.magdeburg.de/media/custom/loadDocument.phtml?ObjSvrID=37&ObjID=2870&ObjLa=1&Ext=PDF> [Stand 30.März 2011].
- Magdeburger Volksstimme* 25. Juni 2010. Ein Viertel der Ostdeutschen hat positives DDR-Bild.
- Maletzke, Gerhard. 1996. *Interkulturelle Kommunikation*. Opladen: Westdeutscher Verlag.
- Manila Manifest <http://www.lausannerbewegung.de/data/files/content.publikationen/85.pdf>. [Stand 5. Juli 2011].

- Mayers, Marvin, K. 1987. *Christianity confronts cultures: A strategy for crosscultural Evangelism*. Grand Rapids: Zondervan.
- Mayring, Philipp 2002. *Einführung in die Qualitative Sozialforschung*. 5. Aufl. Weinheim: Beltz.
- Mayring, Philipp 2007. *Qualitative Inhaltsangabe: Grundlagen und Technik*. 9. Aufl. Weinheim: Beltz.
- McGavran, Donald. 1990. *Gemeindegrowth verstehen*. Lörrach: Wolfgang Simon Verlag.
- Meulemann, Heiner 1996. *Werte und Wertewandel: Identität einer geteilten und wieder vereinten Nation*. Weinheim: Juventa Verlag.
- Meulemann, Heiner 2002. Werte und Wertewandel im vereinten Deutschland. [http://www.bpb.de/popup/popup\\_druckversion.html?guid=2S45PG](http://www.bpb.de/popup/popup_druckversion.html?guid=2S45PG) [Stand 6. Juli 2006].
- Meulemann, Heiner 2006. Wertewandel in der Bundesrepublik. [http://tu-dresden.de/die\\_tu\\_dresden/zentrale\\_einrichtungen/mez/dateien/Kolloquien/down/Meulemann.pdf](http://tu-dresden.de/die_tu_dresden/zentrale_einrichtungen/mez/dateien/Kolloquien/down/Meulemann.pdf) [Stand 14. September 2010].
- Meuser, Michael & Nagel, Ulrike 1991. ExpertInneninterviews: Vielfach erprobt, wenig bedacht. Ein Beitrag zur Methodendiskussion, in Garz, Detlef & Kraimer, Klaus (Hg.) *Qualitativ-empirische Sozialforschung. Konzepte, Methoden, Analysen*. Opladen: Westdeutscher Verlag, 441-471.
- Meuser, Michael & Nagel, Ulrike 1991. <http://www.christiansussner.de/Texte/experteninterviews.pdf> S.26ff [Stand 1. März 2011].
- Meuser, Michael & Nagel, Ulrike 2010. Experteninterviews -wissenssoziologische Voraussetzungen und methodische Durchführung in Friebertshäuser, Barbara, Langer, Antje & Prengel Anne-dore (Hg.) *Handbuch Qualitative Forschungsmethoden in der Erziehungswissenschaft* Neuausgabe Weinheim/München: Juventa Verlag. 457-469.
- Michel, Erhard 2004. *Die Inland-Mission: Geschichte, Gegenwart und Ziele: Festschrift zum 100. Geburtstag der Inland-Mission*. Witten: Bundesverlag.
- <http://www.nealine.de/news/Politik/studie-jeder-vierte-ostdeutsche-verklaert-die-ddr-2381762962-BLD-Online.jpg-1937849206.html> [Stand 29. August 2010].
- Neubert, Ehrhard 1997. Gründlich ausgetrieben. Eine Studie zum Profil und zur psychosozialen, kulturellen und religiösen Situation von Konfessionslosigkeit in Ostdeutschland und den Voraussetzungen kirchlicher Arbeit: in EKD (Hg.) *Konfession: keine*. Hannover, 49-160. [http://www.n24.de/news/newsitem\\_6198677.html](http://www.n24.de/news/newsitem_6198677.html) [Stand 13. Sept 2010].
- Newbigin, Lesslie 1989. *Den Griechen eine Torheit: Das Evangelium und unsere westliche Kultur*. Neukirchen-Vluyn: aussaat Verlag.
- Niebuhr, Richard, H. 1954. *Crist and culture*. San Francisco: Harper.
- Parlament 6. Sept. 2010.
- Piper, John 1993. <http://www.reallifeboston.com/getinvolved/LetTheNationsBeGlad.pdf> [Stand 15. Jan 2011]
- Puhle, Matthias 2005. *Magdeburg 1200: Mittelalterliche Metropole, Preußische Festung*. Magdeburg: Magdeburger Museen.
- Reimer, Johannes. 2008. Vorlesungsskript zum Kurs Kontextuelle Theologie: Wiedenest.
- Reimer, Johannes 2009. *Die Welt umarmen. Theologie des gesellschaftsrelevanten Gemeindebaus*. Marburg: Francke.
- Rusaw, Rick & Swanson, Eric 2004. *The externally focused Church*. Loveland: Group.
- Sauer, Christof 1994. *Mission und Martyrium*. Bonn: Verlag für Kultur und Wissenschaft. <http://www.sbg.ac.at/tkr/texte/SN20100327.pdf> [Stand 25. Juni 2010].
- Scharnowski, Reinhard 2008. Gemeinde im postmodernen Europa, in Klaus W. Müller (Hg.):



- Mission im postmodernen Europa*. Nürnberg:VTR, 84-103.
- Schindler, Dietrich 2006. *Create and substain a multiplication church-planting Movement in Germany*.(Unveröffentliche Doktorarbeit)
- Schindler, Dietrich 2007. *Good to Great Church Planting* in EMQ 2007.
- Schmidt, Christiane 2005. Analyse von Leitfadenterviews, in Flick Uwe, Ernst von Kardorff & Steinke Ines (Hg) *Qualitative Forschung: Ein Handbuch*. Reinbeck bei Hamburg:Rowohlt.
- Schmidt, Christiane 2007. [www.uni-hildesheim.de/~cschmidt/Seminare-Innsbruck/ \(Interview-techniken/LFI07-cschmidt.pdf](http://www.uni-hildesheim.de/~cschmidt/Seminare-Innsbruck/Interview-techniken/LFI07-cschmidt.pdf) S.29 [Stand 19. Feb.2011].
- Schmidt, Christiane 2007. [http://www.uni-hildesheim.de/~cschmidt/Seminare-Innsbruck/ Interviewtechniken/Folien-27-1-schmidt.pdf](http://www.uni-hildesheim.de/~cschmidt/Seminare-Innsbruck/Interviewtechniken/Folien-27-1-schmidt.pdf) S 36 [Stand 1.März 2011].
- Schmidt, Christiane 2007. Analyse von Leitfadenterviews, in Flick, Uwe u.a. *Qualitative Forschung: Ein Handbuch*. Hamburg: Rowohlt. 447–456.
- Schmidt, Christiane 2010. Auswertungstechniken für Leitfadenterviews: in Friebertshäuser Barbara, Langer, Antje & Pregner, Annedore (Hg) *Handbuch Qualitativer Forschungsmethoden in der Erziehungswissenschaft*. Weinheim: Juventa-Verlag.
- Schröder, Sabine 2007. *Konfessionslose erreichen. Gemeindegründungen von freikirchlichen Initiativen seit der Wende 1989 in Ostdeutschland*. Neukirchen-Vlyn: Neukirchner Verlag
- Schulz, Claudia, Hauenschild, Eberhard & Kohler, Eike 2009. *Milieus praktisch: Analyse und Planungshilfe für Kirche und Gemeinde*. Göttingen: Vandenhoeck & Ruprecht.
- Schwerin, Eckart 2002. Konfessionslos und religiös. Gemeindepädagogische Perspektiven, in Doyé, Götz & Keßler, Hiltrun (Hg.): *Konfessionslos und religiös. Gemeindepädagogische Perspektiven: Eckart Schwerin zum 65. Geburtstag*. Leipzig: Evangelische Verlagsanstalt, 284-301.
- Segert, Astrid & Zierke Irene 1997. *Sozialstruktur und Milieuerfahrung: Aspekte des Alltagskulturellen Wandels in Ostdeutschland*. Opladen: Westdeutscher Verlag.
- Seel, Andrea 2004. [http://www.pze.at/typo3/fileadmin/user\\_upload/ife-dokumente/ Qualitative\\_Forschung\\_Homepage.pdf](http://www.pze.at/typo3/fileadmin/user_upload/ife-dokumente/Qualitative_Forschung_Homepage.pdf) [Stand 19. Feb 2011].
- Simon, Fritz, B. 1997. *Die Kunst nicht zu lernen*. Heidelberg: Auer.
- [http://www.shell.de/home/content/deu/aboutshell/our\\_commitment/shell\\_youth\\_study](http://www.shell.de/home/content/deu/aboutshell/our_commitment/shell_youth_study) [Stand 14.Sept.2010].
- Sinus AB 2 [www.sociovision.de](http://www.sociovision.de) [Stand: 4.Jan.2010].
- <http://www.sinus-institut.de/loesungen/sinus-milieus.html> [Stand 31.März 2011].
- sinus 2010. [http://www.sinus-institut.de/uploads/tx\\_mpdownloadcenter/ Update\\_2010\\_Hintergruende\\_und\\_Fakten.pdf](http://www.sinus-institut.de/uploads/tx_mpdownloadcenter/Update_2010_Hintergruende_und_Fakten.pdf) [Stand 31.März 2011].
- Snyder, Howard 1985. *Kingdom Lifestyle*. Illinois: InterVersity Press.
- Snyder, Howard 2003. Marks of evangelical ecclosiology, in Stackhouse 2003, 77-104.
- Sobbe, Gerd 2010. Gemeindegründungen nach der Wende. *Freikirchliche Forschung* 19. S.258-265
- Sozialreport 2008 <http://www.volkssolidaritaet.de/cms/sozialpolitik.html> [Stand 27. Jan 2011].
- sociovision.de [Stand November 2009].
- Spohn, Elmar 2005. Die notae der wahren Kirche: Beobachtungen zu Karl Hartensteins heilsgeschichtlich-eschatologischer Ekklesiologie. *Theologisches Gespräch* 29, 47-62.
- Stackhouse, John G (ed) 2003. *Evangelical Ecclosiology: Reality or Illusion?* Grand Rapids: Baker Academic.
- Stadelmann, Helge (Hg.) 1998. *Bausteine zur Erneuerung der Kirche: Gemeindeaufbau auf der Basis einer biblisch erneuerten Ekklesiologie*. Gießen: Brunnen-Verlag.
- Stadtteilkatalog Magdeburg 2009. Amt für Statistik der Landeshauptstadt Magdeburg Heft 75. [http://statistik.arbeitsagentur.de/nn\\_4236/Statistischer-Content/Statistische-Analysen/Analyse-in-](http://statistik.arbeitsagentur.de/nn_4236/Statistischer-Content/Statistische-Analysen/Analyse-in-)



[Grafiken/Arbeitsmarkt-nach-Regionen/Karten.html](#) [Stand 17. September 2010].

Statistische Blätter 2008. Amt für Statistik der Landeshauptstadt Magdeburg Heft 69.

Steyne, Philip 1998. *Schritt halten mit dem Gott der Völker*. Bonn: Verlag für Kultur und Wissenschaft.

Strauch, Peter 1998. *Typisch FeG*. Witten: Bundes-Verlag.

Sundermeier, Theo 1987. *Theologie der Mission*. Göttingen: Vandenhoeck&Ruprecht.  
*Süddeutsche Zeitung Magazin* 30. Juli 2010.

Swarat, Uwe 1998. *Notae ecclesiae*, in Stadelmann 1998, 169-190.

Swibenko, Nadine 2003. [http://www.uni-leipzig.de/~sozio/content/site/wiss\\_arb/291.pdf](http://www.uni-leipzig.de/~sozio/content/site/wiss_arb/291.pdf)

[Stand 5. Januar 2011]

*Tagesspiegel* 3. Oktober 2009

[http://www.velkd.de/Text-VELKD\\_146\\_09\\_12\\_08.pdf](http://www.velkd.de/Text-VELKD_146_09_12_08.pdf) [Stand 28. März 2011).

Vester, Michael 2002. Epilog: Die geistlich Reichen und die geistlich Armen, in: Vögele, Wolfgang, Bremer; Helmut & Vester Michael (Hg.) *Soziale Milieus und Kirche*. Würzburg: Ergon-Verlag.

Vicedom, Georg F. 1971. *Grundlagen der Weltmission* Breklum: Christian Jensen Verlag.  
[http://www.volkssolidaritaet.de/cms/vs\\_media/Downloads/Bundesverband/PDF\\_Dateien-p-11489/2008/Sozialreform.pdf](http://www.volkssolidaritaet.de/cms/vs_media/Downloads/Bundesverband/PDF_Dateien-p-11489/2008/Sozialreform.pdf) [Stand Juni 2010].

Wahl, Yuriko 2010. [http://www.n24.de/news/newsitem\\_6198677.html](http://www.n24.de/news/newsitem_6198677.html) [Stand 14. Juli 2010].

Walldorf, Friedemann, 2002. *Die Neu- Evangelisierung Europas. Missionstheologien im europäischen Kontext* Gießen: Brunnen Verlag.

<http://www.welt.de/politik/deutschland/article319302/Ostdeutsche-sind-unglaeubig-aber-gottgefaellig.html> [Stand 5. Juli 2010].

Werth, Martin 2006. *Theologie der Evangelisation*. Neukirchen: Neukirchener Verlag.

Wetzel, Klaus 2005. *Missionsgeschichte Deutschlands*. Nürnberg: Verlag für Theologie und Religionwissenschaft.

<http://www.wiedervereinigung.de/sls/PDF/pressemitteilung260909.pdf> [Stand 20. Dezember 2010].

[http://de.wikipedia.org/w/index.php?title=Datei:Religion\\_map\\_germany\\_2008.png&filetimestamp=20110101201253](http://de.wikipedia.org/w/index.php?title=Datei:Religion_map_germany_2008.png&filetimestamp=20110101201253) [Stand 11. Juli 2011].

Wegner; Gerhard 2002. Was dem Einen sein Bach, ist dem Anderen sein Baltruweit, in: Vögele, Wolfgang, Bremer; Helmut & Vester Michael (Hg.) *Soziale Milieus und Kirche* Würzburg: Ergon-Verlag, 22-51.

Wohrhab-Sahr 2002 *Konfessionslos gleich religionslos? Überlegungen zur Lage in Ostdeutschland*, in Doyé & Keßler 2002. *Konfessionslos und religiös: Gemeindepädagogische Perspektiven* Leipzig: Evangelische Verlagsanstalt, 11-29.

Wrogemann, Henning 1997. *Mission und Religion in der systematischen Theologie der Gegenwart: Das Missionsverständnis deutschsprachiger protestantischer Dogmatiker*. Göttingen: Vandenhoeck&Ruprecht.

<http://www.zeit.de/gesellschaft/familie/2010-09/shell-jugend-gensicke-2?page=2>

[Stand 13. September 2010].

Zick, 2010. Jugendliche in Ost und West. *Magdeburger Volksstimme* 26. Juli 2010.

## Anhang

### Gedächtnisprotokoll des Interviews mit HV am 25.Feb. 2011

HV ist Sozialpädagoge und arbeitet seit Februar 2009 an einer Haupt- und Realschule in S. mit ca. 250 Kindern der Klassen 5-10. Seiner Arbeit beinhaltet: Einzelhilfe von Kindern und wenn möglich mit deren Eltern, Projektarbeit in der Schule und Ferienprogramme

HV beschreibt S. als einen Stadtteil mit einer sehr hohen Arbeitslosigkeit, die sich durch mehrere Generationen hindurchzieht. S entwickelt sich zum sozialen Brennpunkt. Viele Menschen in S haben große Suchtprobleme, hauptsächlich mit Alkohol.

Als positiv an S. nennt HV den Weihnachtsmarkt, der schon eine schöne Tradition ist und an dem sich die Schule beteiligt. Desgleichen das „Stadtteilfest“ (Straßenfest). Auch die Zusammenarbeit mit dem Jugendclub Magnet bewertet HV als positiv.

Gefragt nach den Herausforderungen S antwortet HV, dass er diese nicht an S. festmachen wolle. Die Herausforderungen S sieht er als Auswirkung des Gesellschaftswandels, durch den sich die häusliche Situation veränderte. In dieser veränderten Familiensituation sieht er die Hauptursache der Probleme der Jugendlichen und Eltern:

- Jugendliche sind vielen Einflüssen ausgesetzt
- die Versuchungen für Jugendliche sind vielfältig
- Eltern stehen diesen Veränderungen, und was diese in ihren Kindern auslösen oft hilflos gegenüber
- Diese Hilflosigkeit macht sich bemerkbar in einer Unfähigkeit mit den Jugendlichen zu reden. Die Sprache zwischen Kindern und Eltern ist oft sehr barsch, die wenig gegenseitigen Respekt und Wertschätzung vermittelt.
- Konsequenz zu erziehen fällt den Eltern schwer
- Als Resultat daraus begegnet HV oft das Problem der Schulverweigerung, das HV auf eine problematische Familiensituation zurückführt.

Eine weitere Ursache der Probleme mit denen HV konfrontiert ist sind die geringen Chancen, die Jugendliche mit einem geringeren Schulabschluss haben.

HV setzt seinen Arbeitsschwerpunkt deshalb in der Elternarbeit. Wichtig ist ihm, dass Eltern und Kinder wieder mehr Wertschätzung füreinander haben. Familienarbeit aber ist sehr zeit- und mitarbeiterintensiv und setzt Vertrauen voraus.

Die größten Bedürfnisse S. sieht er in einer offenen Jugendarbeit und Treffpunkte für Jugendliche. Dazu bräuchte man aber: langfristige Mitarbeiter, mehr Geld, mehr Zeit, längerfristige Projekte

Wünschen würde HV sich für S:

- mehr Grün, Grünanlage, Park und weniger Hundekot
- eine offene, zwanglose Familienbegegnungsstätte, so eine Art Jugendclub für Familien, (eventuell in Kooperation mit dem ASZ)
  - die generationsübergreifend arbeitet
  - Werte weitergibt
  - sportliche Angebote wie Fußball oder Boxen anbietet

Gefragt zu seinen Erwartungen an die Kirchen ist HV erst ratlos. Offensichtlich rechnete er gar nicht mit kirchlichen Akteuren. Nach der ersten Sprachlosigkeit wünscht er sich aber eine

Kooperation mit den Kirchen.

### **Gedächtnisprotokoll vom Interview mit HK, Leiter eines Kinder und Jugendclubs in Sudenburg vom 14. März 2011 10.30h**

Das Interview ist das letzte, das ich im Stadtteil durchführte. Im Vorfeld gab es einige Mails hin und her in denen HK die Interviewfragen im Voraus erbat, um sie von seinem Arbeitgeber genehmigen zu lassen. Dies erzeugte bei mir bereits eine kritische Haltung gegenüber dem Interviewpartner, die sich allerdings im Laufe des Interviews verflüchtigte. HK war mir gegenüber sehr zugewandt und kooperativ. HK ist Sozialpädagoge und leitet seit 5 Jahren die Einrichtung in S. Mit ihm zusammen arbeiten noch drei Festangestellte und drei „Ein-Euro-Jobber“.

Zuerst beschreibt HK die Arbeit seiner Einrichtung. Er bietet Kindern des Stadtteils eine sinnvolle Freizeitbeschäftigung an. Im Sommer führt er ein einwöchiges Zeltlager durch. Die Kinder, die in die Einrichtung kommen sind meist zwischen 6-13J. Momentan hat der Jugendclub einen Besucherstamm von 30-50 Kindern. Die allermeisten von ihnen kommen schaffen es es höchstens auf die Hauptschule. Sie kommen aus sozialschwachen, bildungsfernen Milieus in der Heidestr. und Cochstedter Str. HK sagt, er kenne keinen, der Eltern, die nicht Harz IV empfangen.

Seine Träume für die Zukunft der Einrichtung wären:

- Falls ein Sponsor gefunden würde, würde HK gerne ein warmes Mittagessen und Hausaufgabenbetreuung für die Kinder anbieten. Das ist seiner Meinung nach der größte Bedarf der Kinder, die aus finanziellen Gründen teilweise nicht am Schulessen teilnehmen können.
- Eine Berufsfindungswoche, in der Unternehmen ihre Jobs im Jugendklub vorstellen, um den Kindern Einblick in die Berufswelt zu geben.
- Streetwork: Seine Einrichtung reicht nicht aus, um Hilfe zur Erziehung in S zu gewährleisten. Wichtig wäre eine zusätzliche Streetwork, für Kinder und Jugendliche, die nicht die vorhandenen Einrichtungen besuchen.

HK spricht über die vielfältigen Probleme des Stadtteils und nennt als schwerstes Problem der Finanzmangel der Familien „seiner“ Kinder, ausgelöst durch Arbeitslosigkeit. HK fragt sich jedoch, ob diese Eltern fähig wären, mit mehr Geld zu haushalten. HK beobachtet das Auseinandertreiben der Schere in unserem Stadtteil und die Zunahme der sozial Schwachen durch Vererbung.

Angesichts dieser Probleme wirkt er ratlos. Er erwartet allerdings von staatlichen Stellen ein Eingreifen. Auf die Frage nach den Schwachpunkten S nennt er die Abschaffung des Büregrbüros, die Verschmutzung im Stadtteil und Vandalismus.

Zur Frage nach der Erwartungen an die Kirchen möchte sich HK erst nicht äußern und erklärt dann aber, dass er seine Einrichtung „wertneutral“ führen möchte und er deshalb keinen Bezug zu einer Kirche haben möchte. Auch Werbung für Kirchen und Parteien lehnt er in seiner Einrichtung ab.

### **Mitschrift Interview Ehepaar Löhr 14.02.2011 15.00 Uhr**

Länge: 86:49 Minuten, Personen: Interviewer = I; Frau Löhr = FL; Herr Löhr = HL

I: Begrüßung und Frage 1: Sie sind ortsansässig, wie lange leben bzw. arbeiten Sie schon in Sudenburg und weitere Angaben zur Person, damit ich Sie etwas einordnen kann.

FL: Ich bin Magdeburgerin von Geburt und lebe seit meiner Hochzeit am 31.12. 1963 in Sudenburg. Ich habe mich hier auch schnell eingelebt, was besonders leicht ist, wenn man frisch verheiratet ist und ein Baby erwartet. Seitdem lebe ich in dieser Wohnung. Sudenburg ist jetzt mein Hauptschwerpunkt und natürlich Magdeburg und Sachsen-Anhalt. Ich fühle mich hier zu Hause. Ich kenne hier viele Menschen, nicht sehr intensiv würde ich sagen. Ich gehe hier mit vielen Menschen beim Einkaufen um, die ich als Geschäftsleute kenne über die Jahrzehnte ...

I: (Einwurf) und über die IG Sudenburg?

FL: Nein damit habe ich gar nichts zu tun, das macht mein Mann. Aber auch über die GWA. Und dann sind wir ja Mitglied der SPD und haben dadurch sehr viele enge Kontakte natürlich zu unseren Mitgliedern, die hier in Sudenburg sehr gerne wohnen. Das ist eine Durchschnitt von 15 bis zum 85 jährigen also was die SPD-Mitglieder angeht, also ein sehr langer Abschnitt. Ich finde Sudenburg ist eine sehr schöner und abwechslungsreicher Stadtteil. Hier habe ich auch einen Großteil meines Arbeitslebens verbracht. Ich war hier Lehrerin an der Martin-Schwante-Schule, so nannte sie sich bis zur Wende, eine zehnklassige polytechnische Oberschule. Nach der 10. Klasse gab es dann für diejenigen, die eine Lehre aufnahmen, den Abschluss und für einige wenige privilegierte gab es dann den Übergang zur Arbeiteroberschule. Meine Kinder sind auch hier zur Schule gegangen, also wir haben einen Sohn und eine Tochter, die sind eben auch beide in die gleiche Schule gegangen.

I: Wie lange waren Sie da Lehrerin?

FL: 20 Jahre.

I: Wow, da kennen Sie hier ja viele Kinder.

FL: Ja, da sieht man sie jetzt selber mit dem Kinderwagen und andere stehen schon davor selber wieder Großeltern zu werden. Das ist schon sehr spannend. Kinder erkennt man wieder und manche Erwachsene erkennt man auch sofort wieder. Da hat sich im Gesicht nicht so viel verändert. Aber bei vielen muss ich dann doch erst überlegen. Besonders die Namen fallen mir nicht gleich ein. Aber es ist noch relativ viel übriggeblieben. Sehr viele sind aber auch ausgereist und leben jetzt ganz wo anders.

I: Also, sie sind wirklich mit dem Stadtteil hier verbunden. Das ist ja schon toll. Ja, können wir mit Ihnen (Herr Löhr) jetzt weitermachen?

HL: Ja, ich mir hier schon mal aufgeschrieben. Ich wohne seit 1942 hier und da war ich zwei Jahre alt, geboren wurde ich in der Leipziger Straße, also auch Sudenburg Rand. Aber hier Ambrosiusplatz 5 seit 1942.

I: Dann haben Sie den Krieg hier miterlebt.

HL: Ja, genau und dann evakuiert ein halbes Jahr im Harz und dann wieder zurück im Mai 1945. Ja die gleiche Martin-Schwante-Schule aber dann als Schüler acht Jahre hier in der Braunschweiger Straße, die kennen sie ja, dann wurde es das Raabe-Gymnasium zuletzt Scholl-Gymnasium, das kennen Sie wahrscheinlich gar nicht mehr. Dann habe ich ein Lehrerstudium begonnen, Grundschullehrer mit 14 Jahren nach der Grundschule für vier Jahre, das gab es damals. Das war ursprünglich daneben im Schulgebäude und die zogen dann, als ich anfang, in das Stadtzentrum. Da war ich dann vier Jahre in der Max-Josef-Metzger-Straße und hatte in der Zeit dann auch viele Praktika und Ferienlager und ich war dann mit meiner Schule auch immer noch verbunden. Ferienlager oder Ferienspiele nannte man das habe ich in der Schwante-Schule oder auch in Lemsdorf mitgemacht. Und dann, ja, dann war ich 16 Jahre Lehrer in Ottersleben, also die heutige Grundschule war damals eine zehnjährige Schule, später auch als polytechnische. Und da kamen die Schüler auch noch aus dem Kreis Wanzleben, Ottersleben war da zwar schon Magdeburg ...

I: Ja, ich habe gehört, Ottersleben war das größte Dorf der DDR.

HL: Genau, richtig und da kamen auch Schüler aus Hohendodeleben in die zehnte Klasse, weil die das da nicht hatten. Und dann bin ich, aber das gehört jetzt nicht zu Sudenburg, zur Otto-von-Guericke erweiterten Oberschule gegangen, 15 Jahre und das war dann nicht mehr mit Sudenburg verbunden. Ja, was meine Frau sagte unser Bekanntenkreis ist eher flüchtig, aber groß, weiträumig, also wir kennen doch ein Menge Leute aus der Schulzeit natürlich noch und dann eben durch die Nachbarschaft. Es ganz wenige, die schon so lange wie wir hier wohnen, eigentlich keinen, also ich kenne jetzt keinen ...

I: Nein, wirklich keinen, der hier schon so lange wohnt?

HL: Nein, also wir kennen hier schon einige, der Augenoptiker Heller, der alte z.B., sein Sohn geht ja in die IG Sudenburg, aber solche kenne ich hier kaum. Solche Bekanntschaften oder Freundschaften habe ich nicht mehr. Aber sonst kenne ich auch eine Menge Leute und durch die Gemeinwesenarbeit und durch die Partei, mit denen wir dann auch Wahlkampf machen und viel Foren machen und dergleichen und die IG Sudenburg. Ja, das sind die drei Gremien mit denen wir hier zusammenarbeiten und daher kennen wir auch viele.

FL: Ja, also ich würde sagen, dass ich jeden fünften oder sechsten, den ich beim Einkaufen sehe auch kenne. Also dadurch, dass man so lange hier wohnt, dass man gemeinsam alt geworden ist und auch die Kinder hier aufwachsen sieht, ist das ganz klar ...

HL: und die Kinder waren hier auch in der Schule ...

I: es ist ein bisschen kleinstädtisch hier

FL: Ja, ja das kann man so sagen.

I: So ein bisschen wie ein großes Dorf vom Kennen her ...

FL: Nee, ...

HL: Naja ... kennen Sie das? Das ist von 2003. Also das ist noch einigermaßen aktuell, das kann ich Ihnen mitgeben nachher. Da steht sehr viel über Sudenburg drin und das ist ein Ranking der

40 Stadtteile ...

I: Was so viele Stadtteile haben wir in Magdeburg? Das wusste ich gar nicht ...

HL: Schiffshebewerk ist ein eigenes Stadtteil ...

I: Ja, das ist ja auch ein ganz tolle Siedlung

FL: Ja auch die Wahlkreise oder sagen wir mal hier auch Sudenburg ...

I: Dann ist Leipziger auch ein eigener Stadtteil; denn man weiß oft nicht ob das zu Sudenburg dazugehört oder nicht.

HL: Die Grenze ist hier die Tangente, der Lemsdorfer Weg hier und der Fermersleber Weg dahinter ist nicht mehr Sudenburg. Und das geht bis zur Leipziger Straße, ja zum Innenministerium. Und das können Sie dann auch mal näher ansehen und ich habe das auch mehrfach. Ja auch über die Geschichte etwas.

I: Ja, das ist ja toll, das ist spannend.

HL: So, dann können Sie diese Fakten da entnehmen.

I: Das gehört auch nicht speziell zu unserem Thema, da habe ich ein eigenes Kapitel über die Stadt.

FL: Was wohl noch wichtig wäre, ist der jetzt wieder beginnende Straßenwahlkampf, bei dem wir seit der Wende auch immer aktiv mitgemacht haben. Und da kommt man dann an den Infoständen auch mit den verschiedensten Leuten in Verbindung, die dann auch ihre Nöte erzählen oder ihren Ärger kundtun über dies und jenes und vermeintliche Unsinnigkeiten, die die Stadt mal wieder anstellt oder auch über die bösen Politiker. Man kann dann, wie man so schön sagt, dem Volk aufs Maul schauen und die öffnen sich dann auch. Manche sind natürlich sehr erbost andere wieder erfreut und man sieht dann, wenn man nach vier Jahren wieder Wahlkampf macht oft die gleichen Leute mit den gleichen Argumenten, mit der gleichen Unzufriedenheit ...

HL: Hundekot auf der Straße ist oft das Thema Nr. 1

FL: Da lernt man die Seele des Sudenburgers ein bisschen kennen. Und wenn man in anderen Stadtteilen dann Wahlkampf macht, merkt man auch den Unterschied. Z.B. in dem Stadtteil der wohl situierten Menschen in der Liebknechtstraße da im Gründerzeitviertel, das ist ein ganz anderer Menschenschlag, ein ganz anderes Klientel. Hier sind eben sehr viel einfache Leute, sehr viel auch gestrandete Leute möchte ich sagen oder halbwegs gestrandete und da kann man sagen, es ist hier ein sehr gemischtes Publikum. Es gibt auch sehr gut situierte Leute, die Geschäftsleute, die dann sozusagen das Niveau bestimmen in der GWA und in der IG Sudenburg. Aber es gibt sehr viele, die so am Rande leben und auch nach der Wendezeit war das hier vor der Kirche der Treffpunkt für die frisch gestrandeten. Da haben sich dann Tag und Nacht schlimme Szenen abgespielt. Ja wer dann arbeitslos wurde, da ging es dann mit dem Alkohol los. Und es hat sich jetzt alles gegeben und das gibt es jetzt nicht mehr. Aber in den ersten fünf sechs Jahren hatten wir jeden Abend hier den Platz voll mit frustrierten, die mit dem neuen Leben gar nicht zurechtkamen. ...

I: Das war ja auch alles gar nicht so einfach.

HL: Die ersten Jahre waren sehr turbulent.

FL: Und da hätte man sich viele Sozialarbeiter oder die Kirche wünschen können, die sich dann um diese Leute gekümmert hätten. Aber die sind jetzt hier alle versprengt und viele leben aber auch nicht mehr, weil sie sich totgetrunken haben, möchte ich sagen oder weil sich sich

I: Alkohol ist also ein großes Problem hier?

FL: Das war ein großes Problem, das war, aber man sieht das hier jetzt nicht mehr.

I: Es sieht man nicht mehr oder es ist nicht mehr vorhanden.

FL: das kann man nicht so

HL: bei Jugendlichen stärker in den letzten Jahren aber

I: Ich sehe ganz viele mit Bierflaschen rumlaufen

HL: die Kioskmentalität ist nicht mehr so stark,

I: Es gibt auch kaum Kioske

HL: Na ja der kleine Lebensmittelladen am Eiskellerplatz, da sitzen manchmal zwei, drei und gegenüber an der Grünanlage am Lemsdorfer Weg an der Ecke, ja? Da sind auch welche ganz unauffällig und das war eben wesentlicher stärker am Trafohaus am Eiskellerplatz und hier am Ambrosiusplatz, sonst ist das unauffällig hier. Aber ein paar Jugendliche und

FL: Also ich möchte sagen wir haben hier auf diesen Bänken hier in den letzten Jahren niemand mehr gesehen. Also entweder sie existieren nicht mehr oder sind umgezogen und sie sind jetzt vielleicht auch in den anderen Wohnungen weil hier auch viel abgerissen wurde, so dass diese Leute hier auch keine Bleibe mehr hatten, aber das hat sich eben sehr stark gewandelt. Das gibt's hier nicht mehr diese Trinkerorgien, das war schlimm und das ist völlig verschwunden. Und ich muss auch sagen hier die Kirche hat viel damit eh ... sie hat nicht direkt mit den Menschen gearbeitet. Aber sie hat viel dafür getan, dass das hier auf ein erträgliches Maß kam. Sie hat viel mit den Leuten geredet, die Pfarrersfamilien hier von der Ambrosius-Gemeinde und das hat sich dann auch gegeben. Man konnte mit den Leuten auch ganz vernünftig reden. Wenn ich runtergegangen bin hab gesagt: „also hier, ihr müsst ja nicht eure Flaschen hier einfach so verteilen. Ich gebe euch jetzt einen großen Karton, da könnt ihr die Flaschen reinwerfen und dann holt das die Müllabfuhr ab, ja dann sieht das hier auch ordentlich aus und so weiter und dann verletzt sich auch niemand“ und das haben sie dann alles brav und lieb gemacht ja und so man konnte mit denen auch reden und das waren jetzt keine wirklichen Randalierer oder so. Na klar es gab auch sicherlich mit der Polizei Ärger aber wie gesagt, das ist völlig verschwunden.

I: Na das ist ja schön.

FL: Und es gibt jetzt auch in Sudenburg verhältnismäßig, nicht im Vergleich zu westdeutschen Städten, hohen Anteil an Ausländern. Also hier drüben wohnen Asiaten. Hier vorne sagen wir immer, das ist Kleinistanbul im Sommer. Hier ist so ein Dönerladen und dann im Sommer sitzen die dann draußen und da sammeln sich dann die türkischen Familien, die hier so

wohnen und ...

HL: Also für Magdeburg ist Sudenburg einer der Stadtteile mit ein wenig mehr Ausländeranteil.

FL: Ja, das sieht man auch in den Schulklassen ...

I: Ja, 3,4% Ausländer in der ganzen Stadt. Ja ich sehe hier auch viele Afrikaner. Ich bin halt auf Afrikaner geeicht, so mein Blick und da denke ich auch, „Hupps, hier gibt’s aber viele.“

FL: Also die wohnen viele, viele, die aus der Ukraine kommen oder aus Russland direkt, die wohnen ja im Kroatenweg in diesen Neubausiedlungen, eine Ecke, da wohnen sehr viele ehemalige russische oder ukrainische Weißrussen und so, ja. Aber die meisten sind eben Vietnamesen, die haben ja ihre Geschäfte hier alle, ihre asiatischen Geschäfte und sie sind nicht wirklich integriert möchte ich sagen, aber ich grüße alle, wenn ich vorbeigehe die Verkäuferinnen, obwohl ich da nichts kaufe, ich bin da noch nie in die Geschäfte reingegangen. Man ist auf Blickkontakt und wenn der Infostand steht, fragen wir sie auch immer, ob sie Bürger unseres Staates sind und ob sie Wahlrecht haben und dann geben wir ihnen auch Material mit manche freuen sich, dass sie dann angesprochen werden. Sie können auch deutsch, manche wieder weniger, aber ja. Die latente Ausländerfeindlichkeit, die es gibt, also mir ist sie noch nicht aufgefallen, die gibt es mit Sicherheit aber uns ist sie hier noch nicht aufgefallen und wir haben hier auch noch keine Schlägereien oder Angriffe aus welcher Ecke auch immer gemerkt. Auch nicht rechtsextreme oder linksextreme. Aber vielleicht sind wir auch sehr abgeschieden, das kann ja auch sein ...

I: Aber sie wohnen hier ja mitten in der Stadt

FL: Ja aber es kann auch sein, dass wir das nicht hier mitbekommen. Aber dass es das trotzdem gibt, das würde ich schon so sagen aber es ist hier ein recht friedlicher

I: Das hört sich doch gut an. (Also mal in Klammern gesprochen, denke ich, dass man uns in Deutschland die Ausländerfeindlichkeit oft mehr nachsagt, als es das wirklich gibt, so habe ich es erlebt. Weil ich glaube, da gibt es auch Lobbys, die das schüren.)

HL: In Olvenstedt gibt es dann aber echte Probleme. Aber es gibt hier in Magdeburg da auch einiges, z.B. die Himmelfahrtsgeschichten. Die werden dann auch immer mal wieder hochgeholt von den Medien, aber das war eine ziemliche Ausnahme.

I: Ja, das habe ich hier auch noch nicht so gesehen. ... Ja, das mit dem Engagement haben Sie dann ja schon beschrieben. Ich denke, das können wir dann überspringen und wir kommen dann zur Frage drei: „Wie würden Sie Sudenburg beschreiben?“ Dazu habe ich mir jetzt auch schon ein paar Notizen gemacht, dazu haben Sie auch schon so ein bisschen gesagt. Wie würden Sie seine Bürger charakterisieren, wenn Sie das noch mal so pointiert zusammenfassen.

FL: Also, wenn man nach dem Äußerlichen geht, dann sind das zum großen Teil durchschnittliche Menschen, ja einfach gestrickte Menschen, vorwiegend Alte natürlich jetzt von 50 aufwärts, in letzter Zeit wieder etwas mehr Kinder ...

I: gibt’s jetzt mehr Kinder?

FL: Ja, das ist mein Eindruck, ich kann das jetzt nicht als Wahrheit jetzt hinstellen, das weiß ich nicht aber ich habe jedenfalls so den Eindruck.



I: Ja, wenn es mehr Ausländer gibt, dann gibt es auch mehr Kinder und mehr Kinderwagen.

FL: Ja, wenn hier eine türkische Frau durchkommt, die hat immer so drei oder vier Kinder und einen Kinderwagen auch noch. Also, das ist schon so.

I: Ja, wir brauchen ja auch Kinder.

FL: Ja, und dadurch, dass es hier auch viele Kindereinrichtungen gibt und die Schulen haben selbstverständlich ihren Hort und dann gibt es hier den katholischen Kindergarten in der Rottersdorfer Straße, das steht alles da drin. Es gibt auch ausreichend Spielplätze im Schneidersgarten. Also ich möchte sagen, der Stadtteil ist auch bedingt kinderfreundlich. Man kann als Kind hier leben. Sicherlich ist es nicht mehr so, dass Kinder ungefährdet auf der Straße spielen könnten, aber das sowieso verschwunden, dieses unbeschwerte Spielen auf der Straße, das was wir noch so kennen als Kinder, das gibt es kaum noch und die sind ja auch bis zum späten Nachmittag in Einrichtungen.

HL: Also was Sudenburg mangelt sind Parks. Da ist der kleine Schneidersgarten und sonst so ein paar Ecken. Viele Kleingärten und Grün. Auch die beiden Friedhöfe sind grüne Lungen und so in Innenhöfen, in den Karrees.

I: Das habe ich noch nicht entdeckt.

HL: Das zeigen Luftbilder manchmal. Es ist nicht baum- oder pflanzenarm, aber Parkflächen fehlen. Und es lässt sich auch keiner irgendwie so richtig neu einrichten. Das ist Ecke Jordanstraße dieses kleine Dreieck und am Eiskellerplatz, das sind schon Ausnahmen, ja. Sportplätze einige, das Stadion an der Salzmannstraße und gegenüber, das war früher auch ein Sportplatz. Da ist jetzt der Sportpark. Kinderspielplätze gibt es am Wormser Platz und in der Wolfenbütteler Straße, der ist ziemlich groß

FL: Und der ist gut ausgestattet eigentlich

HL: Und jetzt hier im Lemsdorfer Weg, an der Klinke, da gibt es ja zwei. Der eine wird bald aufgegeben. Da kommt eine neue Auffahrt auf die Tangente. Der gegenüber ist aber schon seit Jahren eingerichtet. Ansonsten ist es auch relativ arm an Spielplätzen.

I: Bis auf an den Schulen, da im Kroatenweg ...

HL: Ja, aber öffentliche Spielplätze gibt es relativ wenig.

I: Höchstens mal so eine Rutsche vor einem Genossenschaftshaus

HL: Aber ansonsten haben wir doch relativ viele Einrichtungen wie die Feuerwache oder dergleichen, die gut funktionieren. Das Kultur-, Freizeit- und Sportangebot ist hier nicht übel in Sudenburg. Die Galerie Süd ist die einzige städtische Galerie im Grunde genommen. Die ist hier in der Feuerwache. Die war früher neben Uhrenmeyer und die ist dann hier rüber gekommen und natürlich Einkaufen ist hier sehr stark vertreten, allerdings punktuell, aber leider nicht mehr so gut gestreut. Lidl, Kaufland und Rewe sind auf einem Fleck und dann soll noch der Aldi dazukommen. Dann in der Braunschweiger, Ecke Rottersdorfer der Norma und dann es früher noch in der Helmstedter Straße, Ecke Wuhne einen Markt, aber der hat

sich nicht gehalten. Der ist bestimmt seit vier fünf Jahren geschlossen. Und es gab am Fuchsberg diesen großen Komplex. Der ist nach der Wende gebaut worden, hat sich aber nicht gehalten. Da gab es den Berliner Einkaufsmarkt, den haben wir gern besucht, da war der Kaisers. Ja und dann kommt der noch der Edeka auf das alte Wochenmarktgelände. Das wäre dann noch stärker

I: Der wäre dann ja richtig in der Halber

HL: Also Einkaufen ist hier überdimensioniert wenn auch nicht ganz unters Volk verteilt.

FL: Also für unsere Bedürfnisse hier nicht so gut, weil wir nicht in diese großen Kaufhallen gehen. Wir gehen auch mal zu Rewe aber sonst gehen wir in die Liebkechtstraße zu Naturata.

(Abschweifung)

FL: Ja, das Internet ist hier wirklich ein Problem. Ich habe jeden Tag Ärger, dass das hier immer abstürzt. Ich muss oft drei mal geht es weg und dann muss ich immer wieder neu aufmachen, bevor es klappt.

I: Und sie machen das mit Stick?

FL: Ja, mit T-Mobile, die sind noch einigermaßen seriös. Das habe ich ein Verbrauchslimit pro Monat.

I: Das hat ja auch Auswirkungen auf die Klientel, die hierher zieht.

HL: Ja, für uns ist das ärgerlich, aber wir haben uns daran gewöhnt. Aber für Geschäftsleute ist das sehr schwer.

I: Ist das den ganzen Tag so schwierig?

FL: Ja, immer egal zu welcher Tages- oder Nachtzeit und auch an welchem Wochentag. Das ist immer das Gleiche.

HL: Aber das Leben hier in Sudenburg mit dem Straßenfest und dem Weihnachtsmarkt ist für Magdeburger Verhältnisse ziemlich turbulent, ja. Denn der Weihnachtsmarkt, den wir jetzt schon fünf Jahre haben, der ist sehr stark frequentiert aus ganz Magdeburg und auch das Sudenburger Straßenfest mit dem Straßenlauf, der ja eigentlich schon einen Rang hat. Wir haben ja jetzt auch zwei neue Pfarrer der evangelischen Gemeinde hier, der Ambrosius. Seit Januar den Herrn Rost und Frau Brigitte Enke. Den Herrn Rost haben wir jetzt in der vergangenen Woche kennen gelernt. Die sind beide auch SPD-Mitglieder. (Abschweifung) Ja, die Feuerwache ist hier ein echtes Kulturzentrum mit Ausstrahlung ...

FL: Da ist viel los.

HL: Das hängt natürlich von den Leuten ab. Frau Gröschner ist ja sehr rührig. Ja, damit sind wir auch sehr zufrieden mit den Aktivitäten.

I: Da sind wir dann schon bei der Frage 4: „Was macht Sudenburg besonders? Was zeichnet unseren Stadtteil aus?“

HL: Z.B. gab es hier diese Abendführungen von Frau Gröschner und Herrn Niemann, was allerdings ausgelaufen ist. Unser Grundstück war eines der besuchten Objekte.  
(Abschweifung)

FL: Nun hat sich Sudenburg seit der Wende auch sehr verändert, baulich. Sudenburg war ein ziemlich heruntergekommener Stadtteil bis zur Wende, alles grau in grau, verfallen und viele Baulücken,

HL: Naja, Baulücken gibt es auch jetzt noch viele.

FL: Die Luftverschmutzung war hoch durch die Zuckerfabrik und durch das große SKET, also den großen Schwermaschinenbau. Also es war hier nicht sehr schön. Es war hier vorwiegend ein Arbeiterviertel möchte ich sagen. Und nach der Wende ist hier viel abgerissen worden und viel saniert worden, sehr viel auch die Infrastruktur. Alles was unter der Erde ist, ist zum großen Teil erneuert. Hier war immer nur bauen, bauen, bauen und Lückenschließung. Und hier die hinteren Straßen, die weisen ja noch einige Lücken auf bzw. da sind noch einige Häuser unsaniert. Aber so sah eben jedes Haus hier aus.

HL: (zeigt Bilder) das war mal der Eiskellerplatz ohne Trafohaus. Da war noch richtig Platz.

FL: Ja, so ist das jetzt sehr angenehm, wenn man hier raus guckt (Ambrosiusplatz). Der Platz hat sich auch sehr verändert, der ist auch saniert worden.

HL: Ein Kuriosum ist die Otto-Richter-Straße. Die wurde in der Zeit von Bruno Taut in den 20er Jahren gebaut und auch damals schon so farbig gestaltet. Und das ist jetzt nachgearbeitet worden. Aber auch dort gibt es keinen Laden mehr. Das gab es früher. Das war eine richtige kleine Siedlung mit Fleischerei und Bäcker, Friseur, alles was man so brauchte, zwei Tante-Emma-Läden. Aber das ist jetzt alles weg.

(Lange Abschweifung über die Wohnung, die anschließende Wohnanlage mit Loftwohnungen, Sanierung entsprechender Objekte, verbleiben in der Wohnung, Kinder im Haus bzw. weggezogen ... ca. 41:00 bis 45:30)

FL: Wir wollen hier wohnen bleiben, wir lieben Sudenburg. Die Halber ist schön und ich freu mich jeden Tag, wenn ich da mal rauf und runter gehe.

HL: Also aus der Geschichte heraus ist Sudenburg immer die kleinere von den beiden Vorstädten gewesen. Die Neustadt war immer doppelt so groß, gleich angrenzend an den Uni-Platz und die Sudenburg gleich angrenzend an den Domplatz bis Hasselbachplatz war die alte Sudenburg, die Napoleon abriß, ja? das war die Hälfte von der Neustadt. Und die Bürger mussten dann immer in die Stadt und wurde dann neu angesiedelt und dann blieb Sudenburg bei der Neuansiedlung natürlich auch viel kleiner als die Neustadt und war immer ein bisschen gemütlicher, ein bisschen netter und die Lübecker Straße (zentrale Straße in der Neustadt) ist eben ein bisschen kühler

I: Sie ist ja auch viel länger

HL: Und die Nikolaikirche ist richtig stilvoll in der Neustadt also ein klassizistischer Bau aber irgendwie ist sie der Neustadt nicht angemessen. Wobei sich das kleine Sudenburg diese

gewaltige Kirche leistete (Ambrosiuskirche) und die ist natürlich Mittelpunkt

FL: Und der Blick hier raus ist natürlich im Sommer und im Winter wunderschön.

HL: Übrigens, das Kulturwerk Fichte ist ja auch für Sudenburg ziemlich maßgebend. Also Feuerwache hier (am Ambrosiusplatz) und Fichte dort. Ja, das macht viel aus.

FL: Mit dem Antikhandel

I: Das habe ich auch schon gesehen, aber sonst gibt es da meistens Disco und Rambazamba.

HL: Ja auch Ausstellungen und Tagungen. Der macht da ziemlich viel. Es ist sehr kulturinteressierter, Konzerte also nicht nur so Discos sondern auch ein bisschen mehr.

FL: Also, wir waren da neulich zu unserem Neujahrsempfang und das war rappelvoll.

HL: Dann ist eben Bedarfsgastronomie, ach so und dann das Straßenbahndepot, das ist auch Kulturzentrum, die machen sehr viel ...

I: Ja, das habe ich mir auf dem Straßenfest mal angesehen. Ich war ganz verwundert, wie groß das ist (Abschweifung)

HL: wunderbare Ausstellungen und das ist auch sehr schön .....

**Ausschnitt aus der Mitschrift des Interviews Herr Oliver Müller vom 17.Feb 2011, 13.30h**

Ab Min. 6:57

I: Wie würden Sie Sudenburg beschreiben?

HO: (...) Nun S, dass haben auch andere schon festgestellt, zählt ja zu den beliebte beliebtesten Wohnquartieren in der Landeshauptstadt Magdeburg. Es gab ich glaub 205/2006? ... gab es eine Umfrage der hiesigen Tageszeitung Volksstimme, die wollten herausfinden, welcher Stadtteil ist der beliebteste. Und S hat damals gewonnen

(...)

S hat damals gewonnen, vor Stadtfeld, das hätte man gar nicht gedacht

S=auch ein Stadtteil mit gewissen Wanderungsbewegungen, dass muss man auch sagen.

Es gibt viele ... Wechsel ... Sterben ... Es gibt aber auch viele Zuzüge

Vor wenigen Tagen ist ja der Stadtteilreport herausgekommen

(Gespräch über Stadtteilreport, der vor wenigen Tagen herausgekommen ist 8:18)

Da wird auch noch mal deutlich, im Vergleich zu anderen Stadtteilen, dass S. relativ jung ist ,wirklich nur relativ, wir haben Stadtteile wo die Überalterung ein bisschen stärker ist und relativ Gesunde Durchmischung der ... unterschiedlichen Milieus ... Schichten Das hier noch relativ gesund ist anders als in Olvenstedt, (.....) wo der am höchsten belastet ist mit Menschen besondere Herausforderungen gewachsen sein müssen, weil sie langzeitarbeitslos sind

(Ausführungen über O). leben ganz viel junge Menschen, viel

S= Was mich immer verwundert. Eigentlich hat S ... gibts nur eine große Grünanlage, nämlich der Schneidersgartenpark, im ganzen Stadtteil aber dennoch wirkt dieser ganze Stadtteil sehr grün auf mich Ich weiß ja nicht wies ihnen geht aber das ist ne ganz merkwürdige Geschichte

Vielleicht liegt es ja doch an vielen Strassenbäumen oder Strassenbegleitgrün und

deshalb ... setz ich mich so vehement dafür ein, dass das nicht alles irgendwelchen Baumaßnahmen oder ... zum Opfer fällt, weil ich befürchte : einen neuen Park, .... werden wir so schnell nicht bekommen

Da weiß ich dass man vor 10 J schon mal darüber gesprochen hat, grad im Bereich Ecke Bergstr. wo der Aldi entstehen soll ...

Da war mal so was unter dem Stichwort Bürgerpark, hatte mal so ne Planung vorgestellt, aber da spricht ja kein Mensch mehr davon, die Flächen sind garnicht da ...jedenfalls nicht in kommunalem Besitz ... Und seitdem sind auch schon 10 Jahre vergangen .... da wird in absehbarer Zeit nichts passieren. Umsomehr muss es unsere Anstrengung sein, die Grünflächen, ... das Grün, das wir haben, zu erhalten, wenn man sich für eine grünen Stadtteil einsetzen will Das ist ein Punkt der mir, wenn ich an S denke, ja sehr vor Augen ist

Ansonsten ist es natürlich so, es ist wie ein eigenes kl. Städtchen, würd ich behaupten die Halberstädter, ist ja eigentlich eine Einkaufsmeile, wo man ja all das bekommt was man so brauch fürs tägliche Leben

Man müßte nicht unbedingt in die City fahren um sich mit ... Waren für den täglichen Bedarf einzudecken .... Es ist eine kl. Stadt in der Stadt.

Ohne zu verkennen, dass natürlich auch die Halberstädterstrasse mittlerweile, also die Händler dort Probleme haben. Wenn man guckt ... es gibt Leerstand. Man ist gezwungen sich damit auseinandersetzen mit den Fragen des Handels und Wandels

Das ist sicher ein Prozess der vergleichbar ist für andere Stadtteile oder andere Städte in gleicher Größenordnung. Da muss man sehen, wie man da durch kommt Und da sind ja die Händler, die Gewerbetreibenden im Stadtteil sehr gut aufgestellt mit ihrer eigene Struktur die IG, die Interessengemeinschaft....

Wie sind die Bürger von S? (\_\_\_) Sudenburger sind nach wie vor allem Magdeburger Und sie Wissen die Magdeburger Sprache ist so ne bisschen ... klingt so ne bisschen wie Gassenchargon

das fand ich immer spannend ....

das 'wir hier ... das sauberste hochdeutsch sprechen besonders Hannover/Braunschweig aber auch MD...

deshalb haben wir hier die hohe Präsenz an Callcenter, weil wir hier eigentlich nicht dialektisch gefärbt sind

was mich verwundert ... wenn man mal ne älteren Magdeburger .... ich an meinen Vater denke Jahrgang 38, wenn der so losplaudert (.....), da hört man da schon ne andere Sprache raus was anderes raus

aber das ist statistisch belegt worden, das wird schon so sein

Aber die Sudenburger entlang der Halber, wie sie liebevoll genant wird, entlanggeht wird man sowas auch begegnen

Die Sudenburger sind eng mit ihrem Stadtteil verwurzelt ... sind denk ich, bestimmt freundliche Menschen, .... würd ich mal sagen

I: Ja, das stimmt

Sicher aber auch keine Menschen die sich nicht ein x für ein U vormachen lassen

Es sind sehr Bodenständige, ... die, ... wie jeder Mensch auch der Wahrheit verpflichtet sind Es macht wenig Sinn das Blaue vom Himmel heruntererzählen, was alles wünschenswert ... Die Menschen interessiert mehr ... Sie blicken selber sehr gut, was realistisch ist und was nicht ...

Ich selber bin auch ein Freund von Träumen und Visionen .... man muss ja auch Träume für die Zukunft haben

bei all dem sind die Sudenburger in der Lage einzuschätzen, was für sie realistisch in Frage kommt

Also ein Beispiel wäre ... zu dem ZT. wo wir über den Bürgerpark gesprochen haben ... ich glaube

2002 ... Da war auch mal die Rede davon , dass man die Strassenbahn verlängert will bis nach Ottersleben. ....Aber aktuell ich kenne kein Projekt, das das auch nur in Ansätzen verfolgt ...aber keiner glaubt daran selbst nicht in 20-30 Jahren realistisch wäre

(Gespräch über Trasse in der Wiener Str.)

Wir sind ja nicht mal in der Lage aktuell die Endhaltestelle bei uns in S.barrierefreie zu gestalten; was sehr traurig, sehr schlimm ist, weil gerade die Stadt das Dezernat für Soziales vorhält, also auch grade der Fachbereich, wo gerade Menschen, die Krank und nicht mobil sind hin müssen

I: Das sind ja auch grad Ältere, die da oben wohnen

Ja, das kommt auch noch dazu wenn man das Wohnquartier Friedenshöhe nimmt

Das ist auch so ne Punkt der mich verärgert, ... weil auch da lange geredet und nichts passiert

Und die MVB... Ich will die MVB nicht mies machen, die muss natürlich auch wirtschaftlich arbeiten aber manchmal fragt man sich, warum die Prioritäten wie gesetzt werden

Also eine Umgestaltung, barrierefreie Umgestaltung der Haltestelle dort oben ist vor 2015 nicht mal in Planung, also wirds wohl 2018 werden ...

und das passt nicht dazu, wenn ich weiß ... dass S beliebtes Wohnviertel ist und eines mit ner hohen Bevölkerungsdichte also wo viele Menschen wohnen. Und was noch Umsteigebeziehung gibt nach Ottersleben, wo auch viele Menschen wohnen da sind wir ja Ausfallschneiße ...

Da versteh ich nicht, wie diese Priorität lange Zeit nicht gesehen werden konnte

I: Was macht S besonders, was zeichnet unseren Stadtteil aus ? Was mögen sie an S.Wieso leben und arbeiten Sie gerade hier?

.... Ja, ich bin hier geboren , meine Familien lebt natürlich auch da auch so ne Grund bei mir hat sich das eher unbewusst hineingeschlichen, also ...

(1996 ausgezogen von Eltern zum Studium nach Olvenstedt gezogen)

der Kontakt zu S ist trotz der anderen Wohnraum durch die Familie nie abgerissen

Ich hab mich nach dem Studium fast wie ne Reflex dort umgesehen, ich hab gar nicht darüber nachgedacht reflexartig wieder nach S: gezogen,

(Ausführungen zu Herrn O Wohnungssuche in S. Bis 19:40) schöne grüne Gegend

(Herr O ist Wohnungseigentümer in Sudenburg)

...“deshalb ist auch die Verbindung zum Stadtteil noch eine größere“  
 (Ausführungen zur emotionalen Bindung/Heimatgefühl von Herrn O zu S 21:30)  
 ist angenehm,

S ist so ein Ruhepol in meinem Leben, das ist schön  
 das hat auch viel mit den Sudenburgern zu tun, da gibt's auch Menschen die ich nicht so gut leiden  
 kann Es gibt aber auch sehr viele engagierte Menschen, die sich einsetzen für den Stadtteil, die  
 Spaß haben dort etwas zu organisieren, auf die Beine zu stellen  
 Beispiel ist der S. Weihnachtsmarkt, der macht das deutlich. Also dass man S immer wieder anders  
 erleben kann

(Ausführungen zum Wetter 22:10)

In der Kraft der Sonne ... läßt auch S um die Wette strahlen  
 Es gibt noch viel zu tun in S., ich glaub das ?????

I: Ja, da sind wir schon bei den Herausforderungen

Wenn alles so fertig ist ist das ja auch nicht schön (.....)

Dass es auch noch viele Ecken gibt, die darauf warten gestaltet zu werden. Das macht die Sache  
 spannend

Wir haben ja auch das nicht so schöne Areal entlang der Brenneckestr. was raus geht nach  
 Lehmsdorf

Wo es noch viele Freiflächen Brachen, Wo man gespannt sein darf, wie sich der Stadtteile in den  
 nächsten Jahren, vielleicht in den nächsten 10 Jahre der Stadtteil verändert

Andererseits gibt es auch gewachsen Strukturen, Georgshöhe; Villenviertel 20-30J entstanden  
 (Erklärungen zur Georgshöhe)

Da verändert sich nicht sehr viel, das ist alles eng bebaut, schön hübsch, werd a wohnt wird da auch  
 nicht wegziehen

Aber wir haben in unmittelbarer Nachbarschaft, diesen industriell Wohnbaukomplex, der  
 Friedenshöhe, wo halt die Plattenbauten stehen, ... die trotz ihres Alters und ein Großteil ist ja  
 unsaniert ..... einen gewissen Charm ausstrahlt mehr als in Olvenstedt ... weil es ist ja überschaubar  
 kleins überschaubares Neubaugebiet, in den 70erJahre gebaut Da darf man gespannt sein, denn da  
 wird sich ja was verändern

Wir haben die n der Georgshöhe wird sich nichts ändern

Aber bei diesen Wohnblöcken steht ja aktuell die Frage: welche werden abgerissen wie wird  
 rückgebaut? Welche Menschen werden dort hinziehen?

Es gab ja grad die neue Studie der WOBA, die festgestellt hat, die deutlich gemacht hat dass viel  
 Menschen dort noch wohnen, die im Erstbezug,... die natürlich auch nicht mehr die Jüngsten sind  
 und sich auch ansehnlicher Wohnraum wünschten aber die dennoch dort nicht weggezogen  
 sind,weil sie sich verwurzelt fühlen mit diesem Gebiet dort, weil es ist sehr, sehr grün, .. von der  
 Umgebung her sehr grün

mich interessiert einfach so die Polarisierung: auf der einen Seite von diesem Gebiet, von dem man  
 sagen kann, das ist jetzt schon schön, da wird sich nicht viel ändern ....

Während 100m weiter da darf man gespannt sein, wie sich hier auf diesem engen Feld das Leben  
 und Wohnen gestalten wird

da sind ja auch noch alte Kaufhallen, die da noch stehen, die geschlossen sind. Werden die  
 abgerissen? Vielleicht wird da ein neuer Laden aufmachen. Also alles so, da ist noch was los  
 Während wenn man im Kern S reingeht ... Halberstädter , da ist ja nun so auch nicht mehr viel zu  
 machen, also da ist noch viel zu tun wenss darum geht, das eine oder andere Haus zu sanieren Es  
 gibt auch noch einige Lücken in der Straßenbebauung, aber es sind wenige ...

da ist die Struktur ne stückweit vorgegeben, das ist dann weniger verfestigt sicherlich in der  
 Periferie Da gibt es noch viel zu tun

Herausforderungen natürlich auf wirtschaftlicher Ebene mit den Händlern Die werden weiter sehen  
 müssen, wie sie ihre Einkaufsmeile Halberstädter im Kontext zum innerstädtischen Handel mit den

ganzen ... Centern (...)

wie sie dagegen punkten können, Ich wünsch es ihnen ja sehr, weil ja auch die Halber davon lebt Herausforderungen ja das Grün , werden andere vielleicht nicht als Herausforderung begreifen, ich vielleicht schon

wir müssen sehen, wie wir unsere Kräfte einsetzen, dass Magdeburg nicht nur 2. grünste Stadt bleibt, wie das mal vor einpaar Jahren war ... dass in S einen durchgrünten Stadtteil haben Ja, und dass vielleicht auch die Altersstruktur so günstig bleibt wies ist, dass wir viele Menschen mit Kindern haben, da ist ja etwas was aktuell in allen Stadtteilen zum Alltag gehört Schwachpunkte, Ja was sind Schwachpunkte?

Also die Industriebrachstellen, die ich schon ansprach entlang der Brenneckestr. vor allem vor allem auch hier die Buckauer Str, Sackgasse, schlimme Ecke (Ausführungen zur geographischer Lage dieser Strasse 28:10)

die schreit nach Gestaltung, in welcher Form auch immer, da wäre was zu tun

I: Bis wohin geht eigentlich S?

(Erklärungen zu den geographischen Ausmasse S. Bis 29:34)

Wo´s auch noch Gestaltungspunkte gibt also wir hatten z.B. im Bereich der Braunschweiger Str., die zieht sich ja lang hin, die fängt ...die zieht sich ja bis zue Sudenburger Wuhne .in dem Bereich da ist ja ..da ist ja auch ein Feld, Acker oder Wiese, der war mal als Bebauung ausgeschrieben aber Scheinbar hat sich da kein Investor gefunden Eigentlich schade (...)

Aber das hat natürlich dazu beigetragen, dass diese Siedlung in der Otto Richter str. sehr abgeschlagen, abgehängt ist, teilweise fuhr da nicht mal mehr ne Bus da lang, da konnten wir wieder mit der MVB zurückrudern, da gibt's jetzt ne Kleinbus

Also das ist vom Siedlungscharakter eigenartig, da kommt ja ein großstädtische Bebauung, sehr hohe Häuser, in den 20-30 Jahre im Trautschen Stil errichtet und auch fablich gestaltet (...)

Aber ringsum ist dann nichts, ist schon komisch

so wie überhaupt auch in der Sudenburger Wuhne noch Fläche sind, die man sicherlich industriell noch nutzen kann also auch S noch Ansiedlungsräume hat

I: Da sind noch Möglichkeiten

Da gibt's schonnoch zu tun

I: Was meinen sie gr. Bedürfnissen der S

HO: (...) Sicherlich wie über all in unseren Zeiten haben auch die S Bürger, die die arbeitslos sind das Bedürfnis, dass sie Arbeit haben, weil das doch das Leben ganz eindrücklich bestimmt Und auch vor S. macht die Arbeitslosenquote nicht halt, wenn ... wir stadtweit 20 Tausend Bedarfsgemeinschaften haben, kann man davon dass auch S seinen großen Anteil haben wird

das ist sicher was, was viele Menschen umtreibt. das weiß ich auch aus persönlichen Erleben, mein Bruder ist auch langzeitarbeitslos. Ich weiß halt wie schwierig das ist

Wer arbeitslos ist, der ist auch ganz anders verhaftet ... Selbst wenn`s um die Fragen geht des Ehrenamt (...)

Man darf diese Die Frage der Arbeitslosigkeit in der entwickelten Industriegesellschaften nicht unterschätzen, also so traurig das ist, ich denke dann doch dass diese Ausdifferenzierung von unterschiedene Milieus in der Gesellschaft auch vor S nicht halt macht, da darf man sich nichts schönreden (...) Das kann man, (...) an der Wohnbebauung oder am Wohnumfeld auch ablesen Man weiß schon wo in man weiß schon wo der Regel (...) wer wohnt

da muss man also viel tut ... Die größten Bedürfnisse?

Ich glaube, Das Bedürfnis nach Einkaufsmöglichkeiten ist nahezu 100% gedeckt, wenn nicht sogar noch mehr

Selbst die Erschließung durch den ÖTV Verkehr ist für S gut

Wir haben 3 Strassenbahnlinien, die da lang fahren und doppelt soviel Buslinien anderen Stadtteilen (...) weit voraus, da braucht keiner rumzumeckern



Gut das Parkplatzproblem, das ist sicherlich wie in anderen Stadtteilen auch, eine Herausforderung (...) grad so in den Siedlungen sind natürlich, die in den 20-30 Jahren gebaut worden sind ... sind schöne Siedlungen unter Denkmalschutz aber sind nicht für den PKW-Verkehr unseres Jhrd. konzipiert worden sind. Das stellt natürlich alle Beteiligten unter große Herausforderungen, die aber auch gelöst werden müssen.

Wir haben ja en Antrag gestellt ein Parkplatzkonzept für Brunnersiedlung, das soll in diesem Jahr untersucht werden. (...) mal sehen was da für Ergebnisse dabei herauskommen (...)

Dass man versucht, das Wohnen und Mobilität irgendwie in den Griff zu bekommen

Da bin ich schon beim nächsten Punkt: Demografische Wandel, also Alter Das wissen wir ja schon die Zahlen sind ja da und lügen wahrscheinlich nicht ...

Wir werden ja in absehbarer Zeit mehr alte Menschen haben .... als junge Menschen, wenn's nicht teilweise schon so ist in manchen Bereichen

Da müssen wir uns hinterfragen, wie auch stadtplanerisch dieses Problem aufgenommen wird auch in S

Wie gestalten wir unseren Stadtteil so, dass er den Ansprüchen der Bedürfnisse einer älter werdenden Bevölkerung gerecht wird. Da sind wir eben bei solchen Fragen wie zB. Mit der barriere freien Haltestelle. Wie weit wird so was von vorneherein berücksichtigt

Warum beispielsweise wurde bei der Sanierung der Grundschule von Friedenshöhe ... darauf verzichtet einen Aufzug einzubauen (.....)

so genau wissen wir auch nicht, wie sich die Bevölkerungsströme sich in 20-30 J entwickeln werden ... aber die Schule so wie sie jetzt ist zumindest für 20-30 J. Geplant. Und wir müssen als Stadt ja auch 30 Jahre Kredite bedienen

Das sind Dinge, wo deutlich wird: Hier wird doch nicht mit der nötigen Weitsicht gehandelt

Das sind Punkte, die ich grade in dem Bereich der Bedürfnisse der Bürger mitsehen wollte

Grad in Friedenshöhe, da wohnen viele alte Menschen die schon in den 70 J dahingezogen sind, die gerne dort wohnen bleiben wollen, trotzdem ihre Blöcke nicht die hübschesten sind. Aber die haben aber das Problem: das sind ja z.T. Alles Fünfgeschosser ohne Aufzug (...) Wie mach ich das, wenn ich nicht mehr so flott die Treppe hoch komme und in der vierten Etage wohne?

Die WOBAU als Hauptvermieter hat deutlich gemacht ...die wird keine Aufzüge bauen Die Tendenz geht dann eher in Rückbau bis zur 3. Etage in der Hoffnung, dass man die noch erreicht.

Das sind eben Dinge, die man eben berücksichtigen muss.

Das würd ich als Bedürfnis mit ???....

I: Also seniorengerechter?

HO: Ja, das war auch ein Schwerpunkt. Beim Seniorenforum letztes Jahr das Wohnen im Alter.

Ja ich weiß nicht wieweit dem schon Rechnung getragen wird. Bishin zu solchen flankierenden Einrichtungen, wenn man nicht mehr allein wohnen kann, dass man eben entsprechende Pflegeeinrichtungen vor Ort hat

oder vielleicht grade auch dies Thema Seniorenwohngemeinschaften.

Pflegeeinrichtungen sind sicherlich notwendig (...) aber wohnen im Alter ist ja nicht gleich Pflege heißen, also, dass man eben auch nach neuen Wohnformen sucht und das auch beim Städtebau, beim Wohnungsbau schon berücksichtigt, dass man bestimmte Wohnformen auch im Alter aufnimmt, die man vorher noch garnicht im Blick hatte

Man spricht immer von den junge Alten und die sind tatsächlich anders als eben vor 20 Jahren. Das ist ne andere Generation Und muss man sehen wie man das auch umsetzt, um auch Menschen im Stadtteil zu halten

so viel seniorengerechtes Wohnen haben wir in S nicht.

Mir sind auch Fälle bekannt, wo dann Menschen, die auch mehr Pflege brauchten in andere Stadtteile ziehen mussten, weil sie in S., wo sie gern geblieben wären, weil sie dort eben über Jahre gewohnt haben nichts frei war. Ich stell mir vor, dass das grad im Alter, wenns eim sowieso schon nicht gut geht, weil man seine Wehwechen hat natürlich auch mental besonders rein schlägt, wenn

man sich komplett nochmal neuorientieren muss ...

Also da muss auch was getan werden,

eigentlich gilt das nat. für jeden Stadtteil, Aber es gilt natürl. auch für S, ein Thema, dem man sich stellen muss

Ich weiß nicht ob es ein ... Stadtteilkonzeption gibt für S. Es gab so was nach der Wende, das war da auch nötig, um die Stadt wieder neu zu überplanen, (...) aber ich hab mehr so den Eindruck so ne komplexe Planung (...) für S kenn ich nicht. Es gab sicherlich mal welche Dann wir punktuelle mal ein Baufeststellungsverfahren gemacht ... aber so ne richtiges konzeptuelle Herangehensweise

I: richtige Stadtplanung

... die kenn ich eben nicht, deshalb ist alles nur Stückwerk

Aber vielleicht ist das auch wieder gut, wenn man nicht so ne fix und fertigen Plan hat weil man dadurch auch wieder Kreativität hat (...)

Bis 40:05

Anmerkung: (...) = Äußerungen, Abschweifungen oder Ausschmückungen, die unwesentlich für den Hauptgedankengang sind

... = Gedankenpausen; Gedankensprünge

**Ausschnitt aus der Mitschrift des Interviews Frau Pierau vom 4. März 16.00h**

Da das Interview in einem Café stattfand mit einem hohen Geräuschpegel, konnte ich leider einige Passagen nicht verstehen. Diese wurden mit ??? gekennzeichnet.

I: Wie würden Sie Sudenburg beschreiben?

FP: Als ich 75 nach S. gezogen bin, war ich von S. nicht so begeistert, (...) weil ich das so alt und grau fand (...) Mittlerweile hatte man sich dran gewöhnt ... Und jetzt möchte ich nicht woanders wohnen.

I: Das ist schön!

FP: Man kann sich ja jetzt aussuchen, wo man wohnen möchte ... aber mittendrin in S. ist einfach schön. Es hat sich ja unwahrscheinlich viel gewandelt. Was die Häuser betrifft, die ganze Wohnkultur ... Auch die Menschen haben sich verändert. Zu DDR Zeiten gabs ja diese Unikate, sag ich mal für S. Die haben wir nicht mehr ganz so, nur noch Einige. Das war das was S ausgemacht hat. Es war ein reiner (...) Arbeiterstadtteil, was ja jetzt sehr gemischt ist. Das ist eigentlich sehr schön. Es kommen immer mehr junge Menschen nach S. Ich hatte schon mal so ne bisschen die Befürchtung, dass es überalter (...), aber es kommen immer wieder sehr viele junge Menschen her. Und ich glaube diese Flair, was S hat durch diese alten Gebäude (...) Man sieht wie sich hier vieles verändert. Die Kultur, die wir hier haben ... Ob das die Feuerwache ist oder die Halberstädter Str. Ich hab in S das Gefühl: Man kennt sich noch, man spricht noch auf der Straße miteinander, bleibt mal stehen (...) Das ist das was S.so ausmacht. Es sind auch wieder mehr Jugendliche da. Was ich bedauere ist, dass die ein oder andere Schule geschlossen wurde oder umzog. Das bedauere ich ein bisschen, weil einfach zu wenig junge Leute da sind. Aber ich hoffe, dass das so nach und nach kommt. Das Problem ist immer noch Internet bei uns in S

I: Da kommen wir dann gleich noch dazu.

FP: ... Das ist das was S so ausmacht! ... Auch das Grün (???)

... Im Gespräch über die Geschichte der GWA in S: Also wir wußten alle zusammen, was wir wollten: wir wollten was bewegen im Stadtteil, wir wollten das verschönern, weil jeder das kannte von DDR Zeiten her noch kannte. ... Wir wollten auch nicht, dass hier alles zerfällt. s. War manchmal ganz schön dreckig. Wir haben vieles bewegt, dass wir verschiedene Ecken wieder sauber bekommen haben, (???) dass die Strassen schöner wurden die Bäume Wir haben um alles hier gekämpft hier. Das Schöne ist im nachhinein: (Dass die Stadt uns als Partner sieht und in die GWA in die Stadtplanung miteinbezieht). (...)

I: Wie würden sie S.beschreiben? Wie die Bürger charakterisieren?

FP: ... wenn man sie gut kennt sind sie sehr aufgeschlossen, aber erst mal abwartend. Man muss ihr Interesse wecken können, dann machen se auch mit. Ansonsten: ...Sie sind liebenswerte Menschen,

ansonsten würd ich ja auch nicht hier wohnen, aber sie warten erstmals ab. Es könnten ja eventuell erstmal die Andern was machen, denn kann ich mitmachen. Aber es gibt auch sehrviele kreative Menschen, die viel bewirken. Das sind unsere Händler, die wir hier haben. Aber der „normale Bürger“ (...) der wartet gerne auf andere. Wenn´s ihn grad nicht selber betrifft ... Wenn´s ihn selber betrifft, dann ist das was anderes! Dann macht er mit. Dann weiß der Sudenburger auch was er will. (...) Das merkt man ja, wenn man mal so n Aufruf macht, sie sollen kommen ... sie sind sehr schnell am Meckern. Das merkt man ja an diesen Bürgerversammlungen, die der OB mal einruft ... Aber wenn man mal sagt, macht doch selber mal was ... Das haben wir ja letztes Jahr zu spüren bekommen, Oben in Friedenshöhe! Jeder hat sich über Dreckecken dort oben aufgeregt, Und als ich gesagt habe, da machen wir zusammen eine Putzaktion ...

I: Dann kam keiner?

FP: Genauso wars! Da war die WOBAU (...) und der Kopf der GWA und dann war Schluß. Da war ich auch wütend. ... Man soll nicht nur meckern, sondern auch selber was tun, damit sein Umfeld schön ist. Da haben wir uns mächtig geärgert! Jetzt stehn ja wieder Putzaktionen an (...). jedes Jahr im März/April ...(Gespräch über bevorstehende Putzaktion im Stadtteil). Das sind dann solche Aktionen, wo ich mich dann ärgere. Man investiert sehr viel, aber wenn dann die Bürger nur da sind und meckern (...). Das sit dann enttäuschend, wenn man sich engagiert und dann ... Ja da ist der Sudenburger etwas bequem... Wenn´s nicht unmittelbar vor meiner Tür ist, da ist mir das auch egal (...)

I: S stellt sich vor als „Magdeburgs Stadtteil mit Herz und Tradition“. Was macht S besonders?

FP: Ich kann das nicht beschreiben! Das ist einfach das Flair, hier so durch die Straßen zu gehen, die alten Gebäude, die noch erhalten sind wieder renoviert wurden. Endlich ist Farbe in S! Es kein Grau in Grau mehr. Und unsere gestandenen Gebäude, wie unsere Kirchen, die ja au zu DDR Zeiten noch gut erhalten blieben, die auch immer mehr Zulauf bekommen, wie ich das so mitkriege: Ich war früher auch nicht so ne Kirchengänger aber hab mit Kirchenleuten eigentlich nie zusammengearbeitet, aber durch meine GWA Arbeit ... Da staun ich manchmal über mich selber! Man kommt da mit so vielen Menschen zusammen, wo man auch mal ne ganz andere Sichtweise bekommt. Ich sage mir: Du möchtest die Leute haben an deinem Tisch also muss du ihnen auch entgegenkommen. Das war ja auch mit Pfr. Herold ... Wo ich ihm gesagt habe: Wie wärs denn, auf unserem Weihnachtsfest mal n Gottesdienst open air zu machen? Und da guckte er mich an und sagt: Wenn sie beim Gottesdienst mit dabei sind, machen wir das. Naja, da war ich auch an dem Tag da. Und man sieht dann ein paar Sachen anders.

... die Geschichte von Alt S fasziniert. Da hat ja auch die Feuerwache n großen Anteil, die so ne

Magnet ist für Junge Leute, für ältere Leute ... die Geschichte S, die immer wieder spannend ist und die auch Touristen anzieht. (Ausführungen über Stadtteilführungen in S). Es ist nur schade, dass es einiges nicht mehr so gibt. (...) Wir sagen immer (...) Das ist der schönste, der beste Stadtteil! Weils einfach dieser Flair und diese Menschen ...Ja, wenn man se hat wenn man den S richtig kennt, dann kriegt man sie auch zu ner bestimmten Aktivität. ... Das merkt man auch wenn man Feste machen: Ob das das Straßenfest ist ... der Weihnachtsmarkt ... das Osterfeuer, ...oder das Familienfest, was wir ja nun seit 3 Jahren zur Tradition gemacht haben in Schneidersgarten... wie die Menschen das doch annehmen ... Die Sudenburger suchen dann auch das Gespräch! (...) Dann merkt man: So stur sind se eigentlich garnicht ! Die können reden! Und dann muss man gut zuhören können. Da stell ich mich dann auch gerne mal daneben, ohne dass man (???) Aber es ist ganz gut, wenn man da mal zuhört. (...)

Oder unsere Spielplätze, die wir jetzt haben, wo wir ja auch Paten sind.

S ist kinderfreundlich geworden. Das Enge, was früher war ist weg! Das farbenfreudige

I: Nachfrage

FP: Die Enge ... Also die Wohnqualität hat sich verbessert. Und die Nachfrage ist ja immer wieder da. Obwohl in der Wolfenbüttler haben wir noch ne paar Wohnungen leerstehen. Aber die Nachfrage ist da. Die Hinterhöfe ...

I: ..gibt's da Internet

FP: Nein,ich hab auch nur den Stick.. Die Hinterhöfe sind sehr schön geworden. (...) Und die kleinen Kneipchen, die wir jetzt so nach und nach haben. Für die älteren Bürger ist was da ... Also für jede Generation ... dann die Pflegeheime (...), das Altenservicezentrum, dann die Jugendclubs, die wir hier haben... Also,es wird ja eigentlich für jeden was angeboten. Das ist für mich das was S ausmacht. Das ist hier auch nicht alles so weit auseinander gezogen. Und unser Mittelpunkt hier die Halberstädter Str, wo man auch sieht, die Menschen hasten hier nicht nur durch die Straßen. Man bleibt mal stehen (...) die Cafés hier (???) Früher ist man hier mehr durchgehastet, jetzt kommt das allmählich... Das ist das, was ich faszinierend finde! (...)

(Gespräch über werbewirksame Möglichkeiten die GWA zu bewerben

I: Was sind die Schwachseiten S?

FP: Schwachseiten ? ..Ja das sind das Internet. Das ist das ganze A&O; was die Händler abhält hierher zu kommen. Auch Studenten (...) Dann kämpfen wir immer noch mit unseren Ruinen, die wir so haben und wo wir auch nichts machen können. (...)

I: Der Löwe!

FP: Ja der Löwe! (Spekulationen über die Renovierung des alten Gasthauses Löwe mitten in S)

bisschen mehr Grün könnte wieder kommen. Man hat uns auf der Halber grün weggenommen. Sicher, weil sie die Gehwege neugestaltet haben. Aber das Grün bleibt auf der Strecke.

(...) Was immer noch so der Schwachpunkt war, war ja oben Friedenshöhe. Da wird ja schon vieles unternommen. Da haben wir schon Vieles erreichen können.

I: Ja, da gibt's noch einiges zu tun: das Internet ...

FP: Das ist das ganze A&O (Ausführungen zum Termin des Internetgipfel für S. im Rathaus).

I: Was meinen sie, sind die größten Bedürfnisse?

FP: ... Also für mich wäre das Bedürfnis, dass aus unserer Halberstädter Strasse wirklich so ne Einkaufsmeile wird für die Bürger. Das wär für mich noch so ne Traum. Das man weiß: da kann ich mal gucken, da kann ich mal gucken... Das hatten wir mal aber nach der Wende blieb vieles leer ... (?Dann kamen?) die großen Center, wo sich alles konzentriert. Das ist das was ich so bedaure, dass wir diese Einkaufsmeile, die wir hier hatten auf der Halberstädter zu DDR Zeiten, war die sehr gefragt (...) Jetzt hat man nur solche Billigläden, aber nicht viel mit Niveau. Aber das ist natürlich schwer herzukriegen.

I: Da muss man natürlich auch die Klientel dazu haben, die die Dinge mit Niveau kauft.

FP: Das ist schwer! Das seh ich ja vorne bei (?), die über Jahre ihre Boutique halten ... Unser Antiquitätenhändler ist auch weggegangen, den man noch so hatte und was noch so ne bisschen zog. (...) Aber es ist klar, wir haben viel ältere Menschen hier ... Wir bräuchten einfach noch so ne Magnet Kindergärten und Schulen haben wir (...) Aber das es wirklich auch attraktiv ist für junge Leute. Wir haben zwar viele Einkaufsstätten, jetzt kriegen wir noch den Aldi dazu, hier vorne kriegen wir noch den Edeka ... Aber das ist nicht das für mich, was das ausmacht. Für mich wäre schön, wenn man noch so kleiner Läden ... Ach das werden wir sicher nicht ... So n Goldschmied, Uhrmacher ...

I: Welche Branchen stellen sie sich da vor?

FP: Ich stell mir da eigentlich alles vor. ... Blumenläden haben wir ... kleien Boutiquen so, ... Geschenkesachen, kleidungsmäßig ... Einfach bunt gemischt! Das wäre schon noch so ne Traum: dass man sagt: Ich fahr jetzt mal nach S (...) Das wäre traumhaft!

I: Wenn sie mehr Ressourcen zur Verfügung hätten, was würden sie in S verändern?

FP: Ändern? Ändern möcht ich eigentlich nicht viel. Das ist ja das was unseren Stadtteil, wie er jetzt ist, ausmacht. Ich würd vielleicht noch die ein oder andere Schule hier haben wollen. Damit einfach mehr Jugendliche hier haben. Ich hätte zB nicht überall die Kaufhallen hingebaut. Ich hätte lieber einen schönen Park. (...), was Grünes, wo man einfach so Sitzen kann, wir haben zwar schon schöne Spielplätze, aber eben so n bisschen mehr Grün ... was, wo man mal verweilen kann, was wo man mal so abschalten kann in S. Das wäre ne schöne Sache!

I: Wo sollte der hin könnte der hin?

FP: Ich hätte den so mitten in S, hinter Kaufland ... Ich hätte da alles weggerissen ... Da wo jetzt der Aldi hin soll. Ich hätte da die Fläche für eine Parkanlage genutzt ...

I: Also, diese Idee vom Bürgerpark?

FP: Ja, also das wäre schön gewesen, wenn man das hätte realisieren können. Wenn man da noch so n bisschen (...) Grün haben wir nicht so viel. Wir haben zwar den Schneidersgarten, was so parkähnlich ist, aber wenn man hier oben noch was hätte, das wär schön!

I: Wie könnte man den Bedürfnisse der S begegnen?

FP: Also, wenn ich von meinen Bedürfnissen ausgehe, das wär das Internet für mich (...) Ansonsten hab ich ja schon gesagt, dass man die Straßen n bisschen mehr belebt (...) Dass man wieder mal die Halber so runterbummeln kann. Nicht am Samstag um 12 schon die Geschäfte zu sind. Das wär mal noch so ne Traum (...)

### Ausschnitt aus der Mitschrift des Interviews mit Frau G.

Datum: 17.02.2011 10.00 Uhr durchgeführt von Brigitte Willerding,  
Personen: Interviewer = I; Frau Gröschner= FG

Frau G kennt den Stadtteil aus von der Kindheit. Seit 1998 ist sie aktiv im Stadtteil. Sie leitet das Kulturzentrum in Sudenburg mit Publikum aus ganz Magdeburg. Sie ist Lokalhistorikerin, Initiatorin des Erzählcafés (seit 1995), einer monatlichen Veranstaltung zur Geschichte S: Sie macht Stadtführungen in Sudenburg und ist Autorin mehrerer Bücher zur Geschichte S. Zudem engagiert sie sich im Stadtteil in der GWA und IG Sudenburg:

Ab Min 5:00 -17:35

I: Wie würden sie Sudenburg beschreiben, seine Bürger charakterisieren?

FG: Na ja Sudenburg hat natürlich aufgrund der Geschichte auch einen Wandel erfahren müssen. Man muss, der erste Bruch war natürlich bis 45 war Sudenburg ein ganz, ganz starker Stadtteil, der eine gute Infrastruktur hatte, als hier war alles vorhanden. Hm, mit dem 16.01.45 wurde die Innenstadt Magdeburgs zerstört und S wurde die heimliche Meile der Stadt. Also die Halber war die Einkaufsmeile der Stadt. Also sehr, sehr viele Magdeburger sind nach S gekommen, aufgrund der guten Lage der Einzelhändler, die ja alle privat ihre Geschäfte geführt haben, war das auch wirklich immer so ein Geheimtipp, der dann in den siebziger und achtziger Jahren, in denen die Versorgungslage immer prekärer war ganze wichtig. Also S da ging man hin, um die besonderen Dinge auch noch zu bekommen, ja unterm Ladentisch oder darüber hinaus. Also S war angesagt. Mit der Wende hat sich das natürlich alles gewandelt, sehr, sehr viele Einzelhändler mussten aufgeben. Geschäfte mit langen Traditionen mussten ihre Geschäfte schließen. Man findet hier diese üblichen Ketten, gerade viele Billigmärkte und Schnäppchenläden und das hat natürlich auch den Charakter des Stadtteils verändert. Wir haben hier Straßen mit, die sag ich mal soziale Brennpunkte sind. Eh, das hängt damit zusammen, weil wir hier viele Wohnungen haben, die geringe Mieten haben, die auch schlecht saniert sind. Also z.B. findet man als Beispiel die Heidestraße, die ja zu DDR-Zeiten eine ganz verschrieene Straße war, weil sie war die kinderreichste Straße der Stadt. Und in den 80er Jahren sagte man ja immer, das ist die Assigegend hier in Magdeburg, ... so salopp. Nach der Wende ist das sehr schnell saniert worden. Da kamen ja auch viele junge Leute her, viele Studenten, Studentinnen und die haben schnell festgestellt nach drei vier Jahren, die Sanierung ist nicht so erfolgt, wie man sich das gedacht hat und sind dann wieder aus dem Stadtteil weggezogen. Also, es gibt schon, ich finde S ist ein sozialer Brennpunkt und die Entwicklung muss man ganz genau beobachten. Also die haben wir in den letzten 15 Jahren sehr stark mitbekommen und das macht uns auch teilweise ratlos. Also wenn man gerade im hinteren Bereich sich aufhält, Wolfenbütteler Straße, geht an der Rottersdorfer los an der Ecke, da ist so ... manchmal, wo man denkt, da möchte ich im Dunkeln nicht mehr alleine langgehen. Früher war das kein Problem

I: Hm, interessant. Merkt man ja auch so, wenn man durch den Stadtteil geht, ne. So Klientel, das ... ja interessant. Ok. Sudenburg stellt sich Internet vor als Stadtteil mit Tradition und Herz. Was macht S besonders? Was zeichnet unseren Stadtteil aus? Was mögen Sie an S? Warum leben oder arbeiten Sie gerade hier?

FG: Also, ich würde wirklich sagen, S ist wirklich ein Stadtteil mit großer Tradition. Und das merkt man auch denjenigen an, die sich hier für ihren Stadtteil engagieren. Also die sind alle mit großem Herz und großer Liebe zu ihrem Stadtteil dabei. Hm, ich habe selten so einen



Zusammenhalt erlebt wie z.B. in der IG S, also dass die Leute da auch immer kommen und zwischen 30 bis 50 Leute sind da ja immer anwesend und jeder will sich auch einbringen. Also es ist nicht so, dass sie nur zusammenkommen, um ein Bierchen miteinander zu trinken, sondern sie plaudern nicht nur und es entstehen da immer wieder neue Initiativen. Und man merkt, die Leute wollen auch was bewegen. (Pause) Also ich mag an S zum einen so die gute Infrastruktur, die kurzen Wege, die Vernetzungen also das hat natürlich damit zu tun, dass man wenn schon lange im Stadtteil ansässig ist, kennt man sich schon, was Wege kürzer macht. Also, es ist ein gutes, schnelles Arbeiten. Hm, was wirklich ein Riesenproblem ist und das wird ja auch immer wieder thematisiert, das ja auch in der heutigen Zeit wirklich problematisch ist, das Internet hier im Stadtteil. Das muss man wirklich ganz doll betonen, das ist, wir sind ja wirklich in der Urzeit angekommen. Das merken wir vor allem immer, wenn wir Bands bei uns haben. Die sagen „Wir wollen mal schnell ins Internet oder W-LAN“ und wir peinlich, peinlich das ist hier nicht möglich. Also das ist hier so ... und das wird hier auch immer mehr beobachtet, dass dadurch viele junge Leute nicht hierher ziehen. Ja, für junge Leute und für unsere Generation genauso ist ja Internet nicht mehr wegzudenken, leider ... Wir sind ja schon ganz hibbelig, wenn wir mal drei Tage im Urlaub sind und lang nicht ins Internet können, was natürlich auch eine schwierige Entwicklung ist, aber es ist halt so. (Abschweifung) Ja, und ich arbeite hier, weil hier das Kulturzentrum ist. Aber das ist eben zufällig, ja. Das war gar keine bewusste Entscheidung. Unser Verein hatte erst Räume in der Innenstadt und wir sind sozusagen hierher umgesiedelt worden. Also das war nie bewusst. Aber wie gesagt, man hat hier viele Möglichkeiten und viele Freunde (unverständlich) das finde ich persönlich gut.

I: Ja, das ist ein schönes Fazit. Eh, ja Schwachpunkte haben wir schon ein bisschen angesprochen, Probleme und Herausforderungen? Könnten Sie das noch so ein bisschen pointieren?

FG: Naja, ich denke mal, der soziale Wandel wird ein Problem werden und der wird uns vor neue Herausforderungen im Stadtteil stellen, das nehme ich schon an. Also ich glaube nicht, dass sich das irgendwie ändern wird. Eh, wir haben hier z.B. jeden Dienstag bei uns die Tafel auf dem Hof und da sieht man ja, wie das von Mal zu Mal immer mehr wird, ja. Das ist natürlich ne Sache, die man großer Aufmerksamkeit beobachten muss. Dass wir auch feststellen, dass größtenteils unser Publikum sich nicht aus S zusammensetzt. Also unser Publikum, das hatte ich ja schon erwähnt, kommt aus allen Teilen (der Stadt) aber nicht primär S.

I: Das heißt für die kulturellen Veranstaltungen ...

FG: Ja genau. Wenn wir jetzt z.B. Kinderveranstaltungen, also das sind ja auch kulturelle Veranstaltungen, die frequentieren sich natürlich aus dem Stadtteil. Das ist auch unser Anliegen, dass wir die Kindergärten mit in das Boot holen und natürlich die Schulen. Bis zur Hortgruppe ist das alles kein Problem. Alles, was darüber liegt ab fünfte Klasse ist problematisch. Weil, das hängt natürlich mit der Struktur der Schule zusammen. Kaum eine Schule ist aufgrund des Stundenplans in der Lage, mal die Schule zu verlassen und mal aktiven Unterricht in einem Kulturzentrum zu machen, was den Kindern aber wahrscheinlich mehr bringen würde als vier Wochen Unterricht im Klassenraum. Aber das haben eben bisher die wenigsten Lehrer erkannt. Das ist ein Problem. Das haben alle Kulturzentren und das hängt immer vom einzelnen Engagement der Lehrer ab. Wir bieten auch Veranstaltungen an, z.B. so eine das nennt sich Löwenjagd. Da sollen die Kinder halt spielerisch sich mit Sagen auseinandersetzen. Wir haben ne Sage uns ausgedacht, die Sage vom Sudenburger Löwen. Kinder versuchen fiktiv (Störung, unverständlich) der sozusagen auf der sich versteckt hat und die Kinder begeben sich auf eine Art Schnitzeljagd und laufen Kultur, quatsch,

Kulturstätten an, wie z.B. Kirchen oder den Friedhof usw. und dort sind immer einzelne Dinge versteckt ...

I: So eine Stadtteilrally

FG: Ja, das ist eine Mischung aus alldem. Und das wird von den Schulen aus dem Stadtteil genutzt aber eben man könnte viel mehr machen. Aber das liegt nicht mehr in unserer Hand. Da erhoffen wir uns irgendwann mal, dass sie von selbst drauf kommen und sagen „Wir möchten jetzt mit Ihnen zusammenarbeiten.“

I: Ja, das muss ein Selbstläufer werden. Ja, was sind Ihrer Meinung nach die größten Bedürfnisse der Sudenburger?

FG: Die Bedürfnisse der S? Das ist schwierig, das kann ich gar nicht im Einzelnen sagen. Das hängt natürlich immer vom Einzelnen ab. Also, also was so einen Stadtteil noch attraktiver machen könnte, meinen Sie das in dem Sinne? Oder was wünscht sich der S?

I: Ja, genau so.

FG: Also, ich denke mal eine Sache, die hier im Stadtteil wirklich wenig gegeben ist, Magdeburg ist eine sehr grüne Stadt. Hier im Stadtteil gibt es kaum grün, grüne Flächen, außer Schneiders Garten, hm gibt es hier kaum Möglichkeiten sich mal so ein Stück in einer grünen Umgebung aufzuhalten.

I: Ja, ok. Aha.

FG: Das ist ja in anderen Stadtteilen nicht so gegeben. Da ist es ja überall grün.

I: Ja, ok, gut. Das Internet hatten wir ja schon.

FG: Ja, das ist auch ein Bedürfnis.

I: Ja genau. Wie könnte man diesen Bedürfnissen begegnen? Was bräuchte man, um die Probleme zu beheben?

FG: Das ist eine knifflige Frage. (lacht) Im Großen und Ganzen ist das auch wieder abhängig von den einzelnen Bedürfnissen. Manche Sachen kann man natürlich auf dem schnellen Weg lösen und manche brauchen viele, viele Jahre oder sie sind nicht mehr zu lösen. (Pause)

I: Ja, ja ok. Aber sie hatten von dem Sozialwandel gesprochen, der uns vor ganz neue Herausforderungen stellt.

FG: Hm, Ja!

I: Was meinen Sie, was, also da gibt es ja, was bräuchte man, um diesen Problemen zu begegnen, vielleicht spitzen wir das mal auf das zu, was denken Sie, also sie arbeiten so lange im Stadtteil.

FG: Ich meine als Kultureinrichtung ist es natürlich ganz schwierig, gerade Leuten die, die wenig Ressourcen haben eh, sozusagen zu helfen freiwillig eine Kultureinrichtung zu besuchen,

selbst wenn sie sagen, „Sie kommen jetzt alle kostenlos rein.“ was wir auch schon oft gemacht haben, z.B. für Hartz IV Empfänger, oder wir bieten oftmals auch Veranstaltungen an für einen Euro, was natürlich so ein bisschen (unverständlich) (lacht), aber das wird ja gar nicht angenommen. Das sind dann ja Leute, die sich gar nicht kulturell engagieren. Das ist für die ja völlig uninteressant. Und ich meine, was ich mir noch wünschen würde, wenn man halt also die junge Generation in unser Haus einführt und wir haben hier ja, was die ältere Generation betrifft hier alles abgedeckt und wir nutzen ja hier das Haus auch sehr, sehr vielfältig. Wir haben ja hier einen großen Kreativbereich bei uns und unten den Kreativraum, wo jeden Tag Kurse sind und die unterschiedlichsten Kunstrichtungen, das ist das nicht. Aber ich denke mal das Heranführen von jungen Leuten und die anderen, die eh keine Kultur nutzen, die werden wir auch nicht erreichen. Und das ist auch nicht mehr, ja ...

I: Ja, ok, ... wenn Sie mehr Ressourcen zur Verfügung hätten, was würden Sie in S ändern? Noch mehr Ressourcen. Sie engagieren sich ja schon viel.

FG: Ich bin schon zufrieden mit dem, was war. Aus dem, was wir haben das Bestmögliche machen. Da ergeben sich dann ja vielleicht neue Ressourcen.

I: Ok, gut. Danke!

**Mitschrift Interview mit Herrn Hoffmann: 21.02.11**

Personen: I = Interviewer; HH = Herr H

Ortsansässig seit 1984 nach S gezogen in die St. Michael-Straße, 1986 mit junger Familie nach Ottersleben, danach in die Altmark und seit 1988 wieder in S, jetzt Hansapark.

Beruf: Aktuell selbständiger Unternehmensberater und bundesweit tätig. Mitbegründer der IG S. Seit 1989 politisch engagiert, später mit der SPD im Rat der Stadt Magdeburg, anschließend im Landtag als Abgeordneter (1994 - 2002). In dieser Tätigkeit durch Ausschussarbeit auch in verschiedenen Ländern unterwegs. Später in die CDU eingetreten. Heute wieder Mitglied des Stadtrates.

I: würden Sie S beschreiben oder seine Bürger charakterisieren?

HH: S ist ein (Pause) sehr nachhaltig gewachsener Stadtteil, wo die Menschen sich wohlfühlen und [über] Generationen hinweg im Regelfall auch wohnen bleiben. Also, man merkt es an der Kirchengemeinde, beispielsweise, dass teilweise auch Generationen hier schon in S wohnen. Wir bezeichnen das immer mit dem Stichwort „Ureinwohner“. „Ureinwohner“ von Sudenburg. Da sind dann halt die Elternteile, Großeltern und die bleiben irgendwo hier wohnen, wenns irgend[wie] geht oder teilweise haben sie zwar auch gebaut, aber kommen trotzdem nach S zu den diversen Anlässen oder zum Gottesdienst [unverständlich]. S ist allerdings auch durchwachsen (Pause) durch die Arbeiterschaft, die es ja dann auch über die vielen Jahrzehnte zu DDR-Zeiten ja auch in S gab und gibt. Durch die Wohnquartiere nördlich der Halberstädter Straße, also Wolfenbüttler und ähnliches, Helmstedter Straße. Sind [dadurch] Arbeiter- und Wohnquartiere immer gewesen. Das ist alles etwas [durchmischt], aber im Prinzip ist es noch so ähnlich, ja. Und, da gibt's also auch nicht nur die bürgerlichen Strukturen in S, oder die wiederentstandenen bürgerlichen Strukturen, das Wohlfühlen durch die Entwicklung der Halberstädter Straße, sondern eben es gibt eben auch die Arbeiterstrukturen, die hin bis zu (zögernd) einem Klientel geht, ich sag jetzt mal ganz offen, ich bezeichne das mal mit „Sudenburger Adel“, ja? Das sind die Generationen, die schon immer irgendwie vom Staat gelebt haben und weiterhin vom Staat leben möchten, weil sie's nicht anders machen wollen, ja? Es gab da so am Eiskellerplatz, im dem grünen Haus gegenüber von dem [Unverständlich] auf der anderen Seite, da so nen grünes Haus, so an der Ecke Lemsdorfer Weg [...] Da gabs früher mal ein Doktor Knierwaren (?) drin, Allgemeinmediziner, ne? Da wusste jeder in Sudenburg, wenn ich da hingeh, ob ich krank bin oder nicht, ich täusche was vor und ich kriege nen Schein. Und der Sudenburger Adel hat davon reichlich Gebrauch gemacht. Das ist so, immer schon so gewesen. So mein Begriff für dieses Klientel. Wir haben ja durch unsere Kinder auch immer wieder mal bei damaligen Kinderärzten für Sudenburg, Frau Dr. Birke, die jetzt schon im Ruhestand ist, doch auch mal darüber diverse Einblicke gehabt. Wenn sie sehen wollen, wie ne Gesellschaft sich darstellt, ob nun in einem Stadtteil oder sonst wo, müssen sie zu Ärzten gehen, da warten und dann sehen sie: Oh, was ist denn das jetzt hier. Gehört auch [zu einer Stadt] Oder in einem Krankenhaus, wenn das Kind krank ist, ja? Meine Tochter, die Magersucht hatte, [undeutlich] kann man sagen, war in Olvenstedt dann in so ner Station war. Da sieht man erstmal, was es alles für Menschen so in dieser Welt gibt. Weil man lebt ja in einer völlig anderen Sphäre als gut situierte bürgerliche Familie, ja? Aber sie sind eben doch da. Und so ist die Mischung auch in Sudenburg, ist allerdings ein lang gewachsener, langjährig gewachsener Stadtteil und wo man sich immer noch gut fühlen kann, auch wenn's die ein oder anderen Probleme gibt, [die man versucht zu lösen].

- I: Sudenburg stellt sich im Internet vor: "Magdeburgs Stadtteil mit Herz und Tradition" . Was macht S . Was zeichnet unseren Stadtteil aus? also die liebenswerten Seiten, die Schokoladenseiten. Was mögen sie an S? Wieso leben und arbeiten sie gerade hier und nicht in Stadtfeld oder auf dem Werder?
- HH: Auf dem Werder ist mit Sicherheit nicht so attraktiv. Stadtfeld vielleicht schon, mittlerweile. S ist zu DDR-Zeiten, die Halberstädter Straße, die eigentliche Einkaufsstraße gewesen. In S gab es immer schon sehr gute Einkaufsqualität und zwar zum großen Teil auf privater Basis zu DDR-Zeiten auch, also private Geschäfte, die es so woanders nicht gab. Und, gut, das hat sich mittlerweile durch Filialisten durchmischt, wie sie auch immer heißen, Rossmann und sonstiges., Aber es ist immer noch relativ attraktiv und bestimmte Geschäfte, bestimmte Fachgeschäfte, bestimmte, ja Dinge, die gibts halt nur in S und dann fährt man halt nach S deswegen, ja? Von anderen Stadtteilen auch. Und früher gabs so ein spezielles, ich glaub, das gibt es immer noch, [Geschäftsname undeutlich], ein spezielles Hutgeschäft. Wüsste nicht, wo es in MD noch ein Hutgeschäft gibt, wenn man eine bestimmte Hütesorte sucht. Und dadurch, durch diese Vielfalt von Geschäften und auch Cafés, die auch weiter in den letzten 20 Jahren entstanden sind, ist S natürlich, ja, man fühlt sich wohl in S, ja? ich könnte allerdings politisch, damit man sich noch wohler fühlen könnte, immer noch wieder mal was vorstellen. Also, dieses Trafo-Häuschen, da gabs schon vor vielen Jahren eine Initiative von mir, das mal wegzureißen und umzustrukturieren. Das wird aber von den SPDlern ...
- I: Wird es denn gebraucht?
- HH: Wird noch gebraucht und genutzt, leider. Man könnte den sogenannten Platz völlig umstrukturieren und dann hätte man ein richtig schönes Herz von Sudenburg, ein Zentrum mit Park und Grünanlagen und dort in der Ecke. Man könnte, da unten drunter gibt es auch schräg gegenüber diesen sogenannten Eiskeller, deshalb heißt das ja Eiskellerplatz und den könnte man auch, nach Erschließen, zu ner urigen Szenekneipe oder was auch immer. Also, man kann, ist schon immer noch einiges möglich zur Attraktivitätsverbesserung. Was mir auch so ein bisschen auf den Nägeln brennt, man muss schauen, dass man, dass es nicht zu sehr abflacht, wenn die ein oder anderen Geschäfte dann noch weiter raus gehen. Dann muss man sich noch was einfallen lassen oder gemeinsam. Ich kanns alleine auch nicht stemmen. Ich hab da mal eine Analyse gemacht dafür . Ja, im Herbst, im Frühjahr letzten Jahres habe ich in der IG-Sudenburg vorgestellt. So richtig mit der Powerpoint-Präsentation. [...] Weil hier die Sorge war, dass [undeutlich] da ist leer und da ist leer. Dann gibt es mal wieder doch wieder ein bisschen Bewegung, okay, aber man muss aufpassen, dass da nicht abflacht, dass es nach wie vor attraktiv bleibt. Wenn denn jetzt nun wirklich in diesem in diesem Jahr letztendlich der Sudenburger Wochenmarkt bebaut wird, wonach es momentan wieder aussieht, dann ist sicherlich auch noch ein bisschen mehr Attraktivität da, ja? [in Bezug auf Edeka und Rossmann] Man fährt es dann ja direkt an, man muss schon schauen, dass man immer dazwischen spezielle Fachgeschäfte hat, damit die Leute sich wie im amerikanischen Mauersystem, zwischen den Polen hin und her bewegen. Weil, nur durch die Bewegung auf der Halberstädter gibt es [undeutlich] Attraktivität. [undeutliche] Belebung auf der Halber, ja so.
- I: Das waren so die Schokoladenseiten. Jetzt die Schwachpunkte. Was sind die Schwachpunkte, Probleme, von S?
- HH: Eigentümer zu bewegen, ihrer Pflicht des Grundbesitzes Artikel 14 "Eigentum verpflichtet. auch zu entsprechen und beizutragen, dass S attraktiv bleibt. Stichwort "goldener Löwe": auf

der Halberstädter Straße wird Herr Breschke aus Hannover und angeblich wird er dann, wenn er das Enke-Carrée fertig hätte, würde er dann dort das nun endlich machen. [...] oder eben auch so hinterrücks, also auf der Hinterseite samt Michaelstraße gegenüber von dem CVJM-Gebäude. Dies, was da eingezäunt ist so zwischen zwei Gebäuden, so dieser Schandfleck. Da gibt schon Fotos von vor dreißig Jahren. Da sah es ganz genauso aus. Also, das sind so Dinge, die einen stören in S, ja und, das muss man schon sagen, aber überwiegt doch wirklich das Positive.

I: Was ihrer Meinung nach die größten Bedürfnisse der Sudenburger?

HH: Die größten Bedürfnisse der Sudenburger? (Pause) Die meisten Bedürfnisse, die die Menschen, glaub ich, so haben, sind einigermaßen befriedigt. Einkaufen ist attraktiv. Bedürfnisse wären höchstens noch in dem Sinne, dass halt, ja, [oder auf der anderen Seite] attraktive Cafés oder ähnliches zum Verweilen haben wir ja auch schon in S genügend, eigentlich. Und dadurch, dass die IG S sich doch intensiv immer wieder mit (Pause) Attraktionen meldet, ob jetzt nun zu Ostern mit dem Osterfeuer oder mit dem Sudenburger Straßenfest oder aber auch in Zusammenarbeit mit der GWA. Ich bin kein Freund der GWA. Das sag ich auch hier ins Mikro. Weil die GWAs in Magdeburg sind verdeckte Wohnparteiorganisationen der SED, der Linken, ja? Es gab zu DDR-Zeiten, muss man wissen, in den Wohngebieten sogenannte Wohnparteiorganisationen der SED und wo die [letztendlich] bis an die Basis ihrer Politik durchgesetzt haben und gesteuert haben. Damit ja keiner auf den falschen Gedanken kommt da was anders zu machen, was denen nicht schmeckte, ja? Und auch in S-Lemsdorf ist es so ähnlich. Sind zwar alles engagierte Leute, will ich ja gar nichts gegen sagen, aber Frau Pierau und Herr Müller sind halt die Vorboten der kommunistischen Linken und da habe ich echt was dagegen. Das hat eben auch mit meiner Biografie zu tun. Also, ne? Ich meine, ich bin zwar Christ, aber eigentlich hätte man die Linken damals nach Sibirien schicken müssen. [lachen] [...]

1989 suchten meine Frau und ich eine Wohnung und sind zu Frau Frömmer gegangen, der damaligen SED Stadtbezirksbürgermeisterin, die war da ein Jahr lang im Stadtrat und auch Geschäftsführerin der PDS im Stadtrat, mittlerweile ist sie im Ruhestand. Ja, [undeutlich] sie Wohnungen aufzeigen hier, die leer stehen, dann bekommen sie die und können die ausbauen, okay. Haben wir doch gemacht. Wir hatten Hinterzimmer, 2 Treppen, Toilette auf halber Treppe, Kind war im Anmarsch, 25 qm inklusive Flur, Küche und abgelegenheit. Und Duschkabine im Flur und Küche. Ja, da können sie doch das Baby drin baden. Deshalb hat man ja ne große Wohnung. Und die Wohnung, die wir dann gesucht und gefunden haben, die steht bis heute zum Teil hier. Dazu gehört unter anderem der goldene Löwe [lachen] von Sudenburg. Damals noch in einem besseren Zustand als heute, klar.

I: Haben da noch Leute gewohnt bis 90?

HH: ja ja, also nicht in allen Etagen, aber doch ein paar haben da schon noch gewohnt. Die werden irgendwann ausgezogen sein. Wenn die Leute dann erst mal das Haus fluchtartig verlassen, dann wirds natürlich nicht besser. Zurück zu ihrer Frage, die war?

I: Größten Bedürfnisse der Sudenburger ...

HH: in S. Es geht ja woanders auch. Also, dass auch in, die Menschen, die hier wohnen, also klar, sich wohlfühlen sollen, aber eben auch ein Einkommen erzielen sollten und können, wovon sie leben und das sie dann letztendlich auch hier ausgeben damit der Wirtschaftskreislauf auch erhalten bleibt. Und ja, das ist schon etwas, wo man immer, immer wieder auf obacht geben

muss, um attraktiv zu bleiben als Stadtteil, wenn das... Klar, S hat einen guten Stand in Magdeburg, attraktivster Stadtteil, der beste Weihnachtsmarkt, der ist kaum noch zu toppen von Stadtteil-Weihnachtsmärkten. Das ist alles klar. Aber man muss ja immer dran arbeiten, dass es auch so auf dem Level erhalten bleibt einigermaßen. Dass die Menschen sich wohlfühlen und letztendlich, ja, von der Attraktivität her ist schon eine ganze Menge gemacht worden. Da fällt ja eher das Schlechte auf, heutzutage. Vor 20 Jahren fiel das Gute auf, heute fällt das Schlechte auf. Muss man da noch an den Dingen arbeiten, was schlecht ist und das verbessern, aber das ist schon, ist schon eine ganze Menge getan worden. Sanierungen von Wohnraum natürlich. Das sind so Bedürfnisse, die jeder Mensch hat, das Wohnung ordentlich ist. Hansapark gehört ja auch noch zu S hier offizieller Stadtteil. Das war ja früher mal ein Acker, ja? Mittlerweile [wurden] hier auch 400 Wohnungen. Aber es gibt durchaus Ecken: ehemals Zuckerfabrik, [undeutlich] Brenneckestraße, Weinbergsweg, Goslarer Straße. Das wäre schon schön, wenn das auch mal ordentlich gestaltet wäre, aber das ist eben auch so nicht ganz einfach grad da Investoren zu finden, die was vernünftiges machen [undeutlich] Ich vergleiche auch immer wieder zwischen Bitterfeld und Leverkusen, weil Bitterfeld kann ich einschätzen, wie Bitterfeld vor 30 Jahren war. In Leverkusen war ich aus anderen Gründen öfters auch gewesen. Leverkusen sieht heute nach wie vor, aus meiner Sicht, relativ schlecht aus. Genauso schlecht, wie Bitterfeld vor 30 Jahren. Bitterfeld sieht mittlerweile top aus, ja? In Sudenburg, wenn sie jetzt Bilder vergleichen von vor 20/30 Jahren und heute, kann man eigentlich nur auch anerkennen, dass sich viel getan hat. Aber der Magdeburger ist so wie er ist. Das höchste Lob eines Magdeburger ist: da kannst nicht meckern. [...]

I: Wie könnte man diesen Bedürfnissen begegnen? Wir hatten jetzt Sanierung von Wohnungen. Ja, okay vielleicht...

HH: Ja, also, mehr grün könnte S schon noch vertragen. Das muss ich schon sagen, ja? Das ist richtig, um attraktiver zu werden. Spielplätze, denk ich mal, sind genügend da. Wie könnte man den Bedürfnissen begegnen? Indem man Stück für Stück, ja wie ne Art Masterplan daran arbeitet, das ein oder andere auch gemeinsam zu bewältigen. Ich denke mal [durch] die IG S ist da schon ein Instrumentarium da, was es in anderen Stadtteilen so mit dieser Organisationsdichte nicht gibt. Das führt dann dazu, dass eben doch S auch immer attraktiv gehalten wird und gemeinsam auch mit, ja, allen politischen Mandatsträgern, daran gearbeitet wird, das, was an Bedürfnissen da ist, zu verbessern gilt, auch, letztendlich auch umzusetzen. [undeutlich] Aktuelles Stichwort ist ja das Thema DSL. Das stört mich ja auch und wir hatten das ja auch hier ewig.

I: Haben sie hier DSL?

HH: Wir haben DSL. 16 000 Leitung ja sogar. Die brauchen wir hier auch. Meine Frau macht hier Videokonferenz mit New York. Ich skype ja auch mit Spanien, mit [undeutlich] und mit Schottland und sonst etwas auf der Welt. Oder eine unserer Töchter ist in Genua. Da braucht man ne schnelle Leitung. Da versuche ich eben auch ein bisschen auch die städtischen Verantwortungsträger gemeinsam mit den Provider so zusammen zu kriegen, dass wir dann übernächste Woche da mal eine vernünftige Lösung da mal haben. Das die Bedürfnisse in S. Das ist ja nicht nur ein Bedürfnis der Händler, der Unternehmer, sondern auch der privaten Personen oder Haushalte. Das ist ein richtiges Grundbedürfnis mittlerweile, glaub ich, geworden eine vernünftige Internetanbindung zu haben, um Kommunikation gewährleisten zu können. Das ist so wie Strom, Wasser, Gas aus meiner Sicht. Und auch zukünftig notwendig, um auch da als Stadtteil attraktiv zu bleiben. Wenn das nicht gelöst wird, gibts ein Problem und, wenn man z.B. auch junge Menschen anziehen möchte, Studenten beispielsweise, ist es

auch sinnvoll so etwas hier zu haben. Oder auch in den Cafés dann kostenfreie Hotspots einzurichten. Da, das ist ja nicht die Welt an Investition, aber das führt auch dann wieder uns als [undeutlich] Verbesserung- die Bedürfnisse werden befriedigt, die Leute fühlen sich wohl, S ist wieder in aller Munde. Aber das ist ein Problem, was wir [undeutlich] mussten. Das ist ganz einfach.

I: Wenn sie noch mehr Ressourcen zur Verfügung hätten, als sie schon einsetzen, was würden sie in Sudenburg ändern? Träumen sie, wenn sie träumen ...

HH: Also, ich würde das Trafo-Häuschen wegreißen und ich würde das vernünftig gestalten in S. Eiskellerplatz. Und ich würde weitestgehend alle Lichtsignalanlagen in S abschaffen und Kreisverkehre installieren. [Abschweifung ...] Die Investition von Kreisverkehranlagen gegenüber von einer Lichtsignalanlage ist immer etwas teurer. Die Betriebskosten sind kostengünstiger auf Dauer gesehen und der Verkehrsfluss ist beim Kreisverkehr im Regelfall besser zu regeln, als bei einer Lichtsignalanlage. Das ist einfach so mal, das sind die Argumente. Da gibts allerdings bei der Stadt beim Baudezernat immer wieder mal Denkweisen, die nicht nachvollziehbar sind. Der Stadtrat hat zwar beschlossen Vorrang von Kreisverkehren generell für die ganze Stadt, aber die Stadtverordnung hält sich nicht dran. Das nervt uns. Wir geraten da zuweilen im Stadtrat aneinander. Gerade aktuell mit dem Sudenburger Wochenmarkt, Halber - Einmündung Braunschweiger Straße soll noch ne Lichtsignalanlage errichtet werden. Das ist einfach doof. Muss ich mal so sagen.



**Ausschnitt aus der Mitschrift des Interviews mit Herrn K**

Datum: 21.02.2011 11.00 Uhr durchgeführt von Brigitte Willerding,

Personen: Interviewer = I; Herr K= HK

Herr K ist Rechtsanwalt und lebt seit 1996 in S. Seit 2002 ist er der Vorsitzende der IG S.

ab Min 2:20 – 17:20

I: Wie würden sie S. beschreiben? Wie würden Sie seine Bürger charakterisieren?

HK: Das sind ja zwei Fragen.

I: Ok, das ist ein Anstoß zum Erzählen.

HK: Also S ist ein Stadtteil von MD. Um S zu charakterisieren, muss man sich vor Augen halten, dass ich meine 1876 war das, S eine eigene Stadt war. Durch eine Einigung haben sich die beiden Städte zusammengetan und S ist als Stadt innerhalb der Stadt MD aufgegangen. Davon ist geblieben, dass S sich schon als etwas besonderes und eigenes in der Stadt MD sieht.

I: Kann man noch die Bürger charakterisieren?

HK: Das ist schwierig, weil es so unterschiedliche Bürger gibt. Es gibt sicherlich die alteingesessenen S, die hier aufgewachsen sind und die immer noch hier leben. Dann gibt es S, die vorher in anderen Stadtteilen von MD gewohnt haben. Und dann gibt es S, die wie ich von woanders zugezogen sind. Das macht es dann schon schwierig zu sagen, der S ist so und so. Dann haben wir den Bereich Friedenshöhe, der ein bisschen abgegrenzt wirkt.

I: Ja, ganz anderes Milieu. Ja, S stellt sich im Internet vor mit MDs Statteil mit Tradition und Herz. Was macht S so besonders? Was zeichnet den Stadtteil aus, warum ist er so besonders? Er fühlt sich ja auch besonders und eigenständig. Was mögen Sie an S und warum leben und arbeiten Sie gerade hier? Was sind so die Schokoladenseiten von S? Was macht es so lebenswert?

HK: Also wir haben hier alles, was man so braucht. Wie in einer kleinen eigenständigen Stadt ist das hier alles vorhanden. Und das hat seinen Ursprung darin, dass S mal eine eigenständige Stadt war und dass sich das hier erhalten hat. Ein S sieht sich dennoch als Magdeburger, aber mit einer gewissen Eigenständigkeit. Wenn man hier eine gute Idee hat, findet man auch Partner, mit denen man das verwirklichen kann. Da mag dann schon erst eine gewisse Skepsis sein. Man wird sich das anhören und es ist nicht so, dass alle gleich Hurra rufen. Aber es gibt so eine gewisse Grundskepsis. Das ist nicht speziell für S, sondern für den gesamten Raum hier. Erstmal mit einer skeptischen Grundhaltung daran gehen aber so offen sein, dass man es sich anhören mag.

I: Was sind die Schwachpunkte, Probleme, Herausforderungen von S?

HK: Also Schwachpunkte denke ich sind, obgleich wir hier schon eine gute Entwicklung in den letzten 20 Jahren hatten, dass ist, dass es immer noch Bereiche gibt, die baulich gesehen in Angriff zu nehmen sind. Etwas anderes, was mir wichtig erscheint: Um sich eine Eigenständigkeit zu erhalten, muss man auch etwas dafür tun, besonders um sich auch von der

Innenstadt abzugrenzen. Das bezieht sich stark auf das, was hier der Einkaufsbereich ist, dass hier also eine Vielfalt an Einkaufsmöglichkeiten verbleibt.

I: Dafür macht sich ja auch besonders die IG S sehr stark. Was gibt es an größten Bedürfnissen der Bürger von S?

HK: Da müsste man mal eine Umfrage unter den Bürgern von S machen. Ich habe so eine Umfrage noch nicht gemacht.

I: Gute Idee. Gut dann zur nächsten Frage. Wenn Sie noch mehr Ressourcen zur Verfügung hätten, was würden Sie in S verändern? Wenn man so richtig träumen könnte, was würden Sie dann verändern? Was sind Träume für den Stadtteil? Auch für das eigene Lebensumfeld.

HK: Das fällt mir schwer. Was ich mir schon wünschen würde, dass S noch aktiver sein könnte für Familien und Kinder und junge Leute.

I: Was müsste denn da passieren, dass das noch attraktiver wird?

HK: Vielleicht brauchen wir noch ein paar Bebauungsflächen für Einfamilienhäuser. Dafür gibt es wenig Raum. Da gäbe es schon Bereiche mit Industriebrachen, wo ich mir das räumlich gut vorstellen kann, z.B. hinter der Brenneckestraße. Ich weiß aber nicht, was für einen Aufwand da betreiben muss, weil Industriebrachen auch immer so ein Potenzial für Altlasten bergen. Je nach dem, was man da forcieren will, könnte ich mir das auch im Bereich Friedenshöhe vorstellen. Der Bereich ist ja mit Neubauten aus den 70 und 80er Jahren bebaut. Das wird von Wohnungsbaugenossenschaften gehalten. Ob die in dem Umfang alle erhaltenswert sind, oder ob man da auch durch Abriss Flächen bekommt, die man dann für kleinere Einheiten nutzen könnte, ob es dann Einfamilienhäuser sind oder kleinere Objekte. Nur das hat nichts mit meinen Ressourcen zu tun. Das kann ich nicht.

I: Ja, das geht ja auch mehr ums Träumen. Gut, herzlichen Dank für das Gespräch.

**Ausschnitt aus der Mitschrift des Interviews Frau K vom ASZ 21.Feb 2011, 14h**

Beschreibung des Projektes 50plus, seit 2006 kulturelle Angebote für Langzeitarbeitslose, betreuen von ca.18 langzeitarbeitslosen Leuten, Ziel: wieder Mut fassen und auf andere zugehen, weil viele unter psychischen Nebenwirkungen wie Depressionen usw leiden

Ab Min. 5:40

I: Wie würden Sie Sudenburg beschreiben?

FK: Ja wie würd ich S beschreiben ... Also S. ist aus meiner Sicht ziemlich speziell. Wir reden schon öfters hier im Büro drüber, wie das so ist mit den Sudenburgern...

Is ne sehr stures Völkchen so sehn wir das, sehr eigen

Ich hab eigentlich schon oft gesagt das ist eigentlich so der typische Magdeburger, so von der Sprache her und auch so vom Auftreten Also... Hart aber herzlich

I: (lacht)

Wir erleben die S. Hier ganz oft. Sie tanzen halt gerne, sie spielen gerne aber was so mit Kultur, wie Ausstellung betrifft z.B. daran liegt, aus unserer Sicht dem S. wenig Wir haben z.B. ne Tanzveranstaltung jeden Dienstag, die wird einfach stark frequentiert, mit mittlerweile fast über 40 Personen. Das mögen sie halt

Wenn wir was anderes einbauen wie z.B. Gitarrenvortrag oder Kinder kommen ...

... möchten lieber tanzen, möchten sich bewegen und tanzen, so kennen wir den Sudenburger

Und Es wird halt mal schnell was gesagt wenn ihnen was auf der Seele liegt, egal wies ankommt und damit muss man leben können, damit muss man auch umgehen können

Ansonsten S an sich erlebe ich eigentlich als recht jung, auch wenn man so durch den Stadtteil geht es gibt zwar auch ne großen Anteil von alteren S aber eigentl ein recht junger Stadtteil

nicht unbedingt familienfreundlich, muss ich ganz ehrlich sagen für Ältere und für ganz Junge ....

In meiner Studentenzeit hab ich hier sehr gerne gewohnt und auch noch als ich hier ohne Kinder gewohnt habe...

Ja, für Familien ... es ist zu wenig hier angesiedelt

Davon abgesehen ist hier ein hohes Verkehrsaufkommen hier ich finde sehr stressig auf der Halberstädter Straße ist immer was los ... wird zumindest nicht langweilig ein sehr lebhafter Stadtviertel, wenn ich an Salbke denke, wo ich wohnen(...) Und hier ist eigentlich immer was los

Von der Infrastruktur Einkaufen und so weiter super!

Stadtnähe kann man überhaupt nicht meckern

und von den Mieten her, weiß ich auch dass man hier recht günstig wohnen kann

Aber man kann auch noch einiges tun in S. Weil vieles ist doch, wird ja auch in der GWA drüber geredet:

Wenn es um Hundkot geht

wenn es darum geht Brachflächen mal zu sanieren oder überhaupt .... sinnvoll zu bebauen

Da haben wir noch einen großen Nachholbedarf, das muss ich ganz ehrlich sagen

I: S stellt sich im Internet vor mit Magdeburger Stadtteil mit Tradition und Herz. Was macht S so besonders oder warum arbeiten sie gerade hier?

FK: Ja, Das hat sich praktisch so ergeben (...) Das war ganz ganz komisch, als ich hier weggezogen bin hab ich genau wieder hier angefangen, ich hab vorher in Olvenstedt gearbeitet das war irgend wie komisch ja, aber

aber eigentl. arbeite ich ganz gerne hier weil man ... Ich weiß mittlerweile mit den Menschen hier umzugehen

Ich mags lieber, wenn man das Herz auf der Zunge trägt, das macht S. auf jeden Fall aus

dann die kleinen traditioneleln Geschäfte, wobei man allerdings auch sagen muss: die werden auch

immer weniger Wenn ich an das Goldfachgeschäft von der Sidonja Riehmann, .denke dass das zu ist ... Das schmerzt schon sehr ... Ich kenn´ das noch aus meiner Kindheit

I: Sind sie Sudeburgerin?

FK: Wir haben im Kroatenweg gewohnt ... Ich kenn S von daher ... von der Kindheit

... Die Ambrosiusgemeinde, das ist ganz klar, das ist das Herz S. Das ist so ne Wahrzeichen

Was mir ganz doll fehlt mittlerweile, wo ich nicht mehr hier wohnen, wo man einfach mal den Kopf raushängt mittags, das ist das Glockenspiel, hier bei dem Uhrenmeister, das ist so toll, jedesmal was anderes und das hat so was beruhigendes auch wenn die Autos an einem vorbeirauschen. Das ist für mich das Herz S. Egal zu welcher Tageszeit

Und besonders zu Weihnachten mittlerweile ist dieser Weihnachtsmarkt, der hat ja mittlerweile auch Tradition wo die GWA und auch mit der IG S so voll einsetzen... die geben alles, um das zu organisieren das merkt man auch: Da kommt was rüber Das sind so viel engagierte Leute dabei das ist was total Angenehmes

Wir sammeln z.B. für Volkssolidarität in der Straßensmmlung. Man kennt sich halt untereinander hier dann läuft man die Geschäfte ab, fragt und die Traditionsgeschäfte geben immer

I:Ja, das sind sehr engagiert Leute

Das ist auch wenn mal so mal fragt ... wir machen einmal im Jahr eine Weihnachtsfeier für bedürftige Menschen. Da wird dann Kuchen vorbeigebracht. Das klappt einfach alles

Man muss natürlich ... Man Kann nicht einfach reinkommen nach dem Motto Hoppla hier bin ich ... das funktioniert hier nicht ... Das ist wirklich jahrelang gewachsen. Wenn aber was gewachsen ist und man hat sich die Hände gereicht, so auf gegenseitiger Basis, dann hat man die Leute auch für immer. Das schätze ich an S sehr, das kann ich mir in anderen Stadtteilen weniger vorstellen

Das ist so ne richtiger Magdeburger Stadtteil ... muss ich immer wieder betonen: Hart aber herzlich

I: Also, sie lieben den Stadtteil, das merk ich schon ...

FK: Ja, doch Ich arbeite sehr gerne hier!

Í: Schwachpunkte; Probleme, Herausforderungen

FK: Also das hab ich ja schon gesagt, die Brachstellen, an einigen Stellen

die wunderschönen alten Villen, die einfach nicht saniert werden; was wirklich , sehr schade ist dann ...Ich bin im Sommer Fahrradfahrer, Das find ich ganz arg schlimm die Fahrradwege sehr schlimm hier teilweise

Und da müßten sie an Geschwindigkeitsbegrenzung arbeiten, wenn ich an den Lehmsdorferweg denken: das ist einfach als Fußgänger und Fahrradfahrer die pure Angst, das muss ich einfach sagen teilweise ist S. sehr sehr schmutzig

(Gespräch über Mängel des Hauses des ASZ)

Und die Parkplätze hier in S. Das ist ja fast alles kostenpflichtig ... ich park ja hier öfters mal im GuthMutsweg .. dass die Anwohner genervt sind, kann ich total verstehen ....

(Gespräch über Parkplatzgebühr vorm Haus)

FK: Ansonsten ... Von S kommt man mit Straßenbahn mit dem Bus überall hin, muss ich ganz ehrlich sagen ... das ist ideal ... zu Fuß eigentlich sowieso

Was schätz ich noch nicht so an S? (Überlegt) Ja, ich sag mal ich würde mich abends ... oder ne Zeitlang, `letztes Jahr wars ne zeitlang so, dass hier viele Überfälle stadtfanden , grade so

Eiskellerplatz, wo sie auch die Kamera angebracht haben .. Ich weiß garnicht ob die überhaupt noch dran ist Das ist schon etwas was einem ein Bißchen unsicher macht am Tage ist S sehr angenehm bloß Nachts bin ich doch ein bißchen verunsichert wir haben hier auch noch Freunde wohnen und so was ... Ein bißchen mit Bauchweh, aber vielleicht liegt´s ganz einfach daran, dass man älter wird. Früher hat man sich da nicht so viele Sorgen gemacht

I: Was sind die größten Bedürfnisse der Sudenburger?

FK: Ja... (überlegt) Zumindest keine Frisöre und Blumenläden, davon haben wir eigenug

Ja, so vielleicht ne bißchen mehr noch so Cafés .. Eiscafé.

Wir haben ja hier 2 Eiscafés auf der Halberstädter .... und die sind beide völlig überlaufen, im Sommer aber total da kriegt man keinen Platz mehr ... Sowas in der Art

Noch so ne kleines Café , so was in der Art wie die Alte Apotheke, das ist ja wirklich wunderschön aber hat halt so ne geringe Platzkapazität sowas könnt man vielleicht noch mehr gebrauchen Eindeutig mehr Spielplätze! Es sind zwar hier an den Außenstellen am Lehmsdorferweg und am Wormser Tor sind jeweils Spielplätze aber ich find das ein bißchen wenig

Mehr Fahrradwege, muss ich so sagen, besser ausgebaute Fahrradwege

Eigentlich mehr Angebote für Kinder zB. Für die älteren Kinder. Wir arbeiten ab und zu mal mit dem Jugendclub Magnet, aber der reicht aber auch nicht aus für die Jugendlichen Und nicht jeder Jugendliche möchte in den Jugendclub gehen. Da fehlt ne Boltzplatz irgend sowas für ältere Kinder, ... oder Jugendliche, Kinder wollen sie ja nicht mehr genannt werden Das fehlt auf jeden Fall

Vielleicht auch mehr Tanz, Wir bieten ja einmal in der Woche Tanz an für die Senioren

Aber das Bedürfnis ist schon größer Wir haben schon mitgekriegt, dass unsere Senioren ... die fahren teilweise ins Nordlicht, dann fahren se ins ???

(Überlegt laut über Tanzcafés anderer Stadtteile, wo Senioren zum Tanzen hingehen könnten)

... Irgendwas fürs Wochenende wo die Leute hingehen können. Irgendsowas in der Art fehlt auf jeden Fall

ne Kino natürlich, ne kleines, ja, sowas

I: Wie könnte man diesen Bedürfnisse begegnen? Was bräuchte man um die Probleme zu beheben?

FK: Also ich finde schon , dass, ... Geld ist natürlich die eine Sache ... Was mir auffällt, dass immer die selben sich engagieren, besonders halt hier aus der GWA Runde Dass der der Sudenburger selbst, also auch als Bürger mehr machen müßte Das merken man halt in der GWA wenn man sich hier trifft dass so nne gewisse Gleichgültigkeit in Sudenburg herrscht Ich kenn noch die GWA als sie noch auf der Friedenhöhe war, da waren die Bürger viel interessierter und wollten auch was machen. Das fehlt hier ne bißchen ... ne größeres Engagement Dass die Leute auf die Str. rausgehen dass die Leute sagen Wir machen hier mit, das könnte man auf jeden Fall hier gebrauchen

vielleicht auch mal -ich weiß gar nicht ob es sowas gibt - ne Umfarge unter den Bürgern in S direkt, da würden sich vielleicht mal unter den Bürgern selbst eigene Ideen dazu entwickeln

I: Gute Idee

Man muss die Leute bloß auffordern, das ist so unsere Erfahrung Ideen einzubringen und wenn se was möchten, fragen „Sagen sie, wie stellen sie sich das vor? Wie setzen wir das um?“ Und da kommt doch eher was , wie wenn...Ja ... Die Leute von alleine machen das nicht, sie brauchen immer so ne kl.Schupser

I: Wenn sie noch mehr Ressourcen zur Verfügung hätten? Träume?

FK: Ja, wenn ich noch mehr R hätten, vielleicht mit ein gr. Büro, mit mehr Mitarbeiter Würd ich gern unser Beratungsangebot komplett ausbauen hinsichtlich Schuldnerberatung. .... Suchtberatung, eigentlich das alles mehr als Anlaufpkt. ausbreiten

Und Wir hatten mal ne Zeit lang das mob Bürgerbüro drinnen,

so was zB das ASZ als komplette Anlaufstelle für sämtliche Anfragen zu nutzen, das wär so ne Traum. Dass man wirklich für sämtliche Altersgruppen in Frage kommt, nicht nur für Senioren und Arbeitslose, dass man Ab und zu mal was mit Kindern und Jugendlichen macht , aber Beratungsbedarf besser abzudecken, denn der ist einfach da

I: Auf welchem Gebiet?

Schulderberatung haben wir festgestellt ist ne hoher Beratungsbedarf da Pflegeberatung, die können wir zwar zum Teil abdecken, aber da bräuchten wir praktisch noch mehr Weiterbildung, weil wir sind ja schließlich keine Krankenkasse oder ausgebildete Pflegeschwestern, sonder wir sind ja mehr auf sozialpädagogischer Ebene und das ist ja ein bißchen zu allgemein für das alles. So was in der Art. Oder man holt sich die Fachleute rein, das wär` alles kein Problem, wenn wir mehr Raumkapazitäten hätten ...

Am liebsten wie so ne ganz riesengroßes Begegnungszentrum, wie so ´n riesengroßes Bürgerhaus, aber ich glaub davon träumt wohl jeder Stadteil

(Gespräch über Bürgerhäuser in den verschiedenen Stadtteilen in MD)

Entweder es mangelt an Geld, Räumen oder meistens Mitarbeiter

Dann könnte man vielleicht auch am Wochenende mehr machen, wie sich unser Sozialbeigeordnete sich das vorstellt, Ja aber man kann ja nicht mehr als 40 Stunden ... sollte man vielleicht nicht arbeiten ....

Bis Min 21:47

**Ausschnitt aus der Mitschrift des Interviews mit Herrn Z**

Datum: 21.02.2011 16.00 Uhr durchgeführt von Brigitte Willerding,  
 Personen: Interviewer = I; Herr Z= HZ

38 Jahre. Seit 1998 in S. Arbeit außerhalb von S als Polizeibeamter, vorher Finanzbeamter.

Verheiratet, drei Kinder. Ehrenamtliche Mitarbeit in S seit 2002. Hauptengagement seit 2003 für den Sudenburglauf. Seitdem auch engagiert in der IG S. Ferner Sudenburg Open-Air zum Straßenfest, Mitinitiator vom Weihnachtsmarkt in S.

I: Wie würden sie Sudenburg beschreiben, wie würden sie seine Bürger beschreiben oder charakterisieren?

HZ: Hmm ... Sudenburg ist der Stadtteil mit unglaublich vielen Möglichkeiten. Öhmm ... der allerdings doch einen städtischen Charakter hat. Öhmm ... die Bürger Sudenburgs sehen sich, glaube ich, hauptsächlich als Magdeburger, und erst in zweiter Reihe als Sudenburger, was ich bedauere. Öhmm ... es gibt ... öhmm ... viele Einzelaktivitäten in Sudenburg ... die wenn sie gebündelt werden und vernetzt werden, wie es bei der IG Sudenburg ja passiert ... öhmm ... sehr vielfältig sind, die aber leider nicht dazu führen dass, ... öhmm ... so en ... so en, so ne breite Kietz-Einstellung entsteht. Also so das klassische wie in Ottersleben beispielsweise, ne. Die Ottersleber sehen sich als Ottersleber und ... öhmm ... wenn man se drauf aufmerksam macht sagen sie: „ja Magdeburger sind wir auch“ ... [lacht] ...

I: Guuuut ... aha ... ahja das ist interessant, interessante Einschätzung. Ehm ... Sudenburg stellt sich im Internet da als Magdeburgs Stadtteil mit Tradition und Herz. Was macht Sudenburg besonders [unverständlich] wollen wir jetzt über die Schokoladenseiten von Sudenburg reden. Was zeichnet unseren Stadtteil aus? Was mögen sie an Sudenburg? Wieso leben s... leben, beziehungsweise arbeiten sie gerade hier? ... Also Arbeiten jetzt ist das Engagement hier.

HZ: Hmm ... Was macht Sudenburg besonders? ... hmmm ... Die Bereitschaft ... ich finde die ... Besonders macht Sudenburg die Bereitschaft der Einzelakteure ... öhmm ... sich gemeinsam zusammen zu tun. Möglicherweise aus der Erkenntnis heraus dass nur gemeinsam ... öhmm ... das Abkoppeln der Stadtteile von der Entwicklung ... öhm .. der Stadt zu verhindern ist ... öhm ... weil ja durch die sehr intensive Fixierung ... öhm ... der Stadtverwaltung auf das Stadtzentrum ... öhm ... die, die ... öhm ... die Stadtteile doch arge Schwierigkeiten haben ... öhm ... dass da eigentlich eine offene Bereitschaft ist das zu tun, dieses zusammen zu wirken, das zeichnet Sudenburg aus. Also wenn ich jetzt Olvenstedt beispielsweise sehe ... öhm ... wo jeder, oder wo viele Akteure so für sich machen, oder ganz ... ganz bedauerliches Beispiel gerade in Neustädter Feld ... öhm ... wo's ... öhm ... auch ... öhm ... öhm ... engagierte Partner gibt, die aber nicht miteinander arbeiten, sondern nebeneinander. Öhm ... das ... das zeichnet Sudenburg aus, dass hier die Partner miteinander arbeiten, halt, ne. Was mag ich an Sudenburg? Öhmm ... Sudenburg hat einen Städtischen Charakter, das ist mir wichtig. Öhmm ... ne umfangreiche Infrastruktur vorzufinden. Gute Anbindung an öffentliche Verkehrsmittel vorzufinden und trotzdem hat es aber ne gewisse Kleingliedrigkeit. Sicherlich nicht für jeden, aber zumindest wenn man so ein bisschen sich einbringt in den Stadtteil. Das Klassische Beispiel dazu: ... öhmm ... Ich habe ein Brot gekauft und das beim Lottoladen liegen gelassen, bin dann weitergegangen zum Reisebüro um was abzusprechen für den Sudenburglauf und war dann schon bei dem, leider nicht mehr auf Halberstädter befindlichen, Juwelier Riemann, um ne Uhr zur Reparatur zu geben. Und es ist also den Händlern gelungen, meinen Weg nachzuvollziehen und mir zu Herrn Riemann, mein Bort

hinterher zu tragen, halt, ne. Also das kann Sudenburg trotz des städtischen Charakters, definitiv auch. Und das mag ich an Sudenburg. Dass Sudenburg, während die Magdeburger ja an sich so ein bisschen verschlossen sind, ne Weile brauchen bis sie warm werden. So dieses klassische. Das größte Lob das Magdeburgers ist ja: „Das war nicht schlecht“ ne.

I: [lacht] ja, das hab ich jetzt auch schon öfters gehört.

HZ: Das hat Sudenburg nicht so ausgeprägt, was ja auch deutlich wird bei unserem Open-Air oder beim Weihnachtsmarkt, wo die Leute eben auch schon mal auf der Straße tanzen, ne? Man kennt sich inzwischen ja ... könnte besser werden.

I: ja, verbessern kann mans immer. ... Was sind die Schwachpunkte, Problem, Herausforderungen?

HZ: Schwachpunkt ist dass wir zu wenige Akteure haben. Wir haben sehr engagierte, sehr motivierte, sehr kreative Akteure, aber es sind zu wenige. Wenn ich da wieder den Blick nach Ottersleben schweifen lasse, wo der ganze Stadtteil das Fest macht. Ist es hier eben doch, dass bestimmte Akteure ein Fest machen und viele gern zu Besuch kommen. Aber die Bereitschaft dann sich einzubringen, Zeit zu investieren, die ist relative gering, weil S. dann doch eher den städtischen, den anonymen Charakter hat, halt, ne? Problem ist zweifellos die Internetversorgung, die inzwischen wie eine Grundversorgung ist und die einfach sehr problematisch in S. Ist, und das wirft ja Folgeprobleme auf, dass eben Händler sich eher für einen anderen Stadtteil entscheiden wenn sie ein Geschäft auf machen, oder auch Mieter sich für nen anderen Stadtteil entscheiden, und gerade was mir sehr gut gefällt, was S. ja relativ reichlich hat, so Wohngemeinschaften, so im Bereiche Heidestraße und sehr stark auch im Bereich Fichtestraße, von Studenten, Wohngemeinschaften von Studenten, die gucken natürlich auch nach dem Internet. Das wird im Moment etwas abgemildert dadurch dass das mobile Internet so im Vormarsch ist, halt. Aber das ist durchaus ein Problem.

I: Haben sie hier Internet?

HZ: Funk! Wir haben uns letzten Endes auch für mobiles Internet entschieden, das ließ sich nicht anders regeln. Joa ... Schwachpunkte sonst, fällt mir nicht wirklich ein. Wir sind ja seit 2001 amtierender beliebtester Stadtteil. Ich gebe zu es liegt daran dass seit 2001 kein neuer Test war [lacht]. Aber wir sind es und waren es damals durchaus deutlich und haben immerhin auch Bereiche wie Stadtfeld-West, also Innenstadt, hinter uns gelassen.

I: Was sind ihrer Meinung nach die Bedürfnisse der Sudenburger Bürger, oder die größten Bedürfnisse? Fangen wir mal bei den größten an.

HZ: Arbeit. Das größte Bedürfnis der Sudenburger ist Arbeit. Das ist natürlich jetzt kein spezielles Sudenburger Problem. Kann ich eigentlich auch nicht sagen dass es jetzt in Sudenburg besonders problematisch wäre, aber dass ist das Hauptproblem der Bürger. Ansonsten dass ich jetzt sagen würde es gibt ein besonders großes Sudenburger Bedürfnis, fällt mir ehrlich gesagt nicht wirklich was ein.

I: Spezifisch (unverständlich) ... Die neue Statistik von Sudenburg ist ja rausgekommen, da muss ich mal nachgucken wie viele Arbeitslose, die Statistik jetzt sagt. ... Wie könnte man diesem Bedürfnis begegnen? Was bräuchte man um das Problem der Arbeit zu lösen?

HZ: Also ich fürchte es lässt sich isoliert in Sudenburg nicht lösen, also diese Problem Arbeit, halt,



ne? Was bräuchte man dafür? Also ich denke auch dass Sudenburg als Stadtteil zu klein ist, wenn man jetzt das Problem Arbeit angehen wollte, wenn man sagt man hat jetzt hier einen verbesserten DSL-Anschluss, oder man würde jetzt in der (braunen??) Lager-Straße das Gewerbegebiet sanieren um dort weiteres Gewerbe anzusiedeln würde das bei der Arbeitsplatz-suche nicht bedeuten dass dort nur Sudenburger arbeiten. Also wie gesagt, da es kein konkretes Sudenburger Problem ist könnte ich auch nicht aufzeigen was dazu beitragen könnte dieses Problem zu beheben.

I: Wenn sie noch mehr Ressourcen und noch mehr Energie und noch mehr Ideen hätten, oder Ideen, Ressourcen zur Verfügung hätten, was würden sie in Sudenburg ändern? An welcher Stelle möchten sie sagen: „Das würde ich machen!“? So ein Traum, also das muss nicht der Realität entsprechen.

HZ: Ich würde so ein Zentrum wie die alte Feuerwache oder wie das alte Service-Zentrum stärken. Im Sinne davon, dass dort für Bedürfnisse verschiedenster Altersgruppen, verschiedenster Interessengruppen, Raum, Zeit geschaffen wird um diese Interessen zu bündeln und den Leuten gemeinsam zu helfen zu einer Lösung zu kommen. Da gefällt mir zum Beispiel außerordentlich was das ASZ jetzt gerade anschiebt, diese Aktion 50plus, um die Leute aus der Lethargie rauszuholen. Ich würde mir in diesem Zusammenhang wünschen dass es beispielsweise auch so was gibt ... wir haben ja einen Jugend-Club, aber für die etwas kleineren Bereiche, Verknüpfungspunkte für Alleinerziehende oder auch Familien mit kleinen Kindern, die womöglich auch auf der Arbeitssuche sind. Weil ich denke: Die Verbindung von Leuten, das Vernetzen von Leuten, das sich gegenseitig kennen, das gegenseitig wissen was der andere kann, führt häufig dazu dass man sich gegenseitig Hilfestellung geben kann. Also ich sag mal, Schlagwort wäre wahrscheinlich so ein Stadtteilzentrum, halt, ne? Wo man mit Problem hin gehen kann, wo auch reine Behördendinge erledigt werden können. Also mit nem Bürgerbüro und sei es nur einmal in der Woche, halt, ne?

I: Wenn Sie noch mehr Ressourcen zur Verfügung hätten, was würden sie in Sudenburg ändern?

HZ: Ja, ein klassischer Sudenburger Kommunikationsplatz, das wäre schön. Was letzten Endes die (unverständlich) Identifikation der Menschen mit dem Stadtteil verbessern würde, ja. ...

I: So was wie der Ambrosius-Platz?

HZ: Ja, Ambrosius Platz, aber eben auch in Verbindung ... zum Beispiel wie mit der Feuerwache, dass es eben nicht nur Räume draußen sind, sondern eben auch irgendwo geschlossene Räumlichkeiten. Einfach ein Anlaufpunkt, wo ich eine Basis finde.

I: Ja, vielen Dank